This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

✓

~~256 a 15~~

Vet. Ger. III B. 846

Die eiserne Jungfrau.

Schlesischer Sagen-, Historien- und Legendenschatz.

Herausgegeben

von

Herrmann Goedsche.

Mit Abbildungen.

Meissen,
bei Fr. W. Goedsche.
1840.

THE TAYLOR INSTITUTION
LIBRARY OF
UNIVERSITY
OF OXFORD
13 NOV. 1930

Einleitung.

In der alten Reichs- und Handelsstadt Breslau, im uralten und durchs ganze Schlesierland weit und breit bekannten Schweidnitzer Keller saßen des Abends zwei junge Männer und tranken.

Ein Dritter trat zu ihrem Tisch.

„Seh' ich recht — Konrad, Otto! Ihr alten Freunde seid es?" —

„Tausendmal und herzlich willkommen in der Heimath!" riefen die Andern, und sprangen auf, und gaben ihm Hand und Mund, und hundert Fragen bestürmten den so lange entfernt gewesenen Jugend- und Schulfreund. Dieser aber zog sie fröhlich auf die reinliche, weiße Bank nieder, rief dem Kellner nach frischen Gläsern, und befriedigte dann erst ihre Neugier, und erzählte ihnen, wie es ihm die Zeit über in fremden Gegenden und Ländern ergangen sei.

„Es ist seit fünf Jahren nun das erste Mal," schloß er seine Erzählung, „daß ich mein liebes Schlesierland wieder erblickte. Ich habe seitdem wohl viele

Länder und Menschen gesehen, und bin in ihnen und mit ihnen fröhlich gewesen; als ich aber wieder den heimathlichen Boden betreten und die alten Gebirge im fernen Nebel, und die reichen Wiesen und Felder, die gemüthlichen ehrlichen Menschengesichter und — die Planenwagen gesehen hatte, da freute ich mich doch recht herzlich wieder der Heimath, und ließ Ferne Ferne sein! Daß ich aber in dieser auch jener nicht vergessen habe, hat Euch vielleicht schon manche Gabe meiner Muse bewiesen, und so pilgere ich denn auch jetzt mit dem fröhlichen Wunsche ein, daß auch das Kind, was ich ihm bringe, und das mir im Kopfe und in der Hand noch ruht, einen ebenso herzlichen Willkommen finden, und meine stete Liebe für die Heimath bezeugen möge.

Er nahm aus seiner Brieftasche mehre Papiere und breitete sie vor den Freunden aus. Es waren die Ankündigungen des

Schlesischen

Sagen- und Mährchenschatzes.

„Jetzt," fuhr er fort, „will ich nochmals durch das Land streifen, und zu dem bereits Gesammelten selbst noch so viel erlauschen, als ich kann. Denn die Sage ist eine gar liebliche Blume, die aber nur im Verborgenen blüht, und nur dem, der sie aufzusuchen versteht, duftet. Darum, wenn morgen die Sonne aufgeht, ziehe ich schon wieder aus dem alten Breslau und dem schönen Riesengebirge zu. — Wollt Ihr mit?"

„Topp, ich ziehe mit Dir!“ rief der heitere Student Konrad, und schlug ein in die Hand. Die Ferien sind ohnehin vor der Thür, und die Guitarre auf dem Rücken, wie ein ächter Musensohn, helfe ich Dir sammeln. Ich bin mit der ältern Geschichte Schlesiens genau vertraut, und dort unser Maler, der ja von jeher auf alle alten Chroniken versessen war, bildet den Dritten in unserm Kleeblatt, so mürrisch er auch seit einiger Zeit für gewöhnlich aussieht.“

„O wie das schön wäre!“ jubelte der Dichter, „Du malst uns die Bilder zu unserm Buche, und so wäre das Ganze eine ächte und rechte Musenfahrt: Sänger, Maler und Dichter!“

Der Maler aber schüttelte halbtraurig den Kopf; denn es leuchtete ihm doch dabei die geheime Lust darnach aus den Augen, und sprach kläglich: „Ich wollte wohl gar gern, Ihr lieben Freunde, aber es geht nicht! Du weißt ja, Konrad....“

„Wie!“ fuhr dieser ihn an, „warum soll es nicht gehen? — Deiner Liebschaft wegen etwa, gewiß weil Dein Mädchen den Kopf hängen und schmollen würde, daß Du im Lande umherziehst und Dich auf ein Paar Wochen von ihr trennen kannst? Oder weil Du dann nicht zu sitzen und fleißig zu arbeiten vermagst? Wirf die Sorgen in den Winkel, küsse Dein Mädchen zum Abschied und schlag ein, und laß uns auf einige Tage fröhlich der Poesie leben und des Alltagswustes einmal vergessen, der ohnehin zeitig genug uns wieder umfängt.“

„Sieh, auch ich habe ja eine gar herzliche und herzige Liebe in der Ferne, und uns trennen Berge und Länder wohl auf lange Zeit. Auch habe ich viel

Ernstes in der nächsten vor mir liegen, und dennoch genieße ich die Tage der Poesie, ohne sie mir durch solche Erinnerungen zu schmälern. Schlag ein, Herzensfreund!"

So tröstete ihn der Dichter, und der Maler schlug ein; und als am nächsten Morgen die ersten Sonnenstrahlen die reichen Felder und ihre Millionen blinkender Thautropfen vergoldeten, und die dampfenden Nebel von den Wellen der Oder und der großen Stadt scheuchten, da zogen die drei Freunde mit heiterm Sinn und Willen hinaus in die schöne Gottesflur, um sich ihrer zu freuen und zu sammeln von ihren Klängen, und zu lauschen auf ihre Dichtungen —

Ja das Leben ist schön, und Poesie und Liebe wieder sein Schönstes!

Ueber Sagen im Allgemeinen und die Tendenz und Einrichtung dieses Buches insbesondere.

Und was sie da gesammelt und erlauscht, das bringt und erzählt das nachstehende Buch. Freilich sind die Drei nur Einer, und der Eine bin ich, lieber Leser! doch dafür muß ich auch Anerkennung oder Tadel allein tragen, und dieses will ich auch. Denn ich bin mit herzlicher Liebe an das Werk gegangen, und die nachstehenden Worte sollen dazu bestimmt sein, ihm die rechte Stellung in Deinen Augen zu begründen. —

Erst in letzterer Zeit hat die Sagen-Poesie in der Litteratur jene Anerkennung zu finden und die Stelle einzunehmen begonnen, die ihr eigentlich gebührt.

Gar Viele haben sie verkannt und verkennen und verwerfen sie noch, weil sie ihren reinen und einfachen Klang, ihre einfache, doch liebliche Bedeutung nicht zu schätzen vermögen. Die Exaltation in unserer modernen Litteratur, die immer höher geschraubte Anspannung aller ihrer Nerven und Fibern hat jedoch endlich das Publikum auf einen Punkt gebracht, wo ihm dieser Zustand von Ueberreizung lästig wird, und wie immer, so wendet sich auch hier der überreizte Sinn zu der nahrhaften und einfachen Kost des Reinen und Unverfälschten zurück.

Die Sage aber ist die eigentliche und reine Poesie des Volks! Sie bildet einen bedeutenden Theil seiner Nationalität; denn in ihr sprechen sich grade die verschiedenen Eigenschaften und Elemente seines Charakters, seines Handelns, Fühlens und Denkens, seiner Lebensweise und seiner geistigen Kräfte aus, und machen die Sage zu ihrem Organ. Jedes Land, jedes Volk hat seinen eigenen Kreis; zwar ähneln sich diese im Ganzen, aber eine besondere Färbung und Charakteristik unterscheidet die einzelnen, grade wie der Wein dem Einen das Herz und den Mund öffnet, dem Andern ihn schließt, in Diesem heiter und ausgelassen, in Jenem durch Verschlossenheit oder Reizbarkeit sich äußert.

Gehen wir in die Details dieser Behauptung ein! — Wie angemessen und entsprechend dem ganzen Charakter des Volks und des Landes ist die Götter- und Heldensage der alten Griechen. Wer griechische Mythologie und griechische Kunst- und Volksgeschichte verglichen hat, wird sich selbst aufmerksam gemacht

haben, wie sehr das Eine sich auf das Andere basirt, und wie eng beide verbunden sind.

Wie ganz anders schon tritt uns dagegen die Mythe der Römer entgegen. Es sind dieselben Gestalten, es ist die nämliche Sage, aber eine ganz verschiedene Färbung, ein ganz anderer Grundton ist ihr untergelegt. Jene wiegt sich auf Lorbeeren und Rosen, diese steht auf Marmor.

Je weiter wir nach Norden gehen, desto ernster und großartiger finden wir das Reich der Sage. Ihr fehlt dort jene Lieblichkeit, jene bezaubernde Phantasie des Südens und seiner Mährchen; dafür aber nimmt sie hier ein Antlitz voll Melancholie, oder einen finstern gigantischen, wenn auch oft nur einförmigen Charakter an. Sie steht, je höher wir sie da hinauf verfolgen, in jenen Gestalten des Thor und Odin, in den nordischen Hünen und Recken, gleich jener neuentdeckten Eiseswelt da, einfach, aber gigantisch. Wie herrlich sprechen sich dagegen auch in unsern deutschen Sagen alle Grundzüge unseres Volks aus. Treue, Glaube, Sieg des Rechts, Festigkeit und Muth, Fleiß und Ehrlichkeit, mit tiefem Geist, einem empfänglichen Gemüth für alles Schöne und Höhere, und einer reichen und vollsprudelnden Kraft des Geistes in Volkswitz und in Phantasie, die über Alles ein angenehmes Gewand zu verbreiten versteht.

Diese Sagen sind nicht leicht und überladen, wie die der Franzosen und Italiener, nicht üppig und träumerisch, wie die Mährchen des Orientalen, nicht gemein und thierisch, wie die des Russen, oder rauh und grotesk, wie die Scandinaviens. Sie gehen ein-

fach und schlicht unter dem Volke umher, aber sie zeugen von seinem kräftigen und empfänglichen Gemüth und gesunden Sinn. Denn grade das Volk ist der feinste Kritiker! Es ist ein unbestechlicher Richter, der Recht und Unrecht genau abwägt, der das Schlechte nie unverfolgt, das Böse nie unbestraft läßt, wohl aber das Unglück bedauert, und den Schmerz erhebt und feiert. Diese Tendenz spricht sich in allen seinen Dichtungen aus. Es ist die unbewußte Aeußerung und Glaubenserklärung seines Charakters.

Fassen wir also das Obengesagte zusammen, so finden wir, daß die Sage schon deshalb uns wichtig sein muß, weil in ihr

der Charakter, die Denkweise und die Lebensverhältnisse eines Volkes von seinem frühesten Bestehen an niedergelegt sind.

Eine zweite Bedeutsamkeit der Volkssage finden wir, wenn wir sie in ihren Beziehungen zur Geschichte betrachten. Die Geschichte, besonders die frühere, verliert sich oft in einer Unklarheit, ja in einem gänzlichen Stillestand, wo nur die Sage uns Auskunft giebt und sie ergänzt. Es sind gewisse Punkte in jener, von wo ab alle Nachrichten und Beweise fehlen, und wo sich uns nur die Tradition als Führerin in das dunkle Reich darbietet. Die Sage ist hier gleichsam die Mutter der Geschichte, aber sie ist auch zugleich ihr Kind. Denn oft entsteht sie auch wieder aus der Geschichte, schmiegt sich innig an sie an, und wirft gleichsam einen Lichtblick auf ihren starren Ernst, oder bricht wie eine Blumenknospe aus ihrer Blätterhülle

hervor. Nicht mit Unrecht dürfte also wohl die Geschichte mit einem harten Stamme, und die Sage mit der Blüthe daran zu vergleichen sein. Die Frucht von beiden, Erfahrung und Läuterung, zeigt sich im Volke. Abgesehen davon giebt die Sage uns auch am besten Aufklärung über den geistigen und moralischen Zustand der Völker in den verschiedenen Epochen. — Ein zweiter Werth der Volkssage, den wir hier finden, ist also:

ihre nahe und nothwendige Verbindung mit der Geschichte und ihre Ergänzung derselben.

Es liegt aber auch in der Volkssage eine reichhaltigere Poesie, als wir anfangs wohl glauben. Es herrscht ein gesunder kerniger Witz darin, der das Schlechte schonungslos geißelt, eine Phantasie, die das Gemüth erhebt, die so viel Kummer und Mängel des irdischen Lebens adelt, die endlich die Geisteskräfte thätig erhält und dem materiellen Leben eine höhere Bedeutung beigiebt. Die Phantasie, mit der die Sage eingekleidet und ausgeschmückt ist, zeigt uns den geistigen Standpunkt und die geistige Produktionskraft des Volks und seine Empfänglichkeit an, und die Sage bewahrt also drittens:

einen reichen Schatz von reiner und erhebender Poesie in sich.

Fragen wir endlich nach dem Nutzen, den die Volkssage stiftet, so werden wir diesen nach dem Vorherstehenden leicht finden. Er ist in kurzen Umrissen folgender:

„Die Volkssage macht das Gemüth für alle höhere Eindrücke empfänglich; sie bildet es und erhält in ihm das Gefühl des Abscheu's gegen das Böse und Schlechte, indem sie zeigt, wie das Gute belohnt, das Böse bestraft wird; ferner enthält sie Religiosität und Glauben an eine Vorsehung, erweckt im Volke Nachdenken, regt die Geisteskräfte an, und gewährt seinem Leben gar manche Erheiterung und Erleichterung."

Die materielle Richtung unsrer Zeit aber hat jene gemüthlichen Poesien immer mehr zurückgedrängt und vertrieben. In den frühesten und ältesten Zeiten bewahrten und bildeten die Priester dem Volke diesen Schatz; später sangen ihn Barden, endlich die Troubadours und Minnesänger vor Rittern und Frauen, vor Kaisern und Herren. Aus den Sälen und Burgen verdrängt, erzählte dann der Vater dem Sohne am flackernden Kamin, und der Sohn wiederum seinem Sohne alle jene alten Erinnerungen, und von Mund zu Mund pflanzten sie sich fort, groß gezogen, gesäugt und bekleidet, wie ein vielversprechendes Kind von ihrer Mutter, dem Volke. Doch auch von da verscheucht und verspottet, zogen sie sich endlich in sich selbst zurück, wie die Sinnpflanzen, und zum niedern Volk, wo sie allein noch galten und Stimme hatten.

Jetzt auch hier immer mehr dem Vergessen anheimfallend, war es die höchste Zeit, daß sie Vertheidiger fanden, die sich ihrer annahmen, um dem Volke diesen unmerklich verlorenen Nationalschatz aufzubewahren. Aus einer frühern Periode existiren bereits mehre gewichtige und werthvolle Sagenwerke und Sammlungen. Ich erinnere an die der Gebrüder Grimm,

Musäus Volksmährchen, die Sagen und Mährchensammlungen von Büsching, Ottmar, Madame Naubert und Anderer. Doch sind dies mehr allgemeinere Sammlungen, die nur das Größere, Bekanntere bringen, nicht in die kleinern und engern Kreise eingehen Jedes Land und jede Gegend aber hat ihren eigenen Cyclus von Sagen, und diese eben müssen, um ihre verschiedene Charakteristik zu zeigen, besonders zusammengestellt werden. Dies ist in neuerer Zeit auch mehrfach geschehen. Ein reges Interesse für die Sagenpoesie findet sich überall, und diesen Zeitpunkt muß man nützen, um so viel als möglich davon zu sammeln und zu retten, und indem man diesen Schatz in der Literatur niederlegt und dem Volke selbst übergiebt, ihn so vor dem Vergehen zu bewahren. Ludwig Bechstein eröffnete diesen Weg mit seinem schönen und vaterländischen Werke:

„Die Sagenkreise und der Sagenschatz des Thüringer Landes. 4 Bände."

und dem eben erscheinenden Sagenschatz des Frankenlandes. Die Rheinischen Volkssagen von Simrock, und die Sächsischen von Ziehnert in Balladenform haben gleichfalls allgemeine Anerkennung gefunden.

Schlesien aber ist so reich an schönen Sagen und Mährchen und Legenden, und steht in diesem, wie in seiner ganzen Geschichte überhaupt so abgeschlossen da, daß es wohl auch auf eine gleiche eigene Sammlung Anspruch machen darf. Diese aufzustellen habe ich hier unternommen, und erlaube mir vorher nur noch den Plan der Einrichtung und Tendenz des Werkes im Nachstehenden zur bessern Verständniß und Uebersicht vorzulegen.

Das Gebiet der Sage ist sehr ausgedehnt, und bestimmte Grenzen für dasselbe zu ziehen, sehr schwierig. Im Allgemeinen ließe sie sich in folgende Abtheilungen classificiren:

1) Geschichts- oder historische Sage,
2) Volkssage,
3) Mährchen.

Die erste Art der Sage knüpft sich stets an ein historisches Factum, und erzählt Zeitverhältnisse oder Nebenumstände desselben. — Das Gebiet der Volkssage dagegen ist ein schon ausgedehnteres. Sie begründet sich zwar gleichfalls immer in einzelnen Begebenheiten, Personen oder Orten, und giebt diesen eine gewisse Bedeutsamkeit. Aber sie ist mehr das reine Kind des Volkes, seiner Einbildung und seines Glaubens. Ohne auf eine Weise fest bestehend und in gewissen Schranken gebunden zu sein, mischt sie Zeit und Verhältnisse meist seltsam durch einander, und ändert oft mit jeder Generation ihre äußere Form. Sie beweist einen steten und großen Hang zu dem Uebernatürlichen und Wunderbaren, und dankt oft Erscheinungen ihre Entstehung, welche das Volk nicht zu begreifen vermochte, und denen es daher einen Grund oder eine übersinnliche Erklärung unterzulegen und sie mit seinem Leben und Treiben auf diese Weise in Zusammenhang zu bringen suchte.

Dem Mährchen endlich sind die weitesten Grenzen gesteckt. Es ist eine freie Dichtung des Volks, oft auf Etwas, oft auf Nichts gegründet, und es dienen meist Ort, Gegenstände oder Personen ihm nur gleichsam zum Bauplatz, worauf die Phantasie ein freies

luftiges Gebäude aufführt. Eine Zeit hat es nie. Sobald das Mährchen dieſe hat, wird es Sage. —

In dem nachſtehenden Werke habe ich gleichfalls die obige Reihenfolge beobachtet, ohne eine beſtimmte Abtrennung in ihren Zweigen walten zu laſſen. Indem ich gleichſam die Wanderung der Freunde durch ganz Schleſien benutzt habe, um eine feſte Ueberſicht und Ortsfolge zu gewinnen, habe ich das ganze Gebiet in 7 Kreiſe abgetheilt. Es ſind folgende:

1ſter Sagenkreis. Breslau und das Ufer nordöſtlich der Oder.

2ter = = Glogau und Sagan.

3ter = = Liegnitz und das Iſargebirge.

4ter = = das Rieſengebirge und Schweidnitz.

5ter = = die Grafſchaft Glatz, das Eulen- und Schneegebirge.

6ter = = Oeſtreichiſch Schleſien und Ratibor.

7ter = = das Fürſtenthum Oppeln und Brieg.

8ter = = Supplementband.

Dieſe einzelnen Sagenkreiſe enthalten der Reihenfolge nach alle die Städte, von welchen ich Sagen aufgefunden und geſammelt habe. Es iſt dabei zugleich ſowohl der Wunſch des Verfaſſers als des Herausge-

bers gewesen, nachstehendes Werk in jeder Beziehung zu einem echten Volksbuche zu machen, und es dürfte daher die Beifügung einer kurzen Lokalbeschreibung und einiger allgemeinen geschichtlichen und chronistischen Notizen unter jedem der einzelnen Orte um so mehr zu der ganzen Tendenz passend erscheinen, als ja eben die Gränze zwischen Geschichte und Sage unsicher und schwer zu bestimmen ist, und so der Leser im Uebergange von der wirklichen historischen Erinnerung zur Sage und zum Mährchen geführt wird. An letzteren finden sich nur diejenigen, die ein örtliches Interesse haben, hier aufgenommen. — Das achte oder Supplement-Heft wird die allgemeineren geschichtlichen Sagen, die Angabe der Quellen, woraus ich schöpfte, Nachträge zu den einzelnen Kreisen, und das Verzeichniß der verehrlichen Subscribenten enthalten.

Was die Form der Erzählung anbetrifft, so bildet diese bei einer Sammlung von Sagen eine der bedeutendsten Schwierigkeiten. Nicht mit Unrecht bemerkte mir ein geistreicher Mann, daß die Sage ja eben, wie schon ihr Name ausspreche, nur in der mündlichen Tradition ihre Wirkung bewahre, und dafür bleiben müsse. Aber ist es nicht ebendasselbe mit dem Liede, und soll man deswegen nicht das Lied schreiben und geschrieben festhalten, weil der Buchstabe todt und der Ton lebendig ist? Das ist es ja eben, um was es sich hier handelt: die Sage durch die Schrift festzuhalten, da sie bei mündlicher Ueberlieferung unterzugehen droht.

Es ist jedoch keine geringe Aufgabe für den Verfasser und Sammler, einem so ausgedehnten Publikum, als für welches dieses nachstehende Werk bestimmt ist,

und deſſen verſchiedenen Anſichten und Anſprüchen zu genügen. Ich weiß ſehr wohl, daß gar Viele nicht das in dem Buche finden werden, was ſie glaubten: — eine angenehme Roman-Unterhaltung! — aber ich habe auch die Ueberzeugung, daß der größere Theil fühlen wird, wie es einen höheren Zweck hat, und daher dieſen einzig im Auge haben und verfolgen muß.

Die erſte Bedingung hierzu aber iſt das ſtrenge Feſthalten an der reinen und einfachen Tradition, wie ſie wirklich im Munde des Volks lebt, oder von alten Chroniken überliefert wird, ohne irgend eine Ausſchmückung oder Zuthat. Nach dieſem Geſetze habe ich das Nachfolgende geſchrieben; doch bin ich dabei weit entfernt geweſen, zu glauben, daß die Sage nur allein in dem alterthümlichen Chronikenſtyl ein würdiges Gewand finde. Ich ſehe nicht ein, warum ſie nicht, ohne an ihrem Gehalt zu verlieren, in einer unſerer Zeit angemeſſenen Sprache einfach erzählt werden ſoll?! Meiſt giebt uns überhaupt die Sage ſelbſt unwillkührlich ſchon die Form an, in der wir ſie am beſten wiedergeben können, und ſo habe ich ihr denn in der nachſtehenden Sammlung um ſo weniger Zwang angethan, und ſie bald als Lied, bald als hiſtoriſche Erinnerung oder mit den alten Chronikenworten, bald im blumenreichen Gewande des Mährchens oder der Skizze zuſammengeſtellt, immer aber ihrer Eigenthümlichkeit getreu zu bleiben geſucht. Einzelne Sagen habe ich, theils um größere Mannichfaltigkeit in das Ganze zu bringen, theils um zu zeigen, wie andere bekannte Sagenſchriftſteller dieſen Stoff behandelt haben, wörtlich aus ihren Sammlungen entlehnt; doch

wo dies geschehen ist, auch gewissenhaft die Quelle angegeben. — —

Ich habe Nichts mehr hinzuzufügen, als einzig den Wunsch, daß dieses Werk für die viele Mühe, die es mir gemacht, auch einigen Anklang unter meinen Landsleuten finden möge. Ich hasse jede captatio benevolentiae, mit der Schriftsteller in der Vorrede die Nachsicht des Publikums anzurufen pflegen. Wer nicht im Innern fühlt, daß er für die Oeffentlichkeit schreiben und ihren billigen Anforderungen entsprechen könne, der trete nicht öffentlich auf! Keiner aber glaube, daß das Unternehmen einer Sammlung von Sagen ein leichtes Werk sei. Es stellen sich dem Sammler Schwierigkeiten entgegen, die er nie geahnet, und wenn er alle seine Kraft und Zeit an seinen Zweck gesetzt, so muß er doch noch am Ende sich bekennen, daß sein Werk nur ein unvollständiges sei, und all' seine Mühe und Arbeit nur wenig gewürdigt werde.

Auch ich habe hier nur sammeln können, was in meinen Kräften stand. Berichtigungen und Nachträge werde ich also bis zum Schluß des Werkes gern und dankbar annehmen. —

Und so ziehe denn nun hinaus, du liebes Buch! mit deinem alten Sang und Klang und Getön aus der Vergangenheit, mit deinem Geisterlauschen und Koboldnecken, mit deinen Ritter- und Mönchsgestalten, den holden Frauen und den Wundern der Engel! Gar manchen Abend, wenn der Winter mit seinem weißen Boten uns Fenster schlug, habe ich deinetwegen einsam in der Stube gesessen, umringt von alten Chroniken und Büchern der Vorzeit; und als der Sommer nun gekommen, bin ich gar manchen Weg gepilgert

durch deine Auen, mein liebes Schlesierland, um deine Sagen und Mährchen aus dem echten und rechten Quell zu erlauschen. Aber ich that es gern, und sah meine Mühe belohnt, und was ich fand, das legte ich in dem Büchlein nieder.

Ihr aber, ihr alten Sagen und Gestalten, tauchet auf aus der Nacht eurer Vergessenheit, und belebt mit mir jene Trümmer, jene Berge, Fluren und Wälder, und grüßet mit mir eure Heimath, wie meine: unser schönes liebes Schlesierland!

Berlin im Juli 1838.

Herrmann Gödsche.

II.

Sagenkreis

von

Breslau und dem Ufer nordöstlich der Oder.

1. Breslau.

Alte Reichs- und Handelsstadt, Hauptstadt der Provinz, am Ufer der Oder in einer fruchtbaren Ebene und freundlichen Gegend. Ehemals Festung, gewähren die jetzt zu schönen Promenaden umgeschaffenen Wälle und Bastionen eine herrliche Aussicht auf Fluß und Land und das blaue Gebirge in der Ferne. Reges Leben und Treiben herrscht überall. Alterthümliches mischt sich mit neuer Eleganz ihrer Bauart. Sie repräsentirt gleichsam die Geschichte Schlesiens, und seine meisten Erinnerungen knüpfen sich an ihre Mauern.

Geschichts-Kalender.

964. Mizislaus I. von Polen nimmt seinen Sitz zu Breslau und begründet und vergrößert es zuerst.

1241 verwüsten die Tartaren die Stadt.

1310 durch Herzog Heinrich VI. zur Hauptstadt der Provinz erhoben.

1337 fällt an die Krone Böheim unter König Johann.

1418 d. 17. Juli, Aufruhr der Gewerke zu Breslau. Die Rathsherren werden getödtet und

1420 d. 4. März, 23 der Aufrührer unter König Sigismund enthauptet.
Wird im dreißigjährigen Kriege oft bedroht.

1741 d. 7. August, durch die Preußen unter Friedrich dem Großen besetzt.
Erleidet viel Drangsale im siebenjährigen Kriege.
Mehrmals ist die Stadt gänzlich niedergebrannt.

1) Vom Ursprunge Breslau's.

Die Gründung Breslau's (Wroclaw, Wurzelau, im Polnischen, Vratislavia im Lateinischen benannt, woher der deutsche Name wohl entstanden ist) verliert sich im Dunkel der frühesten Jahrhunderte. Im 10ten Jahrhundert soll dieselbe schon, jedoch nur aus ärmlichen Fischerhütten der Slaven auf beiden Ufern der Oder um eine Burg auf der Dominsel bestanden haben.

Erst vom Jahre 964 an überliefern uns alte Chroniken etwas Sicheres, daß nämlich Mizislaus I., Herzog von Polen, hierher gekommen sei, und Burg und Ort vergrößert habe.

Von dieser Zeit an beginnt die Geschichte Breslau's. Unstreitig bildet die Dominsel den ältesten Theil der Stadt. Sie selbst scheint früher eine Sandbank gewesen zu sein, und das Ufer links der Oder, wo die heutige Stadt erbaut ist, war ein ausgetrockneter Pfuhl und dickes Eichengebüsch. Auf der Stelle des jetzigen Rathhauses befand sich ein Hügel mit mächtigen Eichbäumen. Aus dieser Ursache schaut man noch heutigen Tages über den Schweidnitzer Keller ein Paar Eicheln zum Wahrzeichen ausgehauen.

2) Vom Dome zu Breslau.

Der Dom zu Breslau ist ein uralt Gebäude, und die älteste Kirche der Stadt. Zuerst hat Herzog Kasimirus von Polen (1048) nur ein kleines Kirchlein und von Holz erbaut. Da aber dies bald zu enge geworden war, ließ der Bischof Waltherus es niederreißen,

und im Jahre 1148 den heutigen steinernen Dom zu bauen anfangen. Dieser ist mit 4 Thürmen angelegt gewesen, von denen aber nur zwei aufgerichtet sind. Von Anfang an ist er St. Johanni, dem Täufer, geweiht gewesen, weshalb auch noch über dem Portal dessen Haupt auf einer Schüssel in Stein ausgehauen zu sehen ist.

Im selbigen Dome geschieht es, wie auch an mehren andern Orten *), daß, wenn ein Domherr sterben soll, am Morgen des dritten Tages vorher eine weiße Rose auf dessen Stuhle liegt, zum Anzeichen, daß er sich zum Tode vorbereiten solle. Davon sprechen auch zwei steinerne Tafeln mit Inschriften rechts und links am Eingange.

3) Die Sandkirche erbaut.

Der Fürstin Maria, Peter Wlast's, des Landeshauptmanns von Schlesien frommer Gemahlin, erkrankten ihre beide Kindlein Swentoslaus und Beatrice, und lagen zum Tode also, daß keine Kunst ihnen zu helfen vermochte. Da suchte die Fürstin im heißen Gebet Hilfe bei der himmlischen Jungfrau Maria, und diese erschien ihr im Traume und verhieß ihr, daß die Kinder alsbald genesen sollten. Zum Dank aber solle die Fürstin eine Kirche ihr zu Ehren erbauen.

Zur Stunde genasen auch die Kinder; die Fürstin aber hielt treulich ihr Gelübde, und erbaute ein Kirch-

*) Von dem Dome zu Lübeck, Corvei und Hildesheim geht die gleiche Sage.

lein zu Unseren lieben Frauen auf dem Sande, welches noch heutiges Tages die Sakristei der großen Kirche bildet, und bewog ihren Gemahl, dazu eine Stiftung und ein Kloster zu errichten, die auch im Jahre 1110 Zieroslaus, der Bischof von Breslau, einweihte.

Fürst Peter aber dotirte reich die Stiftung mit dem ganzen Sand von einer Brücke bis zur andern, und vielen andern Gerechtigkeiten für alle Zeit, sammt dem ganzen Zobtenberge und Flecken, und übergab sie dem Augustiner-Orden. Auch wurde vom vierten Abt Arnolphus im Jahre 1150 das Stift von dem Zobtenberg auf dem Sand übertragen, und in spätern Zeiten die große Kirche und das Kloster, wie sie jetzt stehen, erbaut.

Zum Andenken an diese Gründung befindet sich noch heutigen Tages in der Sandkirche eine alte steinerne Tafel aus jener Zeit, worauf die Mutter Gottes abgebildet, und zur Rechten die Fürstin Maria, wie sie der heiligen Jungfrau die Kirche verehrt, zur Linken aber ihr Söhnlein Swentoslaus mit lateinischer Umschrift.

4) Abt Konrad.

Nachdem im Jahre unseres Herrn 1328 Abt Michael I. das Zeitliche gesegnet, entstand unter den Sand-Herren große Uneinigkeit, wer Abt werden solle. Als nun die Mönche nach der Messe aus der Kirche zum heiligen Geist, — welche Stiftung damals zum Sandkloster gehörte, — wieder nach dem Sande zogen, um Kapitel daselbst zu halten, da riefen Einige spot-

tend dem Bruder Konrad, welcher die niedern Dienste in der Küche zu versehen hatte, zu: er solle doch mit ihnen kommen, einen Abt zu wählen! Der lustige Konrad aber erwiederte lachend: „Gehet nur hin, Ihr Schälke, ich weiß doch, daß ich zum Prälaten gemacht werde.“

Da sich aber die Brüder nicht einigen konnten, so übertrugen sie die Wahl dreien unter ihnen, welche das meiste Anrecht hatten, und wen diese wählen würden, den wollten sie als Prälaten anerkennen. Die Drei aber konnten aus Neid noch weniger fertig werden, weil Keiner von ihnen es dem Andern gönnen mochte. Da sprach aus Aerger der Erste: „Ehe Einer von Euch Abt wird, ehe soll es Konrad, der Küchenbruder, sein!“ und der Andere sprach gleichfalls: „Und ehe ich Dir oder Jenem meine Stimme gebe, eher gebe ich sie gleichfalls dem Bruder Konrad!“ Da erwiederte der Dritte: „Wohlan denn, Keiner von Euch soll Abt werden, Bruder Konrad soll es sein!“

Da stimmten alsbald alle Brüder fröhlich und einhellig ihm bei, und zogen eilig hinüber nach der Propstei zum heiligen Geist, um Konraden seine Wahl anzukündigen. Sie trafen ihn aber, der nichts ahnete, fröhlich und guter Dinge am Küchenherde, wie er eben eine Suppe gekostet, und führten ihn unter Glockengeläut und Musik hinüber in die Stiftskirche, wo er alsbald eingekleidet und ihm die Huldigung geleistet wurde.

Abt Konrad aber faßte das Regiment mit fester Hand und führte es klug und einsichtig in den schlimmen Zeiten, welche die Händel des Bischofs Nanker mit König Johann von Böheim heraufführten, fünf

und dreißig Jahre lang. Er vermehrte reichlich das Ansehen des Ordens und erbaute zum größten Theil die heutige große Sandkirche an der Stelle der alten.

5) Wie die Kreuzkirche erbaut ward.

Herzog Heinrich IV., Probus genannt, hatte dem heiligen Bartholomäus eine Kirche zu bauen gelobt. Als nun der Bau begonnen ward, fanden die Arbeitsleute eine von Natur gar seltsam geformte Wurzel im Grunde. Dieselbe war aber also beschaffen: das Obertheil stellte ein Kreuz dar, an welchem der Heiland sich befand. Am untern Theile aber waren zwei Bilder angewachsen, auf jeder Seite eines, welche zwei knienden Menschen glichen, die ihre Köpfe seitwärts hingen und die Hände in die Höhe hoben, als ob sie beteten. Solcher Gestalt beschreiben sie die alten Chroniken, und ist sie auch in **Philipp. Jac. Sachs v. Loewenheims Ephemeridibus naturae Curiosorum, Decur. I. Ann. I. Obsevat. 116, pag. 269** in Kupfer zu schauen. Das Obertheil davon soll im dreißigjährigen Kriege verloren gegangen sein, das Untertheil aber wird annoch in der Kirche gezeigt. Als nun dies Wunderzeichen dem Herzoge gebracht ward, befragte er seine geistlichen Räthe, was es wohl zu bedeuten habe. Diese aber ermahnten ihn, an selbiger Stelle eine Kirche, dem heiligen Kreuze geweiht, zu erbauen, worauf der Herzog, um seinem, dem Heiligen gethanen Worte nicht ungetreu zu werden, sich flugs entschloß, noch eine Kirche auf die erste zu bauen, welche er auch binnen 7 Jahren vollendet, und die er dem heiligen Kreuze geweiht hat. In dieser Kirche liegt der Herzog begraben, und hängt auch

am Eingange ein Bein von einem mächtigen Riesen, Sceleton genannt, welcher einst in Schlesien gar grimmig gehaust, und das man gleichfalls bei Legung des Grundes gefunden. Desgleichen gilt als Wahrzeichen der untern Kirche, daß, so viele hölzerne Staffeln sich auf der Stiege befinden, um so viel ist der Dom erhöht worden.

6) Die Dohlen am Kreuzthurme.

Am Kreuzthurme auf dem Dom sieht man zum Andenken einer wunderbaren Rettung zwei Dohlen in das Mauerwerk ausgehauen.

Zwei Domschüler waren eines Tages auf den Thurm gestiegen, um Dohlennester unter dem Dache zu suchen. Da aber die Vögel außerhalb des Gemäuers nisten, so nahmen sie ein Bret, legten es zum Schallloche hinaus, worauf das eine der Kinder unbedachtsam hinausstieg, um die Nester zu suchen, während das andere inwendig das Bret hielt. Bald hatte der Knabe sieben Junge in seiner Mütze, gerieth aber, noch außen stehend, mit seinem Gefährten in Streit, weil jeder die größere Hälfte haben wollte. Der zweite Knabe drohte, das Bret loszulassen, wenn er ihm nicht gutwillig die größere Hälfte abträte, der andere aber, auf seine Mühe pochend, verweigerte dies hartnäckig, bis der böse Bube wirklich das Bret fahren ließ, und der Knabe von der Höhe des Thurmes hinabstürzte. Die Schüler trugen aber zu Altershzeit weite und steife Radmäntel, und ein solcher rettete dem Knaben das Leben. Denn alsbald blähte sich der Mantel von dem Luftzuge gleich einem Schirme auf, und trug ihn sanft und unverletzt bis

auf den Boden nieder, wo er eilig mit seinen sieben Vögeln davonlief.

7) Die Tartaren vor Breslau.

Es war im Frühling des Jahres 1241, als der mächtige Tartaren-Chan Peta mit seinen unermeßlichen Horden in Schlesien einbrach, um den Mord seiner Gemahlin zu rächen *).

Der tapfere Polenherzog, der sich ihm zuerst bei Krakau entgegengestellt hatte, lag erschlagen, und Mieczislaus, der Herzog von Ratibor, hatte das Ufer der Oder und seine Krieger feig verlassen, und war gen Liegnitz geflohen. Unaufhaltsam ergoß sich nun der Strom der Barbaren über die schönen Ebenen Schlesiens, Alles verwüstend, mordend und verheerend, und nichts konnte dem gewaltigen Zorn ihres Heerführers widerstehen.

Es war am 1. April des Jahres, als die Vorläufer ihrer Züge vor den Thoren Breslau's erschienen; denn hierher wandte sich der ganze Schwarm, um die alte Stadt zu verwüsten und zu plündern, in der Gewißheit, von dort reiche Beute davon zu tragen.

Bestürzt und erschreckt wußten die Bürger nicht, was sie beginnen sollten. Es lebte aber zu dieser Zeit daselbst der Prior Czeslaus von den Dominikanern, ein frommer und Gott und Menschen wohlgefälliger Mann, der rieth ihnen, die Stadt der Wuth der Heiden zu überlassen und sich mit all' ihrer Habe auf die

*) Siehe den Sagenkreis von Neumarkt und Wahlstadt, Sect. III.

feste Kreuzburg nach der Dominsel zu flüchten. Als sie nun seinem Rathe gefolgt und die Letzten die Stadt selbst in Brand gesteckt hatten, brachen die Heiden in dieselbe und ergrimmten gewaltig, als sie nichts für ihre Habsucht und Mordgier fanden. Darauf zog Chan Peta vor die Dominsel, fand aber die Brücke abgebrochen und die Christen am andern Ufer bereit, ihr Leben und ihre Habe männiglich zu vertheidigen. Da trieb er sein Roß selbst in den Strom und all' die Seinen folgten ihm, und er schwur, keines Lebens zu schonen, also, daß den Christen bange wurde und sie wohl einsahen, daß sie sich nicht lange würden halten können. Da befahl ihnen der heilige Czeslaus, ein Lied zur Ehre Gottes anzustimmen, fiel auf die Knie und betete, daß Christus seine Kinder beschützen und ihnen Rettung senden möge. Und alsbald that sich der heitere Himmel von einander und ein erschreckliches Feuer fiel auf die Heiden herab, daß es gar viele tödtete, und die andern entsetzt mit ihren Führern davon flohen, und erkannten, daß der Christen Gott mit jenen und ihr Zorn vergeblich sei. Sie hielten auch nicht eher an, als bis sie Breslau weit im Rücken hatten, die geretteten Bürger aber priesen Gott und dankten ihm und seinen Engeln.

Unter den Tartaren aber waren etliche Hauptleute, die hatten die Macht des wahren Gottes erkennen gelernt, kehrten heimlich um, und ließen sich taufen. —

In der Martins-Kirche auf dem Dome ist noch ein altes Gemälde, auf welchem dies Wunder abgebildet zu sehen.

8) Czeslaus fährt über die Oder.

Gott verlieh dem frommen Czeslaus auch ferner die Kraft, Wunder zu thun. Einst war der fromme Mann zu einem Kranken nach Scheitnicht gerufen, um ihm die letzte Oelung zu reichen, und begab sich zum Ziegelthor hinaus auf den Weg. Als er aber dahin gelangt war, fand er kein Schiff, welches ihn hätte über die Oder fahren können. Da gedachte er der großen Noth des Sterbenden nach den heiligen Sakramenten, und wie dieser vielleicht ohne Absolution in seinen Sünden verscheiden und verderben müsse, flehte daher Gott an, diese Seele zu retten, zog sein Oberkleid aus, legte es auf die Wellen und stellte sich gläubig darauf. Und siehe! es begab sich ein Wunder, denn die Gewässer führten den Mantel, auf welchem er stand, gleich einem Kahn bis hinüber gen Scheitnicht, also, daß dem Prior auch nicht ein Fuß naß wurde und selbst das Gewand, als er es aufhob, trokken war.

Czeslaus aber und alles Volk priesen Gott für das Wunder, und der Kranke empfing die heilige Sühnung und genas von Stund' an.

9) Der Schweidnitzer Keller.

Auf der Mittagsseite des großen Rathhauses steigt man in den Schweidnitzer Keller hinab, in welchem seit alten Zeiten ein gutes und besonderes Bier verschenkt wird. Seinen Namen hat er davon, weil sonst außer andern fremden Bieren, als Prager, Frankfurter, Zerbster, Stringauer und Goldberger, auch inson-

ders Schweidnitzer Bier dort verkauft und getrunken ward.

Dieser Keller ist im Jahre 1356 erbaut worden, und eins von den Wahrzeichen der Stadt. Zuerst schenkte man Wein darin, das Quart zu ein und einem halben Silbergroschen. Als die Zeiten aber schlechter geworden waren, begnügte man sich mit Bier. Zum Andenken daran sind noch die zinnern Kannen vorhanden.

Darin war auch nach altem Gerechtsame alles Fluchen, Schwören, Kartenspiel, Tabakrauchen und Musik verboten, und letztere nur bei Festlichkeiten erlaubt. Wer ein Glas unversehens zerbrach, mußte 4 Silbergroschen als Strafe erlegen; wer es aber muthwillig oder zur Meßzeit that, das Doppelte. Dafür, so wie wenn Einer sich mit den Armen aufstützte oder lümmelte, wurde ihm mit einem besondern Glöcklein, das Lümmelglöcklein genannt, dreimal ausgeläutet, woher auch das schlesische Sprüchwort kommt:

„Ich will Dir den Lümmel ausläuten!"

In diesem Keller befinden sich verschiedene Antiquitäten, von denen die sogenannte Igel-eule eine der berühmtesten ist. Es geht nämlich im ganzen Schlesierlande von dieser die scherzhafte Sage, daß, wer zum ersten Male nach Breslau käme, sie küssen müsse. Mit dieser Drohung ängstigen die Eltern noch oft ihre Kleinen. Auch mancher schöne Spruch steht in dem Keller geschrieben, von denen der berühmteste also lautet:

„Wenn mancher Mann wüßte, wer mancher Mann wäre,
Mancher Mann thäte manchem Manne größere Ehre."

Ein alter Breslauer Volkswitz erzählt, daß die unterirdischen Kellergänge bis zum Galgen sich erstreckten. Es hieß aber ein in der Nähe belegenes Haus früher zum Galgen oder Rade. Desgleichen sagt eine alte Frage:

„Wo fahren in Breslau zwei geladene Wagen über einander?"

Antwort: „Auf dem Ringe vor dem Schweidnitzer Keller!"

10) Mönch und Nonne *).

Beim alten Rathhause zu Breslau befinden sich zwei steinerne Bilder, halb erloschen und daher schwer zu erkennen. Es scheint eine männliche Gestalt zu sein und eine Frau, die einen Ring vom Finger zieht. Die Geschichte weiß sie nicht zu erklären, die Sage aber erzählt hierüber Folgendes: In früherer Zeit liebte einst ein Mönch eine Nonne. Das Geheimniß ward bald entdeckt und beide wurden mit dem fürchterlichen Tode des Einmauerns bestraft. Zum Andenken setzte man diese beiden Steine mit den Bildnissen der Schuldigen, zugleich aber auch als abschreckendes Denkmal.

11) Ein Breslauer versieht Henkersdienst.

Es begab sich im Jahre 1436, wie die Chronik erzählt, daß ein Breslauer Bürger in Geschäften durch Polen reisete, und in einem Wirthshause über Nacht

*) Aus Büsching's Volkssagen.

um 500 Thlr. bestohlen ward. Da er aber Verdacht hatte, daß der Wirth selbst der Dieb sei, führte er diesen vor den Richter und beschuldigte ihn des Diebstahls, den der Andere auch alsbald eingestand. Als der Richter aber das Urtheil fällte, daß der Dieb gehangen werden solle, da eröffnete er dem Ankläger zugleich, daß er nach dem alten Gesetz der Stadt selber den Dieb henken müsse, sintemalen kein Henker hier zu finden, sonst habe der Dieb das Recht, ihm ein Gleiches zu thun. Der Breslauer erschrak gewaltig, wollte gern das Geld verloren geben und noch mehr dazu, um seiner Ehre nicht verlustig zu gehen, aber der Richter verwarf es, und da der Wirth gleich bereit war, ihn selber zu henken, wenn er sich länger weigern sollte, so sah er sich gezwungen, um sein eignes Leben zu retten, Henkersdienste zu versehen.

Drauf verklagte der Bürger den willkührlichen Richter beim Könige von Polen. Der aber antwortete: was Gesetz und Herkommen wäre, das könne er selber nicht ändern, gab ihm aber einen Königs-Brief, daß er an seiner Ehre unverletzt wäre.

Als der Bürger jedoch nach Hause zurückgekehrt war, da fand er, daß das Gerücht ihm bereits vorausgeeilt sei, und gab es großen Lärm und wollte niemand ihn dulden, bis daß er endlich mit vielen Unkosten den polnischen Brief beim König von Böheim confirmiren lassen und so seine Ehre wieder erlangte.

12) Der Glockenguß zu Breslau *).

Als die Glocke zu St. Marie Magdalena in Breslau gegossen werden sollte, und alles dazu fast

*) Aus den deutschen Sagen der Gebrüder Grimm.

fertig war, ging der Gießer zuvor zum Essen, verbot aber dem Lehrjungen bei Leib und Leben, den Hahn am Schmelzkessel anzurühren. Der Lehrjunge aber war vorwitzig und neugierig, wie das glühende Metall doch aussehen möge, und indem er so den Hahn bewegte und anregte, fuhr er ihm wider Willen ganz heraus, und das Metall rann und rann in die zubereitete Form.

Höchst bestürzt weiß sich der arme Junge gar nicht zu helfen, endlich wagt ers doch und geht weinend in die Stube und bekennt seinem Meister, den er um Gotteswillen um Verzeihung bittet. Der Meister aber wird vom Zorn ergriffen, zieht das Schwert und ersticht den Jungen auf der Stelle. Dann eilt er hinaus, will sehen, was noch vom Werk zu retten sei und räumt nach der Verkühlung ab. Als er abgeräumt hatte, siehe, so war die ganze Glocke trefflich wohl ausgegossen und ohne Fehl; voll Freuden kehrte der Meister zurück, und sah nun erst, was für Uebels er gethan hatte. Der Lehrjunge war verblichen, der Meister wurde eingezogen und von den Richtern zum Schwert verurtheilt. Inmittelst war auch die Glocke aufgezogen worden, da bat der Glockengießer flehentlich: ob sie nicht noch geläutet werden dürfte, er möchte ihren Resonanz auch wohl hören, da er sie doch zugerichtet hätte, wenn er die Ehre vor seinem letzten Ende von den Herren haben könnte. Die Obrigkeit ließ ihm willfahren *), und seit der Zeit wird mit dieser Glocke allen armen Sündern, wenn sie vom Rathhaus herunterkommen, geläutet. Die Glocke ist so

*) So am 19. Juni des Jahres 1526 geschehen ist.

schwer, daß, wenn man funfzig Schläge gezogen hat, sie andere funfzig von selbst gehet.

Eine andere Sage erzählt: Da die Glocke so vortrefflich geworden, so ist dem Meister von dem Rath die Todesstrafe für den begangenen Mord geschenkt worden. Er selbst aber hatte sich die Missethat zu Herzen genommen, und nachdem er viel und schwer gebüßt, wurde er Wächter auf dem Domthurme. Es entstand aber Feuer auf der Dominsel, das gewaltig und rasch um sich griff und auch das innere Gebälk der beiden Thürme erfaßte. Als das Feuer aber ausbrach, da hatte der wachsame Thürmer seinen Kopf zum Schallloche herausgesteckt und Feuer gerufen. Als nun das Feuer jedoch näher kam, und er sich eilig retten wollte, da war sein Kopf durch das Schreien und die Anstrengung so dick geworden und angeschwollen, daß er ihn nicht mehr hereinzuziehen vermochte. So litt er Höllenpein und Angst, und ward von unten auf von den Flammen langsam verzehrt. Er soll vor Schmerz gebrüllt haben, daß man es bis in die Stadt selbst gehört.

Zum Andenken daran ist an der Mauer des Thurmes zur rechten Seite ein Mannskopf von Stein ausgehauen, und findet sich noch heutigen Tages.

13) Hofer mit dem langen Bart.

Zur Zeit Kaiser Karoli V. lebte ein Weißgerber zu Breslau, mit Namen Franz Hofer, der hatte einen so langen Bart, daß er ihm bis auf die Sohlen seiner Füße reichte. Es geschah, daß sich zur selbigen Zeit ein welscher Mann in Wien für Geld sehen ließ, sei-

nes großen Bartes halben. Der Käiser aber hatte mit zwei Rathherren von Breslau, so zu Hofe gekommen, eine schwere Wette eingegangen, da diese sich vermaßen, in ihrer Stadt einen Mann zu haben, dessen Bart sich mit dem des Fremden gar wohl messen könne. Drob trug Kaiser Karolus Belieben, mit eigenen Augen sich zu überzeugen, und ließ den Weißgerber nach Wien holen. Als aber der Kaiser dessen Bart gesehen, verwunderte er sich höchlich und fand, daß derselbe noch um eine gute Hand breit länger sei, als der seines Mitbewerbers, zahlte seine Wette und erlaubte Hofer, sich eine Gnade von ihm auszubitten.

Drauf versetzte der Weißgerber: sintemalen er ein alter Mann sei, und ohnehin nicht mehr lange zu leben hätte, so bäte er einzig und allein, Seine Kaiserliche Majestät möchten befehlen, daß, wenn er würde gestorben sein, der ganze Rath zu Breslau mit seiner Leiche solle zu Grabe gehen.

Sothane Ehre ist ihm denn auch bewilligt worden und angethan, und das Grabmal des Weißgerbers noch in der Kirche zu St. Barbara zu schauen.

14) Wie der Pest in Breslau gesteuert ward.

Als im Jahre 1542 die Pest in Breslau gar stark regierte und kein Mittel dagegen anschlagen noch helfen wollte, da erschien einem frommen Bürger im Traum ein alter Mann, der zeigte ihm ein Kraut mit einer Wurzel, so er Bibernell genannt, und welches auf den Wiesen zu wachsen pflegte. Diese Wurzel sollten sie nehmen und gegen die Pest brauchen, alsdann würde diese aufhören.

Am andern Morgen hat der Bürger den Traum erzählt, worauf das Volk in Masse hinaus gelaufen und die Wurzel gesucht. Nachdem sie selbige aber gefunden und gebraucht, hat die Pest auch wirklich nachgelassen und ganz aufgehört.

15) Die Erde verschlingt Gotteslästerer.

Vor Alters haben einmal am Schweidnitzer Thor Fluchen und Gotteslästerer nach dem über das kleine Pförtel beim reichen Hospital gemalten Marienbild geschossen und allerhand grausame Lästerungen ausgestoßen. Da hat sich plötzlich die Erde aufgethan und sie lebendig verschlungen.

Unter dem ehemaligen Schweidnitzer Thor befand sich ein uralt Bild, was diese Schauergeschichte bezeugte.

16) Die Hahnenkräh.

Vor dem Nicolai-Thor auf dem Wege nach Lissa steht noch heut zu Tage eine steinerne Säule, mit der hat es folgende Bewandniß.

Vor vielen, vielen Jahren arbeitete ein junger Gesell in Breslau, ein Stellmacher seines Gewerbes und aus dem nahen Lissa gebürtig. Der hatte daselbst eine Braut, die ihm Liebe und Treue zugeschworen, aber sie konnten sich noch nicht heirathen, weil beide arm waren. Da schnürte der Gesell sein Bündel, nahm der Trauten das Wort ab, seiner in Liebe harren zu wollen und zog auf die Wanderschaft, um in der Fremde sein Glück zu versuchen. Er zog gen Polen

und Rußland, dort aber gerieth er in Gefangenschaft und wurde hinaus geschleppt weit in die Schneewüsten Sibiriens, wo er zwanzig lange Jahre in den Bergwerken arbeiten mußte.

Gar oft dachte er während der Zeit seiner Liebe in der Heimath. Als aber die zwanzig Jahre um waren, da zerbrach sein Fingerring, den ihm sein Mädchen beim Abschiede geschenkt mit der Zusage, daß so lange der Reif halten werde, er sicher auf ihre Treue bauen könne. Das betrübte den armen Gesell gar sehr, und in der Verzweiflung verschwor er sich, dem Teufel seine Seele zu übergeben, wenn er nur noch einmal sein Mädchen wiedersehen könne.

Alsbald erschien ihm der höllische Geist und zeigte ihm, wie die Geliebte des Gesellen am andern Morgen in aller Früh Hochzeit halten werde, weil sie ihn längst todt geglaubt.

Da schloß der Gesell einen Pakt mit dem Bösen, und verschrieb ihm seine Seele unter der Bedingung, daß der Teufel ihn von der Zeit der Mitternacht bis daß der Hahn das erste Mal krähe, aus Sibirien nach seiner Heimath trage.

Um Mitternacht lud der Schwarze ihn auf die Schultern und fuhr mit ihm dahin durch die Lüfte wie sausender Sturmwind, über Länder und Städte und Wälder. Dem Gesellen wurde bänger dabei, je näher er seiner Heimath kam. Als der Teufel aber nun schon seinem Ziele nahe und bis hinter Breslau gekommen, horch, da krähte ein Hahn, und der Pakt war zerrissen. Ergrimmt warf der Böse seine Last unsanft zur Erde und entwich tobend nach seiner unterirdischen Behausung. Der Gerettete aber raffte sich

auf und lief ohne Rast- und Ruh eilig nach seiner Heimath, und als er an's Dorf kam, siehe, da zogen vor ihm geputzte Leute hochzeitlich zur Kirche. Er aber stürzte in's Gotteshaus und zwischen das Brautpaar, das eben vor dem Altar stand, und gebot Einhalt. Niemand erkannte ihn, denn er war alt geworden und sein Bart hing eine Elle lang ungeschoren herab, als er der Braut aber ihren Fingerreif wies und sein Schicksal erzählte, da verließ sie ihren zweiten Bräutigam und fiel ihm weinend um den Hals, und alle freuten sich seiner wunderbaren und zeitigen Rettung. Der fromme Geistliche aber erkannte darin die Macht des Herrn, vor der keine Seele verloren ist, und als er dem Geretteten für sein frevelhaftes Beginnen schwere kirchliche Buße aufgelegt und dieser sie reuig gelöst hatte, da legte er selbst die Hände des Paares in einander und vereinigte die so lange Getrennten.

Der Gesell wurde Meister und ein braver und gottesfürchtiger Hausvater. Zum Andenken und zur Warnung aber errichtete er an der Stelle, wo der Allmächtige durch einen Hahnenruf seine Seele aus den Klauen des Bösen errettete, jene Säule, die noch heutigen Tages da steht.

17) Die eiserne Jungfrau auf der Breslauer Burg.

Am Oderthor, wo jetzt das Matthiasstift ist, stand ehemals die alte Kaiserburg, die von Kaiser Sigismund oder noch früher erbaut worden.

Lange vor ihrer Zerstörung ging die Sage, daß in einem unterirdischen Gewölbe dieser Burg eine

eiserne Jungfrau sei. Es war dies aber eine gar grauenvolle und seltsame Martermaschine in Gestalt einer riesigen Jungfrau, von lauter Eisen, die umarmte den, der sich ihr nahen mußte, und aus ihrem Körper fuhren Dolche und Messer hervor, die den Unglücklichen grausam zersägten. Des Nachts erschallten oft Herz und Mark erschütternde Töne von da aus der Tiefe, und seltsames Gerassel wie von altem Räderwerk, und Niemand wagte d'rum bei Nachtzeit sich diesem Theile der Burg zu nahen.

Es lebte aber auf der Burg als Kastellan Werner von Brunek, der hatte ein so holdes Töchterlein, Maria genannt, daß sie die Krone aller Breslauer Jungfrauen war.

Zu dieser Zeit kam ein junger Rittersmann vom deutschen Orden aus Preußen, Konrad von Salza genannt, und schön und adelig von Gestalt und Seele, in Geschäften seines Ordens nach Breslau, und erhielt seinen Wohnsitz auf der Burg. Nicht lange aber währte es, da schlich sich die Liebe zu der schönen Maria in des jungen Ritters Herz, und auch die Jungfrau erwiederte diese. Vergeblich rang er lange im heißen Gebete und Kampfe gegen diese ihm verbotenen Triebe, und nur mit Mühe gelang es ihm endlich den Entschluß zu fassen, der Geliebten zu entsagen und heimlich die Burg zu verlassen. Als er aber am letzten Abend spät sich von ihr getrennt und nach seinem Gemache schritt, da verirrte er sich in den weiten Gängen der Burg und gerieth in einen ganz unbekannten Theil derselben, in dem er vordem nie gewesen. Er folgte einem Lichtschimmer und gelangte in eine große Halle mit Quadersteinen gepflastert, in deren

Mitte eine Lampe hing, und an deren Seiten mehre Thüren sich befanden. Eben schlug die Uhr Mitternacht, und zugleich erhob sich ein Geräusch wie von Räderwerk unter dem Fußboden, daß die Mauern zu krachen und der Boden zu wanken schienen. Darein mischte sich ein klägliches Stöhnen, wie das eines Sterbenden, von einer Weiberstimme, zu der sich alsbald die eines Mannes gesellte. Drauf kamen die Stimmen immer näher, eine Thür der Halle sprang mit großem Krachen auf, und ein Weib mit fliegenden Haaren und blutigem Gewande trat herein, gefolgt von einer Männergestalt in einer ganz zerquetschten Rüstung, durch deren Fugen Ströme von Blut rannen. Sie eilten durch die Halle und verschwanden an einer gegenüber sich öffnenden Thür, worauf der Ritter alsbald wieder das Rollen der Räder und jenes grauenvolle Stöhnen vernahm. Als es schwieg, da traten die beiden Gestalten wieder herein und wollten durch die Halle eilen, Hermann von Salza aber faßte sich kühn ein Herz, zog sein Schwert und vertrat ihnen den Weg, indem er sie fragte, wer sie seien. Er schaute aber in bleiche Todtengesichter, und der Mann deutete ihm stillschweigend und flehend, ihm zu folgen. Muthig that es endlich jener und gelangte hinter ihnen plötzlich an eine grauenvolle, hellerleuchtete Tiefe, auf deren Grunde er eine riesige eiserne Jungfrau sitzen sah, zwei Schwerter in ihren Händen. Drauf jagte mit wilder Verzweiflung der Mann das Weib in die Tiefe und stürzte sich selbst hinab, und der Ritter sah, wie die Jungfrau ihre Arme um sie schloß und tausend Dolche aus ihrem Leibe fuhren, die die Unglücklichen zerfleischten. Entsetzt entfloh er ihrem Jam-

mergeheul, und als er zurück in die Halle gekommen war, da traten auch alsbald die blutigen Gestalten wieder ein und erhoben ihre Hände bittend zu ihm. Nunmehro frug Konrad von Salza, ob er etwas zu ihrer Erlösung beitragen könne, worauf sie es stillschweigend bejaheten und nach einer Inschrift über der Pforte der Halle deuteten. Sie lautete aber: „Aus Entsagung quillt Erlösung!“ Da dachte der Ordensritter seiner Liebe und seines Gelübdes, und sprach: „Wenn Entsagung Euch helfen kann, so geschieht solches bei meinem Wort, und Ihr seid erlöst.“ Alsbald zog erfreut der Mann aus seiner Rüstung eine Pergamentrolle und übergab sie dem Ritter, der vor dem kalten Todtensand erbebte und vor dem erschrecklichen Krachen um ihn her das Bewußtsein verlor.

Als er wieder zu sich kam, fand er sich auf seinem von Innen verschlossenen Gemach und in seiner Hand die Pergamentrolle. Er entfaltete sie und fand die Geschichte jener Unglücklichen, eines Ritters und einer Nonne, die jenen verführt, und die beide zur Strafe diesen schrecklichen Martertod erleiden müssen.

In selbiger Nacht war der alte Theil der Burg, von dem die grauenvolle Sage ging, zusammengestürzt. Konrad, von seinem Gewissen gemahnt, zog eilig von dannen, und als er nach Jahresfrist wiederkehrte, fand er die schöne Maria mit einem Andern vermählt.

Er hielt sein Gelübde der Entsagung und wurde einer der berühmtesten Hochmeister des deutschen Ordens, und sein Name von allen Feinden gefürchtet.

Von der Kaiserburg aber ist nichts mehr zu schauen, als allein noch eine uralte Mauer.

18) Scheitnicht.

In der Umgebung von Breslau am Ufer der Oder liegt ein Dorf und Vergnügungsort der Einwohner, Scheitnicht genannt.

Zur Zeit der Kreuzzüge wollte ein Ritterſmann aus der Nachbarſchaft gleichfalls zum heiligen Grabe ziehen, von dem Burgpfaffen dazu überredet. Der aber hatte ein Auge auf die junge und züchtige Hausfrau des Burgherrn, und wollte dieſen daher aus dem Wege ſenden. Die Dame jedoch liebte ihren Ehegemahl treu und von ganzem Herzen, und bat ihn flehentlich, wiewohl vergebens, doch nicht von ihr zu gehen. Als ſie nun am Tage vor dem Auszuge des Eheherrn noch einmal durch Buſch und Wald zuſammen luſtwandelten, und die Dame nicht abließ mit Bitten und Thränen, da erweichte ſie das Herz des Ritters, und er willigte ein, es dem Ausſpruch des Zufalls zu überlaſſen, ob er in den Krieg ziehen ſolle oder nicht. Drauf gingen ſie Hand in Hand durch Buſch und Wald, alſo daß ſie bald nicht mehr wußten, an welcher Stelle ſie waren, und erſt als die Sonne am Mittag ſtand, aus dem Walde herauskamen und einem Ackersmanne begegneten. Den frug der Ritter, wie der Ort heiße, den ſie vor ſich ſähen. „Scheitnicht!“ erwiederte der Bauer. Da blickten die Gatten froh überraſcht einander an, und der Ritter erkannte in dem Namen einen Wink des Schickſals. Den Ort baute er nachher an und größer, und ſetzte Lehnsknechte dahin, den betrügeriſchen Pfaffen aber verjagte er mit Schimpf aus ſeiner Burg.

19) Hundsfeld.

Weil Herzog Boleslaus III., mit dem krummen Maule, den Hungarn wider die Deutschen beigestanden, hetzte er sich Kaiser Heinrich V. auf den Hals, und dieser zog mit gewaltiger Heeresmacht nach Schlesien und belagerte die feste Stadt Glogau, wiewohl vergebens. Als der Kaiser nun hier nichts ausrichten konnte, zog er mit seinem Heere gegen den Herzog, und es entstund eine mörderische Schlacht, im Jahre 1109 unsers Herrn, in welcher die Polen die Deutschen aufs Haupt schlugen und ihrer so viele tödteten, daß die Leichname weit und breit das Feld bedeckten. Die Schlacht aber war ohnweit Breslau geschlagen worden, an dem Orte, wo heutigen Tages der Flecken Hundsfeld steht, der auch davon seinen Namen hat. Denn als die Polen die Leichname der Deutschen zur Schmach unbegraben gelassen, fanden sich eine große Menge Hunde ein, von welchen die todten Körper aufgefressen wurden. Davon behielt das Feld seitdem den Namen.

20) Wechselkind mit Ruthen gestrichen *).

Im Jahr 1580 hat sich folgende wahrhaftige Geschichte begeben: nahe bei Breslau wohnet ein namhaftiger Edelmann, der hat im Sommer viel Heu und Grummet aufzumachen, dazu ihm seine Unterthanen fröhnen müssen.

Unter diesen ward auch berufen eine Kindbetterin, so kaum acht Tage im Kindbett gelegen. Wie sie nun

*) Aus den Deutschen Sagen der Gebrüder Grimm.

siehet, daß es der Junker haben wollte und sie sich nicht weigern kann, nimmt sie ihr Kind mit ihr hinaus, legt es auf ein Häuflein Gras, geht von ihm und wartet das Heumachen ab. Als sie eine gute Weile gearbeitet, und ihr Kindlein zu säugen gehet, siehet sie es an, schreiet heftig und schlägt die Hände überm Kopf zusammen, und klaget männiglich, dies sei nicht ihr Kind, weil es geizig ihr die Milch entziehe und so unmenschlich heule, das sie an ihrem Kinde nicht gewohnt sei. Wie dem allen, so behielt sie es etliche Tage über, das hielt sich so ungebührlich, daß die gute Frau gar nahe zu Grund gerichtet wäre. Solches klaget sie dem Junker, der sagt zu ihr: „Frau, wenn es euch bedünket, daß dies nicht euer Kind, so thut eins und tragt es auf die Wiese, da ihr das vorige Kind hingelegt habt, und streichet es mit der Ruthe heftig, so werdet ihr Wunder sehen."

Die Frau folgt dem Junker, ging hinaus und strich das Wechselkind mit der Ruthe, daß es sehr geschrien hat; da brachte der Teufel ihr gestohlen Kind und sprach: „da hast's!" und mit dem nahm er sein Kind hinweg.

Diese Geschichte ist lautbar und beiden Jung und Alten in derselbigen Gegend um und in Breslau landkundig.

21) Vermischte Sagen.

Bei Breslau nahe am Wallgraben liegt ein kleiner Teich, der Mäuseteich genannt, dessen Wasser soll sich in frühern Zeiten, wenn der Stadt ein Unglück

drohete, allemal vorher in Blut verwandelt haben zum Anzeichen.

Wenn der Stadt Breslau ein großes Unglück oder sonst ein wichtiges Zeitereigniß bevorstund, verkündete dies gar oft eine besondere Erscheinung. So erschreckte anno 1553 die Einwohner ein Luftgesicht in Gestalt einer türkischen Galeere, mit aller Rüstung, über welcher ein feuriger Regenbogen stund und unten drei feurige Räder.

Desgleichen erschienen im Jahre 1634 zu Breslau seltsame Gespenster mit brennenden Kerzen, Processionen haltend, deren eine von St. Albrecht bis zu St. Maria Magdalena, die andere von St. Dorothea mit vielen geharnischten Reitern, die dritte aber von St. Vincenz von schwarzen Hunden begleitet, ausging.

Im Jahre 1591 am 20. des Monats September schnitt sich zu Breslau ein reicher Schuster die Kehle ab. Seine Verwandten aber verheimlichten die Schande und ließen ihn ehrlich begraben.

Es litt aber den Schuster in der Erde nicht, und am 3. Tage darauf begann sein Gespenst zu spuken. Es turbirte im Hause herum, und warf die Geräthschaften unter einander und die Leute aus dem Bette, nachdem es sie geweckt und gepeinigt hatte. Dies geschah auch am hellen Tage, daß es die Stühle und Tische verrückte, wenn Leute in der Stube waren, ohne daß Einer sehen konnte, woher der Unfug käme. Vor

der Thür des Kirchhofes aber hockte es bei Abend und bei Nacht den Leuten auf, und drückte und schlug sie so lange, bis sie halb todt niederfielen. Einige sind gar davon gestorben. Auch zeigte es sich oft in seiner Gestalt mit der blutigen Wunde im Halse.

Dies Unwesen nahm aber eher kein Ende, bis der Rath den todten Körper am 7. Mai des folgenden Jahres wieder ausgraben ließ. Da fanden sie ihn noch so frisch, als ob er eben erst gestorben wäre, obgleich der Leichnam an 13 Monate in der Erde gelegen. Drauf ward er vom Henker verbrannt und die Asche in alle Winde verstreut. Seitdem ward es Ruhe.

Auch auf der Schwedenschanze bei Oßwitz soll es umgehen. Man hört aber nichts Gewisses! Desgleichen auch in einigen Gemächern des alten Sandklosters.

Von dem Hause auf dem Naschmarkt neben dem goldnen Hunde hat man auch von jeher Seltsames erzählt, weswegen dieses auch gar oftmals verkauft worden und seinen Herrn gewechselt hat. Des Abends zu einer gewissen Stunde haben es die Inwohnenden deutlich pochen und sägen hören, wie in der Werkstatt eines Tischlers, und als ob es auf dem Boden geschähe. Wenn aber beherzte Leute hinauf gegangen sind, dann ist es ihnen gewesen, als wäre es unter ihnen. Man hat nie entdecken können, was es damit für eine Bewandniß gehabt, aber es leben noch viele

alte Leute in Breslau, die es selbst gehört haben wollen. Zuletzt hat man sich so dran gewöhnt, daß man gar nicht mehr darauf geachtet hat. — So soll es auch Friedrich dem Großen, als er in diesem Hause gewesen, die Feder aus der Hand gezogen und den Stuhl weggenommen haben.

2. Oels.

Ehemalige Residenz der Herzöge von Braunschweig-Oels, mit einem schönen und großen Schlosse; freundlich gebaut.

Geschichts-Kalender.

1255. erhält durch Herzog Heinrich III. deutsches Recht.
1432. die Hussiten vor Oels,
erleidet während des dreißigjährigen Krieges
schwere Drangsale;
ist mehrmals gänzlich abgebrannt.

1) Ursprung.

In alten Zeiten hieß die Stadt Oelsnitz, und soll der Name von dem polnischen Worte olszyna (Erle) herstammen, weil hier viel Erlengebüsch gewesen. Die Zeit ihrer Erbauung ist unbestimmt, doch soll sie nach alten Ueberlieferungen schon ums Jahr 900 gegründet worden sein.

3. Bernstadt.

Geschichts-Kalender.

Zeit der Gründung unbekannt.
1264. erhält durch Herzog Heinrich deutsches Recht.
1313. große Hungersnoth.
1430. von den Hussiten geplündert und niedergebrannt.
1642. erleidet viel Drangsale während des dreißigjährigen Krieges, und ist mehrmals gänzlich niedergebrannt.

1) Der Teufel stellt sich ein.

Drei trunkene Gesellen
Die saßen einst zum Schmaus
Bei einem Leineweber
Zu Bernstadt in dem Haus.

Die saßen da und tranken,
Und fluchten schrecklich viel,
Der Eine trank's dem Teuf
Im freventlichen Spiel.

Der aber ließ nicht warten,
Und fand sich plötzlich ein,
Er packt ihn bei den Füßen
Und tränkt's ihm wacker ein;

Er rennt ihn mit dem Kopfe
Wohl an die Mauer an,
Daß alle Läſterworte
Dem wüſten Schelm verga'n.

Erſt als in Todesängſten
Er: Jeſus! Jeſus! ſchreit,
Läßt ihn der Satan fahren,
Der dieſen Namen ſcheut.

Mit ſchrecklichem Gepraſſel
Und Dampf füllt' er das Haus,
Zerriß zween ſtarke Balken
Und fuhr zum Dach hinaus *).

*) Die alte Chronik erzählt, dies ſei im Jahre 1643 geſchehen.

3. Bernstadt.

Geschichts-Kalender.

Zeit der Gründung unbekannt.
1264. erhält durch Herzog Heinrich deutsches Recht.
1313. große Hungersnoth.
1430. von den Hussiten geplündert und niedergebrannt.
1642. erleidet viel Drangsale während des dreißigjährigen Krieges, und ist mehrmals gänzlich niedergebrannt.

1) Der Teufel stellt sich ein.

Drei trunkene Gesellen
Die saßen einst zum Schmaus
Bei einem Leineweber
Zu Bernstadt in dem Haus.

Die saßen da und tranken,
Und fluchten schrecklich viel,
Der Eine trank's dem Teuf
Im freventlichen Spiel.

Der aber ließ nicht warten,
Und fand sich plötzlich ein,
Er packt ihn bei den Füßen
Und tränkt's ihm wacker ein;

Er rennt ihn mit dem Kopfe
Wohl an die Mauer an,
Daß alle Läſterworte
Dem wüſten Scheim verga'n.

Erſt als in Todesängſten
Er: Jeſus! Jeſus! ſchreit,
Läßt ihn der Satan fahren,
Der dieſen Namen ſcheut.

Mit ſchrecklichem Gepraſſel
Und Dampf füllt' er das Haus,
Zerriß zween ſtarke Balken
Und fuhr zum Dach hinaus *).

*) Die alte Chronik erzählt, dies ſei im Jahre 1643 geſchehen.

5. Trebnitz.

In einem Thalkessel der Trebnitzer Sandberge, freundlich gelegen; die schöne Kirche mit vielen Grabmälern und Alterthümern ist noch heute ein bedeutender Wallfahrtsort, das großartige und prächtige Kloster dagegen ist in neuerer Zeit aufgehoben und zu einer Wollspinnerei eingerichtet.

Die hohen Kirchen und Klostergebäude auf dem Hintergrund des dunkeln Buchwaldes geben der Stadt von fern ein ernstes, man möchte sagen, frommes Ansehen.

Geschichts-Kalender.

1159. bereits als Kämmergut unter polnischer Herrschaft erwähnt.
1203. das Kloster von Herzog Heinrich dem Bärtigen gegründet.
1430. durch die Hussiten geplündert und mehrmals ganz abgebrannt.
Die Nonnen müssen im dreißigjährigen Kriege nach Polen flüchten.
1694. erhält das Kloster durch die Aebtissin Katharina von Wrbna seine jetzige Gestalt.

1) Mallilia.

Das Dorf Massel ist das berühmte Masssilia oder Hogotmatia gewesen, eine von den Römern erbaute große Stadt, durch welche über das alte und große Budorgir (an der Oder bei Ohlau) und bei Dracomontium (Trachenberg)-über die Bartsch ihr Weg nach der Bernsteinküste gegangen ist.

Noch heute findet man weit im Felde draußen unter der Erde große Mauerüberreste und Urnenlager. Auch haben einzelne Theile des Feldes unter dem Volke noch ihre Namen beibehalten, wie z. B. das Frauenthor u. s. w.

Diese Stadt muß aber schon vor der Völkerwanderung wieder untergegangen sein.

2) Legenden von der heiligen Hedewig.

1.

Die heilige Hedewig war eine geborne Herzogin von Meranien, Kerndten und Istria, ihr Vater aber Herzog Bertoth, der sie im 12. Jahre ihres Alters (1196) Herzog Heinreich I. von Schlesien zur Ehe versprach, und im Jahre 1198 unsers Herrn verheirathete.

Sie war aber eine gar fromme und heilige Frau, that Buße und lag im Gebet vor Gott Tag und Nacht. Als sie nun dem Herzoge 3 Söhne und 3 Töchter geboren hatte, bat sie ihren Gemahl, ihr die eheliche Beiwohnung hinfort zu erlassen, damit sie Gott keusch und recht dienen könne; und hat er es ihr vor dem Bischof zugesagt und sie in 30 Jahren bis zu seinem Tode nicht berührt, auch von der Zeit an weder Haar noch Bart geschoren, daher er Barbatus, d. i. der Bärtige, benannt ward.

2.

Darauf hat die heilige Hedewigis mit ihrem Gemahl nur in Anderer Gegenwart geredet, und wenn

sie etwas von ihm zu bitten hatte für die Armen und Unglücklichen, was sie stets that. Sie betete aber so eifrig und viel, daß ihre Kniescheiben vom steten Knieen ganz hart und knorrig geworden. Sie war demüthig und mildthätig, und legte sich selbst die schwersten Bußen auf. Zu den Armen und Unglücklichen ging sie in ihre Hütten, und brachte ihnen Trost und Speise, pflegte die Kranken und besuchte die Gefangenen.

3.

Dies gefiel aber Gott wohl, also daß er oft Zeichen und Wunder an ihr that. Wenn sie inbrünstig betete, so geschah es, daß eine Glorie von himmlischen Lichtstrahlen sie umgeben, worüber einstmals ihr Diener Boguslaw von Savonn, als er unvermuthet in ihr Gemach trat und dies sah, gewaltig erschrak.

4.

Sanct Hedewigis führte auch ein sehr strenges Leben und entzog sich alle Ueppigkeit des Leibes. Sie aß grobes Brod und trank einzig Wasser. Oft vergaß sie gar das Brod in den Mund zu schieben bei Tafel, wenn aus Gottes Wort gelesen ward. Wegen dieser Enthaltsamkeit aber war der Herzog oft sehr erzürnt, und als sie einst ein Kämmerling bei ihm verklagt hatte, ihres steten Wassertrinkens halber, überfiel er sie plötzlich, da sie aß, und riß ihr den Becher vom Munde. Als er aber hinein schaute, war eitel Wein darin, wozu Gott das Wasser zum Schutz der Heiligen verwandelt.

5.

Desgleichen ging die heilige Hedewig bei Sommer und Winter und selbst bei der strengsten Kälte barfuß und unbeschuht, also daß ihr das Blut oft von den Fußsohlen rann, ohne daß es ihr Gemahl wußte, der sonst sehr zornig darüber geworden. Denn als er es von seinen Dienern gehört, und sich davon überzeugen und sie überraschen wollte, indem er ihr einsmals unversehens entgegenkam, fand er sie durch ein Wunder beschuht. Der Abt von Leubus, ihr Beichtvater, gab ihr einsmalen ein Paar neue Schuhe und befahl ihr sie zu tragen beim Gehorsam. Da trug St. Hedewigis, um des Abtes Befehl zu folgen, die Schuhe stets in den Händen mit sich.

6.

Als der Bau des Klosters zu Trebnitz begonnen war und auch nach dessen Vollendung hielt sich St. Hedewig die meiste Zeit daselbst auf, und kam oft zu Fuß vom Hoflager ihres Gemahls dahin. Bei Obernik ist ein Teich, worin sie auf diesem Wege immer ihre Füße gewaschen, der heißt dieserhalb noch heutigen Tages der Hedewigsteich. Desgleichen steht bei Trebnitz auf dem Wege nach Breslau linker Hand eine alte Kapelle, Hedwigsruh, weil die Heilige auf dieser Stelle auszuruhen pflegte.

7.

Im Buchwald bei der Eremitage ist ein Brunnen, der Hedewigsbrunnen genannt, auf dessen Grunde sieht man bei hellem Sonnenschein einen gol-

denen Ring blinken, aber Niemand kann ihn heraufholen. Damit hat es folgende Bewandniß:

Als St. Hedewigis einmal in den Wald gegangen war, um Kräuter zu suchen für Kranke, da begann sie sehr zu dürsten, und es war kein Wasser im weiten Umkreise zu finden, womit sie ihren Durst hätte löschen mögen. Da kniete sie nieder, betete zu Gott und warf dann ihren goldenen Fingerring hinter sich. Wo aber der Ring zur Erde gefallen, da sprudelte zur Stelle eine schöne und klare Quelle hervor, an der sich die Heilige erstärkte. Später hat sie dabei eine Klause und ein Kirchlein erbaut. An den Ring aber, der noch auf dem Grunde liegt, sollen sich viele Prophezeihungen knüpfen.

8.

Auch saß die heilige Hedewig oft mit zu Gericht, und bat die Verurtheilten und Reuigen von ihrer Strafe frei. Desgleichen hat sie, als Einer unschuldig gehenkt worden, und schon von Sonnenaufgang bis Mittag gehangen, durch ihr Gebet ihn wieder zum Leben erweckt.

Als sie einst vor dem Bilde des Gekreuzigten auf den Knieen lag, da löste dieses die rechte Hand ab und segnete sie damit.

9.

St. Hedewig heilte auch viele Kranke und verrichtete andere Wunder. Einst saß sie mit ihrem Gebetbuche beim Feuer und betete daraus. Vor Müdigkeit aber schlief sie ein und das Buch fiel in die Flammen. Als jedoch die Heilige wieder erwachte, fand sie

es unversehrt in dem Feyer; und hatte dieses keine Macht darüber gehabt.

10.

Trotz ihrer großen Frömmigkeit erlitt St. Hedewig doch vielen großen Kummer und Herzeleid, trug aber Alles geduldig und in Demuth gegen Gott. Als ihr Gemahl und ihre Söhne gestorben waren, weinte sie nicht; denn sie fürchtete sich durch Schmerz an Gottes Willen zu versündigen.

Oft auch kam die Gabe der Weissagung über sie. So prophezeihte sie ihrem Sohne Konrad seinen plötzlichen Tod voraus, und sah ihres Sohnes, Herzog Heinrich des Frommen, Seele im Traume gen Himmel fahren.

11.

Im Jahre 1243 am 15. October (nach Andern erst 1246) zwei Jahre nach der Tartarenschlacht ist die heilige Hedewig im Kloster zu Trebnitz gestorben und dort neben ihrem Gemahle in der Kirche begraben worden. Als sie aber gestorben war, verbreitete sich von ihrem Leichnam ein wunderſamer Geruch wie lauter Veilchenduft.

Im Jahre 1266 den 14. November ist sie durch Papst Clemens heilig gesprochen worden. Zur selbigen Zeit erschien auf ihrem Grabe ein Licht, und fühlten die dienenden Schwestern einen wunderbaren Geruch gleich wie bei ihrem Tode. An ihrem Grabe sind noch viele Wunder geschehen und Kranke geheilt worden, weswegen die frommen Christen von nah und fern herbeigeströmt sind und sie verehrt haben.

3) Die Stiftung des Klosters.

Herzog Heinrich I., der Bärtige genannt, jagte einmal in dem rauhen Walde bei Trebnitz. Da stürzte er, von seinem Gefolge abgekommen, auf der eifrigen Verfolgung eines Hirsches begriffen, mit seinem Pferde in einen tiefen Sumpf, daß er nicht vor und rückwärts konnte und seinen Tod vor Augen sah. Denn weit umher war niemand in dem dichten Walde zu errufen, und Roß und Reiter sanken immer tiefer in den Moor.

Da wandte sich der Herzog zu Gott und seinen Heiligen im inbrünstigen Gebet um Rettung, und gelobte, wenn er dem drohenden Tode hier entränne, so wolle er eine Kirche und Kloster an selbiger Stätte erbauen. Und siehe, Gott erhörte sein Gebet. Denn alsbald trat aus dem Dickicht ein Köhler, der reichte dem Herzog seinen Schürbaum und zog ihn aus dem Sumpf. Als der Herzog sich nun gerettet sah, da fiel er auf die Knie und dankte Gott dafür, und wollte nun dem Köhler reichen Lohn zusichern. Der aber war verschwunden, und der Herzog erkannte, wie jener ein Engel des Herrn gewesen sei, in Köhlergestalt zu seiner Rettung gesendet. D'rauf kehrte der Fürst heim und berieth sich auf seiner Hofburg zu Liegnitz mit seiner Gemahlin, der heiligen Hedewig. Die aber lag ihm an, sein Gelübde zu erfüllen, und ließ der Herzog den Wald um den Sumpf lichten und fing an das Kloster zu bauen im Jahre 1203. Obgleich er aber Arbeitsleute von fern und nah kommen ließ, und selbst alle zum Tode verdammte Verbrecher in Schlesien begnadigte, um hier bauen zu helfen, so währte

der Bau doch 16 Jahre und koſtete noch 40,000 Silber-Thaler baares Geld, eine für die damalige Zeit ſehr große Summe.

Als nun aber der Bau beendigt war, und Kloſter und Kirche prächtig und herrlich geſchmückt daſtanden, weihte es der fromme Biſchof von Breslau, Cyprian, dem heiligen Bartholomäus zu einem adeligen Jungfrauenſtift und führte die Jungfrauen darin ein, welche die heilige Hedewig aus dem Ciſtercienſer-Kloſter zu Bamberg hatte kommen laſſen, allwo ihr Bruder Eckbert Biſchof war. Der Herzog aber begabte das Kloſter mit reichlichen Schenkungen, und als ſie nun nur noch um einen Namen verlegen waren, wie ſie es nennen ſollten, da frug er die Nonnen, ob ſie auch ſonſt weiter nichts bedürften. „Trzebá nic" (es bedarf nichts), antworteten dieſe, worauf der Herzog verſetzte: „So ſoll das Kloſter Trzebanic heißen."

Den Namen behielt es auch und wurde in ſpäterer Zeit „Trebnitz" daraus, nachdem ſich um das Kloſter Viele angebaut, und die Stadt davon entſtanden war. Das Kloſter wurde reich und mächtig und blühete gar lange, und noch heutigen Tages wallfahrten am Hedewigs- und Bartholomäus-Tage unabſehbare Schaaren frommer Leute aus Schleſien und Polen hieher, um vor dem Grabe der heiligen Hedewig ihre Andacht zu verrichten. Auch Herzog Heinrich liegt in der Stiftskirche begraben, und in dem Gewölbe hinter dem Altar auf der Stelle, wo er verſunken, quillt ein Brunnen, deſſen klares Waſſer die Wallfahrer trinken und dem man heilende Kräfte zuſchrieb. —

Ein altes Volkslied ſingt die Rettung Herzogs Heinrich, wie folgt:

Der edle Herzog Heinrich zu Pferd'
Stürzt in den Sumpf gar tief, tief, tief.
Seines Lebens er sich schier verwehrt',
Als Gott seinen Engel rief, rief, rief.

Der Engel nahm ein Köhlertracht,
Und trat zum Sumpf hinan, an, an,
Und schnell dem Herrn ein Aestlein bracht:
„Da halte der Herr sich dran, dran, dran."

Und als der Herzog g'rettet war,
Da kniet' er freudig hin, hin, hin:
„O Herr, wie ist es wunderbar,
Daß ich gerettet bin, bin, bin!"

„Und bin ich denn gerettet nu,
Bau ich ein Kloster dir, dir, dir;
Daß man dir dien' in Fried' und Ruh',
Auf diesem Flecklein hier, hier, hier."

Das Kloster war gar schön gebaut,
Des freut sich, wer es sah, sah, sah.
Und manche fromme Gottesbraut
Kam hin von fern und nah, nah, nah.

„Was b'gehrt ihr edle Jungfrau'n, mehr?"
Der Herzog fragt sie dann, dann, dann.
„Wir b'dürfen nichts und nimmermehr,
Dieweil wir alles ha'n, ha'n, ha'n."

„Und weil euch denn nichts Noth mehr ist,
So sei dieser Nam', Nam', Nam':
Trzebnic, das heißt: wir b'dürfen nichts."
Den Namen es bekam, kam, kam.

6. Wohlau.

Ehemals Sitz piastischer Herzöge, mit einem alten Schloß.

Geschichts-Kalender.

1159. das Schloß von Herzog Uladislaus II. auf Pfählen erbaut.
1475. durch die Polen geplündert.
1500. wählt der vertriebene Herzog Hans der Tolle von Sagan Wohlau zu seinem Aufenthaltsort.
1585. große Pest.
Im dreißigjährigen Kriege mehrfach erobert und besetzt.
1676. kommt nach Aussterben der piastischen Herzöge unter österreichische Oberherrschaft.

1) Ursprung und Wahrzeichen.

Die Stadt soll im 12ten oder 13ten Jahrhundert entstanden sein. Es sind einst einem Manne aus der Nachbarschaft seine Ochsen davon gelaufen, und als er sich nun aufgemacht, sie zu suchen, da hat er sie hier behaglich grasen, zugleich aber auch eine so reichliche Weide gefunden, daß er sich an diesem Fleck ansiedelte, welchem Beispiele dann bald mehre folgten. Davon soll auch die Stadt ihren Namen haben, weil wol im Polnischen Ochse heißt und die Stadt in alten Urkun-

den Wola genannt wird. Auch ist der Stadt Wappen und Wahrzeichen ein Ochse.

Andere sagen, der Ort habe in früherer Zeit einen starken Handel mit Ochsen getrieben, und daher Wappen und Namen erhalten. Ein Theil derselben heißt noch der Ochsenbusch.

Ein anderes Wahrzeichen von Wohlau ist, daß das Wasser hier über's Kreuz fließt.

2) Weinhannes.

Im Jahre 1661 wurde zu Wohlau eine scheusliche Missethäterbande entdeckt, welche die unerhörtesten Greuel schon lange im Verborgenen verübt hatte. Es war eine ganze Familie, ein jedes Glied mit einem Beinamen, als: Weinhannes, die Kinderfresserin, Schramhans und Wännge Görge. Ihre eigenen Kinder tödteten sie und fraßen Herz und Eingeweide, um sich fest und unsichtbar zu machen. Desgleichen tödteten sie zu demselben Zweck noch viele schwangere Frauen und andere Leute. Ihre Greuel sind gar nicht zu beschreiben. Sie wurden dafür mit glühenden Zangen gezwickt, und lebendig geviertheilt und langsam verbrannt. Ihr Gestön soll man noch lange Jahre auf dem Hochgericht bei Nacht gehört haben.

3) Siegta.

Zwischen Wohlau und Trachinberg liegt das Dorf Siegta, unter dem Volke Sitte genannt, von dem die Sage erzählt, daß einst in den frühesten Zeiten eine große Schlacht hier gehalten sei, was auch der Name

Sieg-da bezeichnen soll. Es scheint dies zur Zeit der Völkerwanderung geschehen zu sein, und zwar wahrscheinlich zwischen den hier wohnenden Lygiern, einem deutschen Volksstamme, und den von Osten her eindringenden Slaven.

Auf dem Felde findet man noch oftmalen gewaltige Menschenknochen und uralte Waffenstücke und Todtenurnen. Auch hat man bei einer Nachgrabung eine solche und um diese fünf gläserne Lampen gefunden, die ersten dieses Stoffes aus jener Zeit in Schlesien. Sie werden noch in Breslau in der Sammlung vaterländischer Alterthümer aufbewahrt.

4) Der Heidentempel bei Laserwitz.

In derselben Gegend soll auch ohnfern von dem Dorfe Laserwitz ein großer Hain und darin eine große Eiche gewesen sein, um welche drei Götzentempel im Dreieck gestanden haben, allwo die heidnischen Priester der alten Schlesier ihren finstern Gottesdienst getrieben und Menschenopfer gehalten haben.

Noch heut zu Tage entspringt in dem Thale aus einem trüben Tümpel der kleine Bach Lasore, von dem der Ort den Namen erhalten hat. Das Wasser des Tümpels hat einen starken Schwefelgeruch, und die kleinen Fische, welche es enthält, schmecken darnach.

Ein früherer Besitzer hat einst das Wasser bis auf den Grund ausschöpfen lassen; da hat man auf diesem noch den Sturz einer ungeheuern Eiche und Spuren gefunden, daß das Ganze mit Bohlen ausgetäfelt gewesen. Wahrscheinlich haben die alten Heidenpriester den unter der heiligen Eiche hervorsprudelnden Quell

als Heilquelle benutzt, und mit ſeinem Waſſer wunderbare Kuren verrichtet. Auch hat man oft Menſchenknochen und Erzſtücke in der Erde hier gefunden.

Als der Strahl des Chriſtenthums die Wälder und die Finſterniß Schleſiens lichtete, ſank wohl auch die heilige Eiche und ihre finſtern Götter flohen zum Reiche der Nacht. Zu Zeiten aber, ſo geht unter dem Volke die Sage, und beſonders in der Johannisnacht, ſoll man unter den Heidentempeln noch Geſtön und Todesröcheln, und hoch oben in der Luft Waffengeklirr und ſeltſame Stimmen vernehmen.

7. Leubus.

Kleiner Ort mit einem großen und prächtigen Kloster, welches einst das reichste und berühmteste in ganz Schlesien gewesen ist. Die weitläuftigen Gebäude sind jetzt zu einer Irrenanstalt benutzt. Die schöne Kirche ist mit vielen alten und merkwürdigen Grabmälern geziert.

Geschichts-Kalender.

1053 (nach Andern 1041) gegründet.
1432. d. 1. Mai, plündern und verbrennen die Hussiten das Stift.
1632. d. 6. August, von den Schweden geplündert; die Mönche flüchten nach Breslau.
1684. der neue Kloster- und Kirchenbau durch Abt Johannes Reich begonnen und
1720 vollendet.
1810. wird säculariſirt.

1) Die Gründung von Leubus.

In den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung bewohnte der Volksstamm der Sueven den nordöstlichen Theil Schlesiens. Sie fröhnten in ihren Hainen noch dem Götzendienst, und einer ihrer ersten Götter soll Hus oder Hieß gewesen sein, der Gott des Krieges, den sie mit Menschenopfern verehrten. Sein Tempel soll aber an dem nämlichen Orte sich befunden haben, auf welchem das Kloster Leubus jetzt steht.

Als nun aber Herzog Kasimirus von Polen aus seinem Kloster zu Cluniac in Frankreich, wohin er sich Gott in der Stille zu dienen als Mönch zurückgezogen hatte, zum Throne berufen worden und der heilige Vater ihm dazu die Dispensation ertheilt, da war eines seiner ersten Werke in Schlesien, ein Kloster zu erbauen. Er zerstörte den alten Heidentempel, vertrieb die Götzendiener und legte hier den Grundstein zu dem Kloster, das er stattlich erbauen ließ und im Jahre 1053 beschenkte, und wohin er Benediktiner-Mönche aus dem Kloster in Frankreich berief, in welchem er selbst so viele Jahre verlebt hatte.

Der Orden aber besaß das reiche Stift wohl an hundert Jahre lang. Da die Mönche jedoch üppig wurden, ihrer Regel vergaßen und in Unzucht und Schwelgerei lebten, vertrieb sie Herzog Boleslaus der Lange daraus (1179), und setzte den Orden der Cistercienser ein.

2) Die ewige Lampe.

Es hatte aber einst Herzog Boleslaus zu Brieg das Gesetz der Fasten gebrochen, und sich gelüsten lassen, neun junge Hühner auf einmal zu verzehren. Da befiel ihn zur Strafe eine schwere Krankheit, so daß er zu sterben vermeinte und eilig in seiner Angst nach dem Abte im Kloster Leubus schickte, auf daß er von diesem die letzte Oelung erhalten möge. Der Pfaffe aber war ein schlauer Mann, und gedachte die Noth des Herzogs gar klüglich zu seinem Vortheil zu benützen. Deshalb weigerte er sich, dem Kranken die Absolution zu ertheilen, bevor er nicht zwei im

Fürstenthum Brieg belegene Dörfer: Langenölse und Heidersdorf mit Namen, über welche das Kloster schon lange mit dem Herzoge in Streit gelegen, dem Stifte schenke und verschreibe. Der Herzog, von Todesnoth gepeinigt, that dies endlich, wiewohl nach langem Feilschen und unter der Bedingung, daß er dafür im Kloster begraben werden und man über seinem Grabe fortwährend eine ewige Lampe brennen lassen solle. Wenn aber einer seiner Nachfolger in die Kirche kommen und die Lampe nicht brennend finden würde, der solle das Recht haben, das Testament sofort umzustoßen und jene Güter einzuziehen.

Drauf ist jedoch der Herzog wieder gesund geworden, und hat sich baß geärgert, daß die Pfaffen ihn so überlistet, hat jedoch nichts desto weniger sein Wort halten müssen. Seine Nachkommen aber, die Herzöge von Liegnitz und Brieg, haben den Abt oft zur Kurzweil überfallen und manche Äst versucht; die Geistlichen aber haben die Lampe immer brennend erhalten, bis daß die herzogliche Linie ausgestorben war.

3) Haß bis über das Grab.

In einer Seitenkapelle der Klosterkirche zu Leubus befindet sich noch heutigen Tages ein uralter Grabstein, und quer vor dem Eingange zur Kapelle ein zweiter. Damit hat es folgende Bewandniß:

Zur Zeit der letzten Kreuzzüge lebten in der Nachbarschaft von Leubus zwei Ritter, Wolf von Uraz und Kunz von der Heinzenburg mit Namen, und wenn man in den Gauen weit und breit zwei echte und rechte Freunde bezeichnen wollte, so

nannte man die beiden Ritter, obgleich beide an Charakter und Sitten gar sehr verschieden waren. Denn der Urazer Ritter war ein rauher, heftiger und unbeugsamer Mann, sein Freund dagegen eben so tapfer wie er im Felde und beim Turnier, aber bei Frauen und Herren sonst weit lieber gesehen, seines freundlichen und leutseligen Wesens halber und seiner ritterlichen und männlichen Tugenden.

Es war aber Ritter Wolf mit Fräulein Wanda, dem holdseligen Töchterlein des alten Burggrafen Pribuslaw, der als Kastellan auf der Burg zu Leubus hauf'te, durch der Väter Willen schon als Knabe versprochen, und als die Jungfrau nun in rosiger Frische erblühte und die schönste Maid wurde im ganzen Schlesierlande, da erglühte er auch in heftiger und wilder Leidenschaft für sie, und suchte so sehr wie möglich die Zeit zu beschleunigen, die ihn in ihren Besitz bringen sollte. Fräulein Wanda aber eilte eben damit nicht, vielmehr wußte sie unter mancherlei Vorwänden dieses Ziel immer weiter hinaus zu schieben, und grämte und härmte sich unterdeß im Stillen, denn ihr ganzes Herz wandte sich von dem rauhen Wolf ab, und in ihm trug sie ein anderes Bild, das war der freundliche und ritterliche Heinzenburger. Auch Kunz liebte sie, seit er sie zum ersten Male gesehen hatte, und bekämpfte und verschloß nur mit Mühe seine Liebe für sie in seiner Brust, weil er jene als einen Verrath an seiner Freundschaft erachtete.

Doch trotz aller Mühen konnte er nicht verhüten, daß nicht längst mancher glühende Blick, manch unbedachtes Wort der Geliebten seine stille hoffnungslose Liebe verrathen hätte. Dabei zehrte der Gram

sichtlich an ihm, und stumm und still ging er umher, und vermied, die Burg Leubus zu besuchen. Eines Tages aber war er mit dem Freunde dahin gekommen und wandelte einsam und allein im Burggarten, um ungestört seinen Gedanken nachhängen zu können, während Wolf mit dem alten Burgherrn zur Jagd ausgezogen war. — Da hörte er in einer dunkeln und abgelegenen Laube ein leises Schluchzen und traurige Seufzer, und als er näher trat, erkannte er mit Schrekken und Verwirrung Wanda, die ihr holdes Antlitz in Thränen badete.

Da besiegte die Liebe in ihm alle andern Rücksichten, und indem er sich zu ihr setzte und theilnehmend forschte, was ihr solchen Kummer mache, gestand ihm die Jungfrau, wie sie ihren Verlobten nicht liebe, sondern verabscheue, und wie unglücklich sie die heranna-hende Verbindung mit ihm mache, und wie sie lieber den Tod leiden wolle, als sich darein ergeben.

Kunz suchte sie darauf zu trösten, versprach, sie als wackerer Ritter vor jedem Zwang zu schützen, und bekannte ihr, hingerissen, seine eigene bisher so hoffnungslose Liebe, und hörte, beglückt, aus dem Munde der Geliebten das Geständniß ihrer Erwiederung.

Aber noch ein Dritter hatte dieses als unberufener Zeuge vernommen. Es war Ritter Wolf selbst, der, von der Jagd zurückgekehrt, hier ihr Geständniß zufällig belauscht hatte. Wuth und Grimm im Herzen stürzte er jetzt hervor und überhäufte Beide mit den niedrigsten Schmähungen, und beschuldigte den Freund des schändlichen Verraths, ohne auf seine Rechtfertigung zu hören. Dann zog er sein Schwert und drang auf ihn ein, so daß Kunz sich endlich seines Le-

bens erwehren mußte, und der blind Rasende sich selbst in die Waffen rannte und hart verwundete.

Bestürzt und von dem Zornigen zurückgestoßen verließ Kunz die Burg und eilte nach der seinen. Wolf aber wurde in die Burg gebracht und dort aufs Beste gepflegt, bis seine Wunden wieder geheilt waren.

Als er nun kaum genesen war, trat er vor den alten Kastellan und forderte die Erfüllung seines Versprechens. Dieser aber, ein gütiger Mann, dem das Glück seines Kindes am Herzen lag, und von den Bitten und Thränen des Mädchens gerührt, eröffnete ihm schonend, wie er seine Tochter nie dazu zwingen werde, und diese ihn nimmer lieben könne. Da ergrimmte Wolf entsetzlich. Er schwur einen fürchterlichen Eid, diese Schmach an dem sonstigen Freunde zu rächen, den er für die Ursache des Allen hielt, und ihn als seinen Todfeind zu verfolgen, bis er ihn vernichtet habe. D'rauf verließ er eilig das alte Schloß und kehrte nie wieder dahin zurück.

Vergebens that Kunz vielfache Schritte, um ihn eines Bessern zu überzeugen, und erst, als er sah, daß nichts den Haß zu wenden vermochte, warb er selbst um die holde Wanda und führte sie heim auf die Burg seiner Väter, und ehe ein Jahr verging, wiegte er bereits einen kräftigen Knaben, das holde Pfand ihres Glü s, auf seinen Armen.

Während deß lag Wolf tückisch lauernd und brütend auf seiner Burg, und hatte seines Schwurs nicht vergessen. Jedes Wort, das er von dem Glücke des tugendhaften Paares vernahm, diente nur dazu, ihn diesen Schwur stets von Neuem und mit desto größerer Wuth wiederholen zu lassen. Bei jeder Gelegen-

heit ſuchte er jenem zu ſchaden, und lauerte ihm oft heimlich auf, da, ſo lange der alte und mächtige Burggraf lebte, er nicht wagen durfte, den Gegner mit offener Fehde zu überziehen. Doch Ritter Kunz entging glücklich allen Gefahren, und ein Engel ſchien über ihn zu wachen und zu verhüten, daß er mit ſeinem Todfeinde zuſammenträfe. Ehe aber noch das zweite Jahr ihm in ungetrübtem Beſitz ſeines Glücks vergangen war, ſtarb Graf Pribuslaw, der Kaſtellan zu Leubus, und frohlockend vernahm der Uraſſer dieſe Kunde. —

An der Seite ſeiner Gattin, die der Tod des geliebten Vaters aufs ſchwere Krankenlager geworfen hatte, ſaß noch ſpät des Abends Ritter Kunz und belauſchte ſorgfältig ihren unruhigen Schlummer, nicht ahnend die drohende Gefahr, die über ihrer Aller Häuptern ſchwebte. Da ſtieß der Thurmwärtel gellend ins Horn, und zugleich erklang ein wildes Gebrüll und Kampfgeſchrei von dem Burgthor her und um die Mauern, und Feuerbrände erhellten die weite Halle. Entſetzt fuhr der Ritter empor, griff nach dem Schwert und eilte hinaus. Da ſtürzte ihm ſein alter treuer Knappe Konrad entgegen und verkündete ihm, wie der wilde Uraſſer ohne Fehde und Abſagebrief die Burg überfallen und ſchon Meiſter des Thores ſei, und die wenigen Knechte, die ſich zur Wehr geſetzt, unter den Mordſtreichen der Stürmenden fielen. Muthig wollte Kunz den Seinen zu Hilfe eilen, doch der alte Knappe riß ihn zurück in die Halle und beſchwor ihn, ſich und die Seinen vor der Rache ſeines Todfeindes zu retten und durch den unterirdiſchen Gang der Burg zu entfliehen. Mehre flüchtige Knappen eilten herbei, und mit Entſetzen erkannte Herr Kunz, daß ſein einziges

Heil in der Flucht beſtände. Zwei der Knechte hoben die kranke Herrin auf und trugen ſie, der alte Konrad nahm den Kleinen auf ſeinen Arm, und ſo eilten ſie unentdeckt nach dem Eingange des unterirdiſchen Weges, der wohl eine Viertelſtunde weit von der Burg entfernt im Walde mündete, und durch dieſen ins Freie, während hinter ihnen die Burg ſchon in Feuer aufzugehen begann. Aber die Kranke, zum Tode erſchöpft und erſchrocken, konnte kaum noch in die Hütte eines Köhlers gebracht werden. Dort ſtarb ſie in den Armen ihres untröſtlichen Gemahls.

Unterdeß ſuchte Wolf racheſchnaubend durch die ganze Burg den gehaßten Feind, und ſeine Wuth erreichte ihr höchſtes Maaß, als er ſich überzeugen mußte, daß dieſer glücklich mit den Seinen entflohen ſei. Er ſandte ſeine Knechte nach allen Seiten durch den Wald, die Entwichenen aufzuſuchen, die Heinzenburg aber ließ er von Grund aus zerſtören, ſo daß jede Spur von ihr vertilgt wurde, und nur ihr Name ſich auf die kommenden Geſchlechter vererbt hat.

Doch vergeblich war ſein Zorn. Ritter Kunz, zeitig gewarnt, ſchied von der theuern Leiche und übergab dem alten Knappen ſein Kind zur Pflege, und nachdem er ſo ſein Theuerſtes verloren, beſchloß er in ſeinem Schmerz nach dem heiligen Grabe zu ziehen, um ſein Leben im Kampfe für den Heiland wo möglich zu beſchließen. Er zog eilig von dannen, von wenigen Knechten begleitet, und die Söldner des Uraſſer fanden nur die Leiche der Burgfrau.

Kaum hatte aber Wolf urkundet, wohin ſein Todfeind ſich gewandt, ſo machte er ſich eilig auf den Weg, ihm ins gelobte Land zu folgen und dort ſeine

Rache zu kühlen. Viele und mannichfaltige Fährlichkeiten überstand der arme Kunz, und oft war er auf dem Punkt, seinem Feinde in die Hände zu fallen, doch Gott beschützte ihn sichtlich, und immerdar fand der wilde Uraſſer ihn bereits fern, wenn er ihn endlich zu ereilen glaubte. So traf er im Hafen der welschen Stadt Venetia eben ein, als das Schiff des Ritters Kunz mit vollen Segeln davon eilte, und vergebens bot er den Schiffern große Summen, ihn eilends sogleich nachzuführen, und mußte sich gedulden, bis wiederum ein Schiff nach dem gelobten Lande abfuhr.

Unterdeß hatte sich der Verfolgte den Kämpfern für das heilige Grab Christi angeschlossen und sich muthig in die Reihe der Feinde gestürzt; aber den Tod konnte er nicht finden. Während er so mit dem Heere vordrang, betrat sein Verfolger gleichfalls das heilige Land, die sündigen Rachegedanken allein im Herzen und folgte seiner Spur. Da wurde eines Tages sein kleines Häuflein von Saracenen überfallen, und Wolf trotz seiner verzweifelten Gegenwehr überwältigt und als Sclave tief nach dem Innern Syriens geschleppt. Zehn Jahre mußte er dort die Ketten tragen, ehe es ihm gelang, zu den Christen wieder zurückzukehren. Doch die Hoffnung darnach und der Gedanke, dann an seinem Feinde Rache üben zu können, half ihm alles Leid ertragen und die Flucht gelingen machen. Seine erste Frage war nach Kunz von der Heinzenburg, und als er nach vielem Forschen vernommen, daß dieser bereits längst nach Europa zurückgekehrt wäre, eilte er gleichfalls, das gelobte Land zu verlassen, schiffte sich ein und kehrte nach Schlesien zurück, weil er hier seinen Feind zu finden glaubte. Ritter

Kunz aber war bereits für immer seiner Rache entgangen. Wenig Wochen vor dessen Eintreffen war er seiner geliebten Gattin gefolgt und in einer Kapelle der Abtei zu Leubus beerdigt worden. Da ergrimmte der wilde Krasser über das tückische Schicksal. Er verschrieb dem Kloster alle seine Güter unter der Bedingung, daß man ihn, wenn er gestorben wäre, vor die Kapellenthür begrabe, worin sein Todfeind ruhte, damit er am Auferstehungstage aller Todten diesen also gleich packen und so endlich seiner habhaft werden könne. Bald darauf starb auch er nach einem wilden und bösen Leben, und ward, wie er befohlen, quer vor dem Eingange begraben, und ihm ein gleicher Grabstein gelegt, wie Kunz von der Heinzenburg. Dort schläft er bis zum jüngsten Tage, um dann seinen Racheschwur zu erfüllen.

4) Die Todtenmesse.

Es war zur Zeit des siebenjährigen Krieges; die Geistlichen des Klosters hatten sich zerstreut oder waren geflüchtet, weil Preußen, Russen und Oestreicher oft gar arg in der Gegend hausten, und nur der Klostervogt mit wenigen Knechten bewohnten das weite Gebäude.

Da ward eines Tages ein preußischer Officier mit einem kleinen Commando dahin beordert und quartirte sich ein. In den untern Geschossen sah es aber wüste und öde aus, die Fenster waren fast sämtlich eingeschlagen, die Oefen zertrümmert, kurz überall hatte Freund und Feind so gehaust, daß dem Officier ein weites und großes Gemach in dem obern Stockwerk

zur Wohnung angewiesen und der größte Theil seiner Leute in dem Flecken untergebracht wurde.

Der Preuße war ein Mann von mittleren Jahren, gebildet, muthvoll und vorurtheilsfrei. Er hatte sich als Soldat bei mehrfachen Gelegenheiten ausgezeichnet und seinen Muth bewährt. Dabei war er eines freundlichen und milden Gemüths, und machte sich so schon am ersten Tage die kleine Familie des Verwalters oder Vogts befreundet, die in einem Seitenflügel des Gebäudes wohnte, und bei der er sich eigentlich einquartirt hatte.

Um so mehr fiel es auf, als er am andern Morgen erst spät beim Frühstück erschien, mit überwachten Augen und verstörtem Angesicht. In seinem ganzen Wesen sprach sich eine seltsame Unruhe aus, die sich nicht verbergen ließ, so große Mühe er sich auch gab.

Auf alle theilnehmende Fragen erwiederte er jedoch blos, daß er unruhig geschlafen, und nicht ganz wohl sei.

Den zweiten Morgen wiederholte sich das Nämliche, nur daß der Offizier noch weit bläßer und angegriffener aussah, als das erste Mal. Oft war es, als wolle er dem Verwalter etwas mittheilen, doch noch ehe er dazu gekommen, schien es ihn wieder zu gereuen, und er schwieg hartnäckig auf alle Fragen seines Wirths.

Am dritten Morgen endlich brach er das Stillschweigen. Er war offenbar einer Krankheit nahe, seine Wangen waren eingefallen und seine Augen irrten unstät und scheu umher. Er bat den Verwalter, ihm ein Gespräch unter vier Augen zu gönnen, und als sie nun allein waren, begann er:

„Ich habe Sie als einen Mann von biederm Charakter kennen gelernt, sonst hätte ich mich auch jetzt wohl noch schwerlich entschließen können, Ihnen ein Ereigniß mitzutheilen, was meinen Nächten den Schlaf raubt und mich körperlich und geistig zu zerrütten droht. — Sagen Sie mir, glauben Sie an Gespenster?“

Der Verwalter, ein alter Mann, gab eine allgemeine Antwort, und bat ihn, gespannt, fortzufahren. Der Officier theilte ihm hierauf Folgendes mit:

„Sie werden mich,“ sagte er, „in der kurzen Zeit meines Hierseins genugsam kennen gelernt haben, um zu wissen, daß es mir weder an Muth noch an Bildung mangelt, und ich ruhig und vorurtheilsfrei denke, daß mich also Furcht oder Einbildungskraft nicht so leicht hinzureißen vermögen. Dennoch muß ich Ihnen auf meine Ehre betheuern, daß das, was ich Ihnen jetzt erzählen will, Thatsache und etwas wirklich Erlebtes ist.“

„Ich war am ersten Tage meines Hierseins ziemlich müde von dem langen Marsch. Sie selbst begleiteten mich in das für mich bestimmte Gemach, und mein Bursche steckte die beiden Lichter an und entfernte sich dann. Ich zog mich eilig aus und ging zu Bette, indem ich, wie ich immer zu thun pflege, meine Pistolen neben mich legte. Bald schlief ich ein, konnte aber noch nicht lange geschlafen haben, als ich von einem seltsamen und anhaltenden Geräusche wieder erwachte. Zugleich schlug die Uhr des Klosterthurms, und ich zählte Mitternacht. Ein unheimliches, nie gekanntes Grauen beschlich mich. Mir kam es vor, als hörte ich mehre Thüren auf und zu machen, und in der Ferne

einen einförmigen Choralgesang, der meinem Zimmer immer näher kam. Anfangs war ich der Meinung, ich träume, und suchte mich daher völlig munter zu machen, aber ich überzeugte mich nur zu bald, daß ich völlig wach und Herr meiner Sinne sei; denn ich hörte deutlich, wie der Sterbegesang immer näher kam und endlich dicht vor der Thür meines Gemaches erscholl. Obgleich es mich eiskalt überlief, so richtete ich mich doch halb unwillkührlich im Bette empor und heftete gezwungen meine Augen starr auf die Thür, die zugleich aufsprang, und durch welche sechs Chorknaben mit brennenden Kerzen im Kirchenornate hereinschritten. Ihnen folgten zehn Mönche, welche auf ihren Schultern einen offenen Sarg trugen, in dem ein Todter ihres Ordens lag. Mehre andere schlossen den Zug. Zugleich hörte ich den feierlichen und erschütternden Choral wie von unsichtbaren Stimmen, ohne daß ich bemerken konnte, ob er von jenen Gestalten ausgehe. Der Leichenzug ging hierauf einmal im Zimmer umher, und während er an mir vorüberschritt, hefteten sich die erloschenen Augen dieser alten und eingefallenen Gesichter, ja selbst die des Todten, starr auf mich. Ich selbst lag in einer Art Starrsucht befangen, und so entsetzlich es mir auch war, so vermochte ich doch mit aller Seelengewalt nicht meinen Blick abzuwenden."

„Hierauf ließen sie den Sarg in der Mitte des Gemaches nieder, die Kerzen wurden umher gestellt, und der Aelteste begann zu den Häupten der Leiche ein förmliches Todtenamt zu halten."

„Der ganze Auftritt dauerte eine geraume Zeit. Als die Messe beendet war, erhoben die Träger den Sarg wieder auf ihre Schultern, der Zug ordnete sich

in der vorherigen Reihenfolge und schritt ebenso, wie vorher, an mir vorüber und zur Thür hinaus. Als der Letzte der schauerlichen Gesellschaft daraus verschwunden war, fiel die Pforte krachend ins Schloß, es war wieder finster um mich her, und vom Thurm schlug es Eins."

„Erst nach und nach ermannte ich mich, aber ich vermochte nicht mehr zu schlafen, und meine Einbildungskraft gaukelte mir noch immer jene todesstarren, erloschenen Augen und Gestalten vor, wie sehr ich mich auch bemühte, das Ganze nur für ihr Werk zu halten. So kam ich am andern Morgen angegriffen und verstört zu Ihnen herunter, nachdem ich zuvor beschlossen hatte, keine Sylbe zu erwähnen, um nicht etwa ausgelacht und verspottet zu werden. In Ihrem Kreise begann ich mich während des Tages wieder zu erholen, aber je näher der Abend heranrückte, desto unwillkührlicheres Grauen ergriff mich, und nur mit Aufbietung aller meiner Seelenkräfte und meines Ehrgefühls zwang ich mich, zur Schlafenszeit mich wieder in mein Zimmer zu begeben. Ich konnte mich jedoch nicht wieder legen, und ließ beide Lichter auf dem Tische brennen, um so die Wiederholung des unheimlichen Besuchs zu erwarten."

„Und nicht vergeblich! denn mit dem Schlage der Mitternacht begann der bis in die tiefsten Nerven erschütternde Gesang von Neuem; die Lichter erloschen von selbst, und die Processión in der nämlichen Ordnung wie gestern schritt herein und begann die Messe. Anfangs war ich ganz erstarrt. Endlich, nach vielfachen vergeblichen Anstrengungen, gelang es mir, meine Fassung und mit ihr den Gebrauch meiner Glieder wie-

der zu erhalten. Ich faßte sogleich nach einer Pistole, um sie unbedenklich auf diese Erscheinung loszudrücken, komme auch, was da wolle; aber zugleich wandte sich der Messe lesende Mönch nach mir hin und drohte mir mit der Hand, und alsbald vermochte ich kein Glied mehr zu rühren."

„Nachdem mich der Zug verlassen, brannten meine Kerzen wieder auf, mich selbst aber faßte ein Fieber, welches mich die ganze Nacht durch schüttelte."

„Die dritte Nacht hatte ich dieselbe entsetzliche Erscheinung. Ich bin jetzt so weit gekommen, daß ich diese todten starren Augen ewig vor mir zu sehen glaube. Mein Körper und mein Geist sind zerrüttet und ich bin nahe daran, einer heftigen Krankheit zu unterliegen. — Halten Sie meinetwegen, was Sie wollen von dieser Erzählung, aber geben Sie mir ein anderes Quartier, wenn Sie nicht wollen, daß ich krank oder wahnsinnig werde."

Hier schwieg der Offizier; der alte Mann dagegen reichte ihm seine Hand und sagte: „Fürchten Sie nicht von mir verspottet zu werden. Ich mache mir im Gegentheil Vorwürfe darüber, zugegeben zu haben, daß Ihnen jenes Gemach zur Schlafstube eingeräumt worden ist. Ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß es wirklich in jenen Gemächern nicht geheuer sein soll, wie das Volk sich ausdrückt, sie bleiben daher stets unbewohnt. Theils aber lernte ich Sie als einen vorurtheilsfreien Mann vom ersten Augenblicke an kennen, theils ist mir in meinem langen Leben auch zu Vieles der Art hier aufgestoßen, als daß ich nicht gleichgültiger dagegen hätte werden sollen. Wenigstens hätte ich Sie mit diesen Umständen und den darüber herrschen-

den Gerüchten vertraut machen ſollen. Ich werde es aber auf keinen Fall zugeben, daß Sie ferner dieſen Theil des Kloſters bewohnen.“

Noch denſelben Tag räumte er dem Offizier eine ſeiner eigenen Stuben ein, und dieſer erholte ſich während der Paar Tage, die er noch dort verweilen mußte, zuſehends wieder. In ſpäterer Zeit hat er ſelbſt öfters in vertrauten Kreiſen dieſes Begebniß erzählt und mit ſeinem Wort verbürgt.

8. Guhrau.

Geſchichts-Kalender.

1032. die Kirche zu St. Katharina von Graf Maurus de Malta erbaut.
1109. das feſte Schloß durch Herzog Suantopolk erobert und geſchleift.
1354. kömmt an die Herzöge von Oels und
1414. an die Herzöge von Teſchen.
1656. wüthet die Peſt.

1) Neun und neunzig Mühlen.

Um die Stadt Guhrau (in alten Zeiten Guhr genannt) ſtehen eine Menge Windmühlen, die vieles Land weit und breit mit Mehl verſorgen. Es ſollen deren aber grade neun und neunzig an der Zahl ſein, und ſoll ein altes Geſetz und Bann herrſchen, daß die hundertſte nicht gebaut werden kann. Denn ſo oft man es auch verſucht, iſt ſtets in der Nacht das wieder eingefallen, was am Tage aufgebaut worden.

2) Die Peſt zu Guhrau.

Im Jahre 1656 ſandte Gott eine große Peſt über die Stadt, die wüthete alſo, daß in dem ganzen Ort

nicht mehr als sechs Ehepaare und zwei Häuser davon verschont geblieben sind.

Es haben aber die Juden die Krankheit in die Stadt gebracht, und ist sie anfangs nur mäßig gewesen, als aber bereits drei Todtengräber gestorben, hat man Adam Henning dazu gemacht, und seitdem die Pest über Hand genommen. Als man endlich Verdacht geschöpft und ihn gefangen genommen, hat es sich ergeben, daß er sich dem Teufel verschrieben gehabt, und drei todte Kinder gepülvert und umher gestreut habe, um die Pest zu verbreiten.

Es brachte ihm aber der Teufel, sein Kumpan, drei neue Stricke ins Gefängniß, um sich damit zu entleiben; doch hatte der Böſewicht keinen Muth dazu. Drauf half ihm der Teufel, als er die Folter leiden mußte; zuletzt aber wurde er auf eine erschreckliche Art zur Strafe hingerichtet und verbrannt.

Solches geschah d. 30. Aug. anno 1656.

9. Prausnitz,

zum Theil neu gebaut, in fruchtbarer Gegend. Die schöne katholische Kirche enthält das ausgezeichnete Grabmal des Freiherrn Siegmund von Kurzbach.

Geschichts-Kalender.

1287. zuerst urkundlich erwähnt.
1329. belehnt Johann von Böhmen den Herzog Konrad I. von Oels mit der Stadt.
1432. d. 29. Juni durch die Hussiten gänzlich verwüstet.
1640 u. 1642. erleidet im dreißigjährigen Kriege viel Unheil.

1) Ursprung.

Der Ort soll im 12. Jahrhundert entstanden sein. Es ist zuerst eine bloße Herberge gewesen, die hat Prusnic auf Polnisch geheißen, und um diese haben sich dann Mehre angebaut.

2) Das versunkene Schloß.

Im Stadtwalde bei Prausnitz heißt noch ein Fleck der Schloßberg. Allda soll vor vielen Jahrhunderten ein großes Schloß gestanden haben, durch einen Fluch aber versunken sein mit vielen Reichthümern, die alle noch zu heben sind.

10. Herrnstadt.

Geschichts-Kalender.

1432. durch die Hussiten bedrängt.
1524. wird durch Kauf dem Herzogthum Liegnitz einverleibt.
1634. das alte Schloß durch Wallenstein erstürmt und die Stadt geplündert.
1707. Rückgabe der beiden in Beschlag genommenen Kirchen an die Evangelischen nach dem Altranstädter Vertrage.

1) Ursprung.

Die Zeit ihrer Gründung ist unbestimmt. Auf dem Flecke und um die Stadt sollen in alten Zeiten Erlenbrüche gewesen sein, in denen sich viel Otternzücht aufgehalten hat, daher sie zuerst von den Polen: „Schlangenstadt [*Wąziorz*]“ benannt worden. Doch kömmt ihr gegenwärtiger Name schon in alten Urkunden vom Jahre 1312 vor.

11. Trachenberg,

in fruchtbarer Ebene an den Ufern der Bartſch und Schetzke, rings von Wald und großen Teichen umgeben, der Hauptort des Fürſtenthums und der Reſidenz der regierenden Fürſten von Hatzfeldt-Schönſtein.

Das ſchöne und große, früher ſehr feſte Schloß iſt mit herrlichen, größtentheils in neuerer Zeit durch den Kunſtſinn ſeiner jetzigen Beſitzer hervorgerufenen Parkanlagen umgeben.

Geſchichts-Kalender.

1253. d. 15. Mai, erhält durch Herzog Heinrich III. Stadtrecht.
1494. d. 30. Juli, durch König Matthias zur freien Standesherrſchaft erhoben.
1504. kommt an die Freiherren von Kurzbach.
1592. an Graf Adam von Schafgotſch verkauft.
1641. d. 10. Februar, wird nach dem Tode des Grafen Ulrich von Schafgotſch durch den Kaiſer an Graf Melchior von Hatzfeldt geſchenkt, und während des dreißigjährigen Krieges oft belagert.
1742. zum Fürſtenthum erhoben.

1) Urſprung und Name.

Trachenberg (Dracomontium, polniſch Straburek) iſt muthmaßlich ſchon von den Römern gegründet worden, weil hier ihr Uebergang über die Bartſch nach der Bernſteinküſte ſtatt gefunden. Der polniſche Name zeigt an, daß hier früher Wald geſtanden habe.

An der Stelle, wo jetzt die evangelische Kirche steht, erhob sich vor alten Zeiten ein Berg, auf dessen Gipfel man ein Nest großer Schlangen — damals Drachen genannt — gefunden hat, wonach der Ort benannt worden Drachenberg. Jene Anhöhe ist aber seitdem abgetragen und sind die daneben befindlichen Tiefen und Moräste ausgefüllt worden, wovon das Gut den Namen Berggut erhalten. Von der evangelischen Kirche aus geht über dieses und durch den Garten bis an das Wasser eine große Mauer tief unter der Erde. Man soll aber hier, der alten Sage nach, einen unterirdischen gemauerten Gang gefunden haben, der auf's Schloß zugeführt, und darinnen viele alte Waffenstücke. Da aber die Luft zu dumpfig gewesen, hat man nicht weit vordringen gekonnt und ihn daher wieder verschüttet.

2) Die Glocke im See.

Zu Trachenberg im nahen Wald,
Von Alt und Jung gekannt,
Da bildet sich zur Kreisgestalt
Der Strom *), und Well' um Welle wallt,
Der See vom Volk genannt!

Vor langer, langer grauer Zeit,
Da man der Heiden denkt,
— So geht die Sage weit und breit, —
Ha'n einer Glocke schön Geläut
Die Heiden hier versenkt.

Es hält ein mächt'ger Zauberbann
Im Grund das Christengut,

*) Die Bartsch.

Nur in der Nacht von St. Johann,
Da ſchwell'n die Wogen brauſend an
Und ſteigt ſie aus der Fluth.

Und weithin dann in Flur und Wald
Der Chriſtenglocke Mund
Nach der Erlöſung ſeufzend ſchallt,
Doch wenn ihr letzter Ton verhallt,
Taucht wieder ſie zum Grund.

Einſt rudert Nachts den Strom entlang
Ein Fiſcher, deſſen Hand,
Weil arm er, nach dem reichen Fang
Die Binſen hier am See entlang
Des Abends aufgeſpannt.

Da ſchlägt es Zwölf vom Städtchen her —
Dem Armen ſtarrt das Blut —
Denn in dem Grunde regt ſich's ſchwer
Und ſchäumets wie ein kochend Meer,
Es ſpaltet ſich die Fluth —

Und aus der Wäſſer Lichtkreis hebt
Die Glocke ſich zur Höh',
Und wie ſie auf dem Spiegel ſchwebt,
Die ehrne Zunge ſich belebt,
Da klagt ſie bang ihr Weh.

Der Fiſcher aber, ſchnell bedacht,
Sinkt nieder auf die Knie:
„Heut iſt ja Sanct Johannis Nacht,
Für immer iſt mein Glück gemacht,
Wenn Gott mir Kraft verlieh!"

Er weiß vom alten Fiſchersmann,
Daß Schweigen und Gebet
Allein die Glocke löſen kann —
Still ruft er ſeine Heil'gen an,
Und ſieh', die Glocke ſteht.

Dicht über'm Nachen hält sie ein
Und senkt sich auf den Rand —
„Herr Jesus und Maria mein,
Die Last drückt mir das Boot hinein!"
Der Schreck dem Mund entwand.

Doch wie sein erster Laut erklingt,
Da lacht der Hölle Brut! —
Noch einmal bang ihr Lied sie schwingt,
Zum See die Glocke dann versinkt,
Es deckt sie schwarz die Fluth.

Und Nacht ist's um den Fischer her,
Der steuert schnell zurück,
Erzählt betrübt die Wundermähr,
Die Glocke schaute nimmermehr
So viel auch spät sein Blick.

Nur in Johannis Nacht, da schlägt
Sie manchmal noch ihr Weh,
Und wenn das Wasser sich bewegt,
Der Wind den Klang herüber trägt,
Da schwebt sie auf dem See!

3) Die steinernen Tänzer *).

Im Schloßgarten zu Trachenberg, da stehen im dunkeln Gebüsch vier Steinbilder, sonderlich anzuschauen und alle in alter Tracht. Zwei von ihnen stellen ein ritterlich Tänzerpaar vor, reich gekleidet und geschmückt, die Füße und Arme halb gegen einander erhoben, als

*) Der Verleger macht hier auf den von demselben Verfasser früher bei ihm erschienenen Roman: „Die steinernen Tänzer" 2 Bde. 1837, aufmerksam, worin diese interessante Sage ausführlicher und in Novellenform erzählt ist.

wollten ſie ſich eben umſchlingen und den Reigen beginnen.

Das andere Paar ſind die Spielleute, trotzige ſtarre Geſtalten, wie ſie, eine Geige im Arm, die Saiten ſtreichen. Wenn auf des Einen ſonſt männlich ſchönem Geſicht wilde Leidenſchaften ſich malen, ſo vermag man die Teufelsfratze des Andern dagegen nur mit Grauen zu betrachten, und in den ſteinernen Augen der Beiden ſcheint ein geſpenſtiges Leben zu wohnen, und erſchreckt unwillkührlich den Beſchauer.

Die Sage von den vier Steinbildern aber iſt folgende:

Vor vielen Jahrhunderten lebte ein Ritter auf Schloß Trachenberg, der außer der reichen Beſitzung ein einziges Kind, eine wunderholde Tochter, beſaß. Wie ſie geheißen, überliefert die Tradition nicht, wohl aber, daß ſie ſo reizend und ſchön geweſen, daß gar viele ſtattliche Herren aus Schleſien und dem Polenlande ſich eifrig um ihre Liebe und Hand bewarben. Das Fräulein aber war ſpröden Sinnes, neckte ihre Freier und wies ſie alle zum großen Verdruß ihres Vaters, des alten Ritters, ab.

Da geſchah es, daß einſt ein ſogenannter Kammerjäger oder Rattenfänger, wie ſolche gar viele im Lande herumzogen und außer ihrem eigentlichen Gewerbe noch viele andere heimliche Künſte trieben, ein Italiener von Geburt, auf die Burg kam und dort verweilte.

Der Fremde aber war ein ſtattlicher und ſchöner Mann, und ſchien zu dem niedrigen Gewerbe nicht geboren, das er trieb. Ehe wenig Tage verfloſſen, gingen auch bedeutſame Gerüchte unter der Dienerſchaft

des Schloſſes über ihn, und die Zofen des Fräuleins ermangelten nicht, Alles, was ſie erfuhren, ihrer Gebieterin wieder zu erzählen und die Schönheit des Fremden ihr anzupreiſen, alſo, daß ſie der Verſuchung nicht widerſtehen konnte, ihn heimlich und unbemerkt zu ſehen. Bald fand ſich eine Gelegenheit dazu, und die bisher ſo ſpröde Dame entbrannte in heißer Liebe zu dem Fremden.

Dieſer aber verſtand ſeinen Vortheil wohl zu nützen. Er hatte das Fräulein ſchon früher erblickt und eine heftige Leidenſchaft für ſie hatte ſich gleichfalls ſeines Herzens bemächtigt. So kam es denn, daß bald ein förmliches Liebesverhältniß zwiſchen dem Burgfräulein und dem Rattenfänger zu Stande kam, und die Liebenden allnächtlich unbelauſcht ihre heimlichen Zuſammenkünfte in den dunkeln Büſchen des Burggartens hielten, zu dem das Fräulein leicht aus ihrem Schlafgemach gelangen konnte.

Der Italiener hatte ſchon früher dem Fräulein entdeckt, daß er nicht ſei, was er ſcheine, vielmehr wäre er ein reicher italieniſcher Graf, der von ſeinen Feinden vertrieben ſein Vaterland hätte verlaſſen müſſen. Des einen Abends nun eröffnete er ihr, daß er am nächſten Morgen das Schloß verlaſſen und nach ſeiner Heimath zurückkehren müſſe, woher ihm dringende günſtige Botſchaft geworden. Unter vielen Thränen und Liebesverſprechen ſchieden ſie, und das Fräulein mußte ihm hoch und theuer ſchwören, ein Jahr lang ſeiner treu zu harren, und keinem Andern eher ihre Hand zu ſchenken. — Am andern Morgen zog der Italiener von dannen. Aber Tag auf Tag und Monden auf Monden vergingen, ohne daß der Welſche von

ſich etwas hören ließ, und noch lange war das bedungene Jahr nicht zu Ende, da hatte auch das leichtſinnige Burgfräulein ihrer Liebe und ihres Wortes vergeſſen, ärgerte ſich, wie ſie ſo tief habe herabſteigen können, und verlobte auf des Vaters Dringen ſich einem gar ſtattlichen und reichen Freier aus der Ferne.

Aber der Welſche hatte nicht ſeiner Liebe vergeſſen. Als er nach mancher Müh und manchem Kampf ſein Erbe wieder erlangt, rüſtete er ſich ſtattlich, die Braut heim zu holen, und zog mit reichem Gefolge eilig über die Alpen und nach dem Schleſierlande, denn ſchon war die bedungene Friſt zu Ende. Aber er baute zu viel auf Weibertreue, und als er Schloß Trachenberg ſich nah'te, ſiehe, da begegnete er manchem ſtattlichen Zug von Rittern und Damen, und hörte auf ſein Befragen, wie alle zum Beilager eilten, das ſchon am morgenden Tage das Burgfräulein mit dem fremden Freier hielt.

Da ergrimmte der Welſche und verſchwor ſich bei Allem, ſich entſetzlich zu rächen. Er rief den Teufel, und der Teufel ſtieg herauf und ſchloß einen Pakt mit ihm, die Rache zu erfüllen, wenn er ſein eigen ſein wolle. Der italieniſche Graf aber verſchrieb ihm willig Seele und Leib dafür.

Alsbald machten ſich die Beiden, durch die Hülfe des Teufels zu fremden Muſikanten umgeſchaffen, auf den Weg und kamen am Morgen der Hochzeitsfeier an auf Schloß Trachenberg, meldeten ſich bei dem glücklichen Bräutigam und Burgherrn, und baten um die Erlaubniß, auf ihren fremdländiſchen Inſtrumenten den Brautreigen vorſpielen zu dürfen. Gern wurde ihnen dieſe gewährt und ſie ſtattlich bewirthet, doch

hielten sie sich verborgen vor der Braut. Als nun der Abend gekommen, und die edlen Herren und Damen, so zu Gaste geladen, die Tafel aufgehoben hatten und sich alle zum Brauttanz rüsteten, da traten die beiden Spielleute herein, und als der Bräutigam nun auf die Braut zueilte und die Hand ihr bot, sie zum Tanz zu führen, da erklangen die Bogenstriche der Fremden. Aber wie der tausendfache Jubel von Teufelszungen durchklangen sie den Saal, und wie von unsichtbarer Macht gefesselt blieben Bräutigam und Braut bei den ersten Tönen auf ihren Plätzen stehen, und vermochten sich nicht zu regen und zu rühren, und mit Entsetzen begannen sie zu fühlen, wie das Blut und das Leben in ihren Adern erstarrte und die fliegenden Gewänder schwer wurden. Und als die Teufelsmusik unaufhaltsam fortrauschte, wurde es ihnen immer schwerer und schwerer, und vergeblich suchte die geängstete Seele einen Ausgang, denn Stein wurden ihre Gewänder und Stein ihre Leiber!

Höhnisch lachten dazu der Welsche und sein Genosse, und jubelten ihre Freude auf den höllischen Instrumenten aus; da aber ereilte sie die Rache Gottes. Denn der Donner des Herrn erschreckte sie plötzlich, und während ein mitleidiger Engel die Seelen aus dem Körper der Versteinerten entführte, erstarrten die Frevler durch das Gericht Gottes selbst zu Stein, wie sie standen und geigten, und ihre Geister blieben zur Strafe hineingebannt in die steinernen Körper!

Entsetzt waren die Hochzeitgäste nach allen Seiten entflohen. Als nun aber der Tag zu leuchten begann, da machte sich der alte Burgherr mit den Muthigsten von ihnen auf den Weg, und sie betraten wieder den

Der wilde Jäger zu Freistadt

Saal und fanden hier die Opfer der Rache und des göttlichen Gerichts ſtarr und Stein, wie ſie am Abend geworden waren, und kein Segen der Kirche vermochte den Fluch von ihnen zu nehmen.

Da zogen die Gäſte eilig von hinnen und verkündeten die Schaudermähr durch ganz Schleſien. Der alte Ritter aber ließ Meſſe leſen für die Seelen des Brautpaars, und ihre Steinbilder begraben in dem Garten ſeiner Burg. Den Teufel und ſeinen Gefährten jedoch befahl er auf dem Schindanger zu verſcharren. Schon in nächſter Mitternacht aber ſchreckten ihn grauſe Töne von ſeinem Lager empor, und als er am Morgen hinaus ſchaute, ſiehe, da ſtanden alle vier Steinbilder zuſammen um das geborſtene Grab vor dem Fenſter des Schloſſes.

Und nichts half es ihm, daß er die Teufelsbilder in einen tiefen See werfen ließ und das Brautpaar wieder begraben, die vier Gebilde fanden nicht Raſt noch Ruh, und wenn der Morgen graute, fanden ſie ſich wieder zuſammen auf derſelben Stelle. Auch als die Diener des Welſchen das Steinbild ihres Herrn und deſſen Gefährten mit ſich nahmen, nützte es nichts; denn in der erſten Nachtherberge ſchon verſchwanden ſie und ſtanden am Morgen wieder im Burggarten zu Trachenberg.

Der hölliſche und raſtloſe Spuk aber dauerte ſo lange, bis der alte Ritter auf den Rath eines frommen Mannes ein weites Grab machen und alle vier Gebilde zuſammen hineinlegen, die Erde darüber aber durch Prieſterweihe ſchließen ließ. Da hörte der Teufelsſpuk auf und ſtörte die Ruhe der Lebendigen nicht mehr. —

Jahrhunderte lang lagen sie da beisammen, bis endlich unter einem der spätern Herren des Fürstenthums man beim Graben im Garten auf die Steinbilder zufällig stieß, und der Besitzer sie im Garten selbst aufzustellen befahl. Da erhob sich die alte, längst eingeschlafene Sage im Munde des Volks von Neuem, und die Gartenknechte erzählen sich schauernd, wie sich in einer gewissen Herbstnacht des Jahres noch immer schauerliche Töne hören lassen von der Stelle her, wo die vier Steinbilder zusammen stehen.

3) Hatzfeldt.

Die Hatzfeldt sind ein uralt und edel Geschlecht. Ueber ihren Ursprung aber bestehen zwei Sagen, die also lauten:

1.

Auf dem Christberg in Oberhessen stund vor alten Zeiten ein Schloß, da wohnete ein König darinnen, der hatte eine wunderschöne Tochter, die viele wunderbare Gaben besaß. Es war aber ein anderer König, sein Feind: Grünewald mit Namen, der kam mit gewaltiger Heeresmacht und belagerte das Schloß. Als das aber gar lange währte, sprach dem alten König seine Tochter immer Muth ein.

Das dauerte bis zum Maientage. Als aber der Maientag anbrach, da sah des Königs Tochter das ganze Heer herangezogen kommen mit grünen Bäumen, und wurde sehr angst, denn sie wußte nun wohl, daß alles verloren sei, und sagte zu dem alten Könige:

„Vater gebt Euch gefangen,
Der grüne Wald kommt gegangen!“

D'rauf ging ſie ſelber in König Grünewalds Lager und machte bei ihm aus, daß ſie ſelbſt freien Abzug habe mit Allem, was ſie auf einen Eſel packen könne. Als ſie das bewilligt erhalten, da lud ſie auf einen ſolchen ihren Vater und viele Schätze und Koſtbarkeiten, und zog von dannen, immer nach Weſten vom Chriſtberge aus.

Nachdem ſie nun eine Zeit lang fortgezogen und müde waren, da ſprach ſie: „Hier woll'n mer ruh'n!“ Davon hat der Ort und das Dorf darauf den Namen erhalten: Wollmar. D'rauf kamen ſie in eine dichte Wildniß und durch hohe Gebirge, bis daß ſie endlich ein ſchönes Feld antrafen. Da ſprach die Königstochter: „Hier hat's Feld!“ und lud ihre Schätze ab und bauete ein mächtiges Schloß, das nannte ſie Hatsfeld. Die Trümmer davon ſind noch zu ſchauen und die Stadt hat darob den Namen erhalten und liegt vier Stunden von Chriſtberg im Gebirge an der Eder.

Die Königstochter aber heirathete einen tapfern Ritter, und von ihr ſtammt das Geſchlecht der Hatzfeldte ab.

2.

Es hielt vor alten Zeiten einmal ein Kaiſer von Deutſchland eine große Schlacht. Als aber die Schlacht begonnen, da wichen die Krieger des Kaiſers, alſo, daß er den Kampf ſchon verloren gab und fliehen wollte. Da kam aber von der Seite her, auf welcher er einen andern Theil ſeines Heeres einem ſeiner Hauptleute

übergeben, ein Reiter gesprengt, der schwenkte sein Tuch schon von ferne und rief: „Er hat's Feld! er hat's Feld!" D'rob freute sich der Kaiser sehr, griff noch einmal an und errang einen großen Sieg. Zu dem Boten aber sagte er: „Du sollst hinfüro Hatsfeldt heißen!" und wurde dieser der Stammvater eines mächtigen Geschlechts.

4) Die weiße Frau *).

Auch im fürstlichen Schlosse zu Trachenberg — wie in gar vielen andern alten fürstlichen und adeligen Häusern — zeigt sich zuweilen die weiße Frau, insonders wenn der regierenden Familie etwas bevorsteht oder ein Unglück geschehen soll.

Zu bemerken aber ist, daß zur Zeit, da sich die weiße Frau sehen läßt, allemal das Marienbild aus der Wetterfahne auf dem alten Thurm immitten des Schloßhofes, Maria Trauenburg genannt, der eigentlich der Ueberrest des alten Schlosses ist, verschwindet.

5) Die Bartschnixe.

Das Wasser, was bei Trachenberg fließt und die Bartsch heißt, soll auch seine Nixe haben; sie soll aber schon lange nicht mehr erschienen sein.

In alten Zeiten aber ist oft zu dem Kordellkretscham auf der Kunte, wo die jungen Leute des Sonntags ihren Tanz gehalten, ein wunderschön fremd

*) Siehe die Sage von Frau Bertha oder der weißen Frau, Lection VIII, Allgemeine Sagen, im 8ten Heft.

jung Mägdlein gekommen, und hat sich unter die Tanzenden gemischt. Man wußte nimmer woher sie kam, und wenn sie ein Paar Stunden getanzt hatte, war sie plötzlich wieder verschwunden und konnte man auch nicht erforschen, wohin sie gegangen. Sie war aber still und schweigsam, und hatte ein wasserblaues Kleid an, auf dem Haupt einen feinen Schilfkranz, und der Rand ihres Kleides war naß. Die Fremde aber war so hold und wunderschön, daß sich zwei junge Bursche bis auf den Tod in sie verliebten, und beschlossen, ihr nachzugehen. Dies thaten sie und verfolgten jene bis an die Bartsch, in der sie die Fremde verschwinden sahen. Da merkten sie, daß es die Bartschnixe sei; beide aber wurden krank und starben am dritten Tage. Seitdem hat sich die Nixe nicht wieder sehen lassen.

6) Der Todtenwagen.

Sonst ist des Nachts um 12 Uhr, und besonders zur Fastenzeit, aus einer alten Scheuer auf dem Berggut eine schwarze Karosse oder ein schwarzer Todtenwagen, mit vier schwarzen Pferden bespannt, hervorgekommen, und die Kuratusgasse herauf, über den kleinen Ring, die große Kirchgasse, über den Markt und die Schloßgasse hinunter bis zum Polnischen Thore gefahren. Dort hat er einen Augenblick still gehalten und sind die Pferde alsdann über das Thor hinweg gesetzt und der Wagen auf den Schloßdamm zu gefahren. Er soll aber gar schaurig gerasselt haben, daß die Funken von den Hufen der Pferde sprühten. Auch haben diese feurigen Odem aus den Nüstern geblasen. Wer aber dem Wagen begegnet oder ihn angesehen,

der hat einen geschwollenen Kopf davon bekommen. In einem Hause am kleinen Markte haben einst zwei Spötter die Nacht durchwacht und auf den Wagen gelauert. Als er aber gekommen und der Eine zum Fenster getreten, ist er heftig erschrocken und in dreien Tagen gestorben.

Später hat man die alte Scheuer abgetragen und da ein Menschengerippe in der Erde gefunden, und dies in geweihtem Boden begraben. Seitdem hat sich der Todtenwagen nicht mehr hören lassen.

7) Ein Gespenst gebannt.

Es regierte zu Trachenberg einmal vor langen Zeiten ein Bürgermeister, der hieß Strasser und war ein hartherziger Mann, welcher die Bürger bis aufs Blut plagte und die Armuth unterdrückte. Deswegen wünschte ihm Jedermann alles Böse nach, und freute sich, als er endlich starb. Da er nun aber begraben werden sollte, war die Leiche so schwer, daß man sie kaum aufzuheben vermochte, und als die Leidtragenden nun vom Kirchhofe nach dem Hause der Wittwe (auf dem kleinen Ringe) zurückkehrten, siehe, da schaute der Todte oben zum Fenster heraus und schnitt greuliche Gesichter, daß alle bestürzt und entsetzt eilig davon liefen.

Seitdem begann das Gespenst des ungerechten Mannes zu spuken und zu toben, daß es bald Niemand mehr in dem Hause auszuhalten vermochte. Bei hellem Tage schaute es zu den Fenstern heraus und des Nachts peinigte es sogar die Pferde in dem Stalle,

daß die Thiere laut tobten und am Morgen ganz mit Schaum bedeckt gefunden wurden.

D'rauf versuchten die Geistlichen, da der Lärmen immer ärger wurde, das Gespenst zu bannen, aber es spottete ihrer nur. Endlich gelang dies einem Jesuiten, den die Wittwe deshalb von Breslau kommen lassen. Dieser begab sich mit dem Scharfrichter in das Haus und begann die Beschwörung. Als der Geist ihn aber ansichtig wurde, erkannte er seinen Meister, und flüchtete sich durch das ganze Haus, aber der Teufelsbanner zwang ihn, in einen verpichten ledernen Sack zu kriechen, den er fest verschloß, und mit dem die Beiden um Mitternacht hinter dem alten Spitale auf der Schetzke und Bartsch bis in den Stadtwald fuhren, wo sie das Gespenst auf das Prasselwerder unter eine große Buche verbannten.

Dort haben es die Pferdehirten noch oft des Nachts lärmen und toben gehört, und hat es Menschen und Thieren etwas angethan, wenn diese seinen Bann betreten.

8) Sieben-Naseweis.

Auf dem Wege nach dem Schlosse am Zoll ist es vor Zeiten umgegangen. Wenn die Bürgersleute aus der Schloßbrauerei des Abends spät nach Hause zurückgekehrt sind, da haben sie dort immer etwas Weißes hocken sehen, doch anfangs seiner nicht geachtet. Endlich hat sich der Eine, ein wüster Gesell, verschworen, d'rauf los zu gehen und es anzusprechen. Am nächsten Abend ist er auch darauf zugegangen und hat gefragt: „Sag an, wer bist du und was machst du hier?“ — Da hat sich die Gestalt erhoben und hat ihn ange-

haucht, daß es ihm davon eiskalt über den Nacken gelaufen iſt, und dazu geſprochen: „Sieben-Naſeweis!“ D'rauf iſt die Geſtalt verſchwunden und der Frager iſt ganz erſchrocken zu ſeinen Gefährten zurückgekommen. Als ſie ihn aber nun betrachtet, hat er ſtatt einer ſieben Naſen neben einander im Geſichte gehabt!

Sobald der Mann nach Hauſe gekommen, hat er ſich niedergelegt und iſt krank geworden und am dritten Tage geſtorben.

Desgleichen haben alte Leute erzählt, daß auf dem Räuſcheldämmel ſonſt eine feurige Frau erſchienen ſei, und unter eine Eiche in der Sorgenruh der Geiſt eines alten Büchſenmachers, eines großen Säufers, verbannt geweſen ſei.

12. Sulau.

1755, d. 27. October, zur Stadt erhoben.

1) Ursprung und Name.

Als die Lutheraner im 16. und 17. Jahrhunderte hart verfolgt wurden, da zogen viele Familien aus ihrer bisherigen Heimath und suchten sich einen andern Wohnort. Einige von ihnen gründeten auf der Stelle der heutigen Stadt eine Kolonie, die von nah und fern einen solchen Zulauf hatte, daß bald ein Städtchen daraus entstand und davon seinen Namen erhielt.

2) Die büßende Jägerin zu Schlenz.

Bei dem Dorfe Schlenz unweit Sulau ist ein Haselwäldchen, darin zeigt sich oft eine gespenstige Jägerin und treibt dort ihr Unwesen.

Es ist eine hohe und schöne Frauengestalt im grünen Jagdkleide; in ihrer Hand trägt sie ein Jagdgewehr und vor ihr her läuft ein Hund mit Blumen verziert, der ihr eine Schnepfe im Maule zuträgt. — Es soll dies aber eine frühere Besitzerin des Rittergutes Schlenz gewesen sein, eine gar böse und ausschweifende Frau, die bei ihren Lebzeiten stets im Walde umhergestreift auf der Jagd.

Sie hat aber einen Diener gehabt, einen schönen und tugendhaften Mann, nach dem sie lüstern gewesen, und da er ihrer Liebe nicht hat Gehör geben wollen, hat sie in diesem Wäldchen auf der Jagd zuerst ihn und dann sich selbst erschossen.

Seitdem muß sie zur Strafe dort umgehen, und unter ihrer trügerischen Hülle sucht sie junge Männer, die ihr begegnen, in ihre Liebesnetze zu verstricken. Sie soll auch nicht eher wieder Ruhe finden, bis sie selbst zur Vergeltung von einem Manne getödtet wird.

3) Geister halten eine Schlacht.

Bei Sulau ist ein Hügel, der heißt der Schlachtberg, weil da einst im dreißigjährigen Kriege die Schweden und die Kaiserlichen eine Schlacht oder ein Gefecht mit einander gehalten haben, wie die Steinkreuze, welche man den gebliebenen vornehmen Officieren dort gesetzt, noch bezeugen.

Bei diesen Kreuzen sollen früher oft zwei hohe Officiere, Generäle, in alter Tracht mit all' ihrem Gefolge und Soldaten erschienen sein, und zuerst lange freundlich aber ernst mit einander gesprochen haben, darnach aber haben sie angefangen zu kämpfen und ist ein blutig Gefecht zwischen beiden Haufen entstanden, wobei die Führer mit schrecklicher Stimme Commandoworte in fremder Sprache gerufen. Zugleich hat man in der Luft ein großes Geheul und Gewimmer vernommen, wie von Kämpfenden und Sterbenden. Wenn dies aber eine Zeit lang gedauert hat, ist plötzlich Alles wieder verschwunden und rings so ruhig gewesen, wie vorher.

13. Militsch.

Kleine Stadt mit einem alten festen, und einem neuen Schloß, rings von Wald umgeben und an der Bartsch gelegen. Neu gebaut.

Geschichts-Kalender.

1154. zuerst urkundlich erwähnt. Gehört bis
1358. den Bischöfen von Breslau, später verschiedenen Herren.
1336. das alte Schloß dient zur Grenzfeste gegen Polen.
1432. d. 29. Juni, durch die Hussiten verwüstet.
1494. d. 30. Juli, zur freien Standesherrschaft erhoben, und kommt
1590. in den Besitz der gräflichen Familie v. Maltzan, bei der es verblieben.

1) Ursprung.

Es soll seinen Namen von dem polnischen Worte **milcz** (Schweigen) haben, und die Sage erzählt von seiner Erbauung Folgendes:

Es hauste einst in den frühesten Zeiten eine große Räuberbande in dieser Gegend, die hatte ihren Hauptsitz in dem Walde, wo jetzt die Stadt steht. Es unternahm aber zu der Zeit ein vornehmer polnischer Herr eine Reise, der fiel in ihre Hände und sie schleppten ihn hieher. Nur durch ein großes Lösegeld und durch

das Versprechen eines ewigen Schweigens vermochte er sich von dem Tode los zu kaufen. Als sie ihn aber nun los gelassen, zahlte er bei Heller und Pfennig das Lösegeld, hielt auch sein ritterlich Wort, doch sammelte er alsbald seine Lehnsleute, überfiel die Räuber in ihrem Schlupfwinkel und rottete sie gänzlich aus. Auf der Stelle aber erbaute er eine feste Burg und Stadt, die er nach seinem Versprechen milcz benannte, woraus Militsch geworden ist.

2) König Johann belagert Militsch.

Es war im Jahre 1339, als König Johann von Böhmen mit starker Heeresmacht gen Lithauen gezogen war, um allda gegen die heidnischen Preußen zu kämpfen. Es bekam ihm aber gar übel; denn außer, daß die rauhe Witterung und das Schwert der Preußen den größten Theil seines Heeres vernichtete, verlor er selbst auch durch einen Pfeilschuß ein Auge.

Zur selben Zeit führte zu Breslau Bischof Nanker den Krummstab, ein ränke- und herrschsüchtiger Mann, der sich mit dem König ewig um zeitliche Güter in den Haaren lag. Es gehörte aber zum Bisthume Breslau auch die feste Burg Militsch, und darüber war der Archidiakonus Hieronymus von Würben zum Hauptmann gesetzt, um sie männiglich gegen Jedermann zu vertheidigen und die Einkünfte des Bischofs einzuziehen.

Der Herr von Würben aber hielt mehr auf seinen eigenen Leib, denn auf den Nutzen seines geistlichen Lehnsherren, aß gern etwas Gutes und liebte über Alles den Wein. Als nun die Nachricht erschollen, daß

König Johann wieder aus Lithauen zurückkehre, wo man ihn schon begraben gewähnt, entbot der Bischof seinem Hauptmann auf Militsch, die Burg tapfer zu vertheidigen, wenn der König sie etwa überrumpeln wolle, und verstärkte deshalb die Besatzung.

Es währte auch nicht lange, so zog König Johann mit dem Reste seines Heeres vor die Burg und begann sie zu belagern. Hieronymus von Würben aber hielt sich so tapfer, daß der König nichts ausrichten konnte, und einsah, daß die feste Burg auf diese Weise nicht zu nehmen sei. D'rauf sann der König auf eine List, und als er von der Schwachheit des Burghauptmannes gehört und vernommen, wie Mangel an Wein in der Burg zu herrschen beginne, baute er darauf seinen Plan.

Er sandte durch einen Vertrauten an den edlen Archidiakonus als Geschenk einen Korb voll köstlichen süßen welschen Weines, und ließ ihm heimlich entbieten, daß, wenn er ihm die Burg übergeben wolle, solle er ein ganzes Fuder davon haben und außerdem seiner Gnade versichert sein. Der Wein aber mundete Herrn Würben so trefflich, daß er sich nicht lange bedachte, und dem Könige flugs die Thore öffnen ließ, worauf dieser mit Sang und Klang und dem versprochenen Fuder Wein einzog. Darüber ward aber Bischof Nanker höchlich erzürnt, und that König Johann und die ganze Stadt Breslau, so zu diesem hielt, in den Bann. Der König machte sich jedoch nichts daraus, sondern verjagte den Bischof und zwickte die Pfaffen nach Herzenslust.

3) Jadwiga Zaremba.

In der alten jetzt öde stehenden Burg zu Militsch ist noch heutigen Tages ein blutrothes Gemach, an dessen Wänden in lateinischer und Mönchsschrift nachstehende alte Geschichte aufgezeichnet steht. —

Es gehörte nach geschlossenem Vertrag in der Mitte des 13. Jahrhunderts die Kastellanei Militsch zu gleichen Theilen den herzoglichen Brüdern, Heinrich III. und Boleslaus Calvus von Schlesien, und dem Bischof von Breslau. Die herzoglichen Brüder hatten darum zur Zeit ihren alten und getreuen Ritter Hans von Cordebog, der Bischof aber einen von Rychberg als Burgpfleger dahin gesandt, um gegenseitig ihre Gerechtsame und Einkünfte zu wahren. Beide Herren aber vertrugen sich nicht lange, und der Edle von Rychberg zog deshalb auf die kleine Burg, die unfern der größern auf dem jenseitigen Ufer der Bartsch gestanden hat, und kam nur selten und in Geschäften zu seinem ehemaligen Freunde.

Beide Burgen aber waren durch einen unterirdischen Gang unter dem Flußbette verbunden, und noch erkennt man an dem Hügel und den Wällen den Ort, wo die außerdem ganz verschwundene kleinere Burg früher gestanden hat.

Es geschah aber zu der Zeit, daß Ritter Hans von Cordebog ein adeliges polnisches Fräulein, seine Schwestertochter, und von großer Schönheit, zu sich nahm, Jadwiga Zaremba mit Namen, nachdem ihre Eltern gestorben waren. Mit der Jungfrau aber hatte es eine eigene Bewandniß. Denn schon als Kind hatte sie ihr Vater dem Sohne eines Freundes feier-

lich verlobt, weil dieſer aber ein rauher und böſer Menſch geworden, und Jadwiga ihn nicht leiden mochte, ſein Verſprechen wieder zurückgenommen. Domarath Urbainski aber, ſo hieß der Verlobte, hatte in Rache entbrannt der Jungfrau geſchworen, daß ſie ohne ſeinen Willen keinen Mann freien ſolle, und war darauf nach Paläſtina gezogen. —

Beim Burggrafen von Rychberg war indeß gleichfalls ein lieber Gaſt eingeſprochen, ein junger böhmiſcher Ritter, Borziwoi Prorzeck mit Namen, und ſein Verwandter, auf der Heimkehr von einem Zuge nach Paläſtina. Der ſah die ſchöne Jadwiga und entbrannte in Liebe zu ihr, daß er Heimath und Alles vergaß und von der Burg ſeines Oheims ſich nicht wieder loszureißen vermochte. Er war aber ein ſtattlicher und tapferer Jüngling, und gewann daher bald auch das Herz der Jungfrau.

Faſt mit ihm zu gleicher Zeit war jedoch auf der Burg zu Militſch ein neuer Burgkaplan eingezogen, nachdem der alte plötzlich nach Breslau berufen worden. Es ſchien aber ein finſterer und fanatiſcher Mann, der ſelbſt die unſchuldigſten Freuden der Erde haßte, und mit düſtern Winken Jadwiga's Herz vor der keimenden Liebe zu verſchließen ſuchte, und nicht aufhörte, ſie zu warnen und zu ängſtigen, inſonders mit ihrem frühern Verlöbniß, das er durch die Beichte erfahren, und ihr es als Pflicht vorzuſtellen, dies zu halten. Doch trotz allem ſeinem Drohen ſiegte in Jadwiga's Herzen bald die Liebe, und ſie beglückte Ritter Borziwoi mit ihrer Einwilligung, ſein Weib zu werden. Fröhlich ſahen die beiden alten Herren das Verlöbniß der Liebenden, und in ihm einen neuen Verein; nur Pater

Hilarius, der Kaplan, schaute finster darein. Ritter Borziwoi aber zog eilig nach seiner Heimath, um dort zum Empfange der jungen Frau seine väterliche Burg einzurichten, und kehrte auf den Flügeln der Liebe zurück.

Unterdeß hatte Pater Hilarius nochmals versucht, die Jungfrau auf alle mögliche Weise von ihrer Liebe abzubringen und ihr das Bild ihres frühern Verlobten zurückzurufen. Durch einen herumziehenden welschen Krämer ließ er ihr die Nachricht von dessen Tode bringen und sie an ihre Pflicht mahnen, nur ihm zu gehören, aber Jadwiga zeigte offen ihren steten Abscheu gegen den ehemaligen Bräutigam.

So kam der Abend des Hochzeittages heran, und in süßer Hoffnung und Sehnsucht trennten sich spät zum letzten Male die Liebenden. Es tobte aber draußen ein schreckliches Unwetter, und als Ritter Borziwoi hinausschreiten wollte nach der kleinen Burg, trat Hilarius zu ihm und bot ihm an, ihn trocknen Fußes durch den unterirdischen Gang hinüber zu führen. Borziwoi ließ sich überreden und folgte ihm; als sie aber den Gang betreten, da fühlte er sich plötzlich hinterwärts niedergeworfen, und von dem heimtückischen Mönche und seinem Genossen, dem welschen Krämer, überfallen und geknebelt. D'rauf legten sie ihn in einen offenen Sarg und Pater Hilarius schritt hinauf in Jadwiga's Gemach.

Es lag aber der Burgherr und alles Burggesinde in tiefem und todtenähnlichem Schlaf, weil ihnen der Mönch einen Schlaftrunk in den Wein gemischt, also daß Keiner der Jungfrau zu Hilfe kommen sollte. Als Hilarius aber vor ihr stand, und sie auf seine Frage,

ob sie von Ritter Borziwoi lassen wolle, dies nochmals verneinte, da warf er den falschen Bart hinweg, und Domarath Urbainski stand vor ihr, um schreckliche Rache an ihr zu üben. Er schleppte sie nach der Burgkapelle, und zwang sie unter der Drohung, daß sonst vor ihren Augen der Sarg über ihrem Geliebten geschlossen und dieser lebendig vermauert werden solle, sich von ihm mit dem Welschen zur Schmach trauen zu lassen; ihren Besitz aber gönnte er keinem Andern, und als die Trauung vollzogen war und er nahende Schritte vernahm, zog er sie eilig wieder mit sich fort.

Unterdeß hatte Ritter Rychberg ungeduldig die Rückkunft seines Neffen erwartet, und seine Knappen nach ihm ausgesandt. Sie brachten ihm aber die Kunde, wie in der großen Burg alle Thore offen ständen und Niemand aus seltsamem Schlaf zu erwecken sei. Drauf gürtete der Burggraf von banger Ahnung befangen eilig sein Schwert um, und machte sich mit seinem Gesinde auf den Weg nach der jenseitigen Burg durch den unterirdischen Gang. Als er aber durch diesen in die Kapelle trat, fand er den Welschen eben beschäftigt, über seinem Verwandten den Sargdeckel zu schließen, und ihn so dennoch lebendig zu begraben. Entsetzt befreite er Borziwoi und eilte dann weiter in die Burg nach Jadwigas Gemach. Aber er kam zu spät! denn ein Schrei scholl ihm entgegen, und als er auf die Schwelle trat, da erblickte er den Mönch und in seinem Arme die Jungfrau, aus deren Herzen ein rother Strom Blutes quoll, und in der Hand des Mörders noch den Dolch. Der aber legte die Leiche zu Boden und schritt stolz auf den Burggrafen zu, der in

gerechtem Abscheu die Frevelthat an dem Priester rächen wollte, und hielt ihm ein Pergament vor, was seine Weihe zum höhern Priester und den Ablaß im Voraus für seinen etwaigen Mord an der Jungfrau Zaremba zur Sühnung seines Gewissens und seines gethanen Schwurs enthielt, und mit dem Siegel und der Schrift des heiligen Vaters, Innocenz IV. selbst versehen war, und verließ darauf das Gemach und die Burg, und nimmer hat man wieder von ihm gehört.

Die beiden alten Ritter aber, der Freuden ihres Lebens beraubt, an denen sie mit väterlichem Herzen gehangen, lebten fürder zusammen, und tröfteten sich gegenseitig. Den schändlichen Genossen der Frevelthat, den welschen Krämer, aber ließ Rychberg an der Südseite der Burg in ein Grab von schwarzem Gestein lebendig vermauern, und eine weiße Tafel darauf zur Warnung setzen. Neun Tage hat er darinnen gelebt, ehe er seine böse Seele ausgehaucht. Noch ruhen seine Gebeine in dem verfallenen Grabe. — Das Gemach aber, dessen Wände und Boden von Jadwigas Blut gefärbt worden, ließ Rychberg, weil die Blutflecken auf keine Weise zu tilgen waren, mit Blutfarbe ganz überstreichen, um so wenigstens ihren schmerzlichen Anblick seinem alten Freunde zu entziehen. —

Borziwoi Prorzek trug seinen Schmerz in ein Benediktinerkloster, und kehrte nach Jahresfrist als Kaplan zurück auf Burg Militsch, allwo er noch lange still und gewissenhaft, und Jadwigas gedenkend, sein Amt verwaltet hat bis zu seinem ersehnten Ende. Er selbst hat an der Wandseite des Saales, worin die Mordthat geschehen, diese für die Nachwelt aufgezeichnet.

4) Die Perlenſe nur des Geſchlechts der Maltzan.

Es war im Jahre 1586, als der Freiherr Joachim von Maltzan, aus einer edlen und angeſehenen Familie in Pommern, die Enkeltochter Heinrichs II., Freiherrn von Kurzbach, und Herrn auf Militſch, die ſchöne Eva Regina, Freiin Popel von Lobkowitz aus Böhmen, heimführte, und damit die Anwartſchaft auf das Erbe des alten Standesherrn gewann.

Am 12. Mai des Jahres 1588 erlebte der greiſe Freiherr Kurzbach noch die Freude, einen Enkel und Stammhalter in der Taufe zu halten. In der darauf folgenden Nacht hatte die junge Frau einen gar ſeltſamen und lebhaften Traum. Es war ihr nämlich, als ob in dem Gemache, in welchem ſie und ihr Söhnlein im Schatten einer entfernt auf dem Fußboden ſtehenden Lampe ſchliefen, in einem Winkel der Fußboden ſich öffne, und eine kleine, kaum eine halbe Elle hohe Männergeſtalt daraus hervorſtiege. Es war ein Greis mit einem langen Silberbart, und von gar wehmüthigen und demüthigen Mienen, der ſich mit bittender Geberde dem Lager der Freifrau näherte, und ſich tief verneigend davor ſtehen blieb. Als ihn nun die Träumende angeredet und gefragt, wer er ſei und was er wolle, erheiterte ſich die Miene des kleinen Mannes ſichtlich, und er ſprach: „Hohe Frau, ich gehöre zu dem Geſchlechte der Gnomen, von denen Du wohl auch ſchon vernommen, und das ſeit Jahrhunderten auf ſeinem Auszuge übers Meer begriffen iſt, weil die böſen Menſchen uns nicht mehr unter ſich dulden wollen. Nun bin ich mit meiner ganzen Familie auch ausge-

wandert, komme weit her, und wir haben in dieſem Schloſſe Raſttag gehalten grade unter dieſem Zimmer, weil meine Enkelin in Kindesnöthen gekommen und einen kleinen Sohn geboren hat. Da wollte ich Dich denn flehentlich bitten, edle Frau, daß Du jene Lampe dort von der Stelle wegnehmen laſſeſt, da ſie grade über dem Kindbett meiner Enkelin ſteht, und das herabtropfende Oel in deren Bett fällt.“

Nachdem der kleine Greis alſo geſprochen, verneigte er ſich nochmals bittend und verſchwand auf dieſelbe Weiſe, wie er gekommen war.

Die Freifrau erwachte von dem ſeltſamen Traum, blickte beſorgt nach ihrem Säugling, und ſchlummerte wieder ein, als ſie ſich darüber beruhigt, ohne am andern Morgen weiter des Traumes zu gedenken.

Die nächſtfolgende Nacht hatte ſie jedoch daſſelbe Traumgeſicht. Der kleine Greis erſchien wiederum und wiederholte noch demüthiger denn das erſte Mal ſeine Bitte, die Lampe von ihrer Stelle fortſetzen zu laſſen. Auch diesmal achtete Regina des Traumes weiter nicht. Die dritte Nacht zeigte ſich der Gnome zum dritten Mal, und diesmal zeigten ſeine Züge Schmerz und Trauer. Er nahte ſich wiederum dem Bette und ſprach:

„Hohe Frau, ſchon zu zweien Malen habe ich Dich vergebens gebeten, die Lampe von ihrer Stelle ſetzen zu laſſen. Meine Enkeltochter und ihr Söhnlein ſind durch das herabtropfende Oel ernſtlich krank geworden. Zum dritten Mal bitte ich Dich flehentlich, laſſe die Lampe

von ihrer Stelle fortsetzen, und die Bitte eines Greises nicht unerhört."

Eva erwachte, und beunruhigt von dem so hartnäckig wiederkehrenden Traume glaubte sie, die Nichterfüllung der Bitte könne am Ende ihrem Söhnlein ein Unheil bringen, und gab der Wärterin den Befehl, sofort die Lampe an eine andere Stelle zu setzen, worauf der Traum auch nicht mehr wiederkehrte. Als sie am Morgen denselben ihrem Gemahl erzählte, fand dieser jedoch nichts Besonderes darin, als die öftere Wiederholung, und die beruhigte Freifrau vergaß bald das ganze Gesicht.

In der neunten Nacht darauf aber erschien der Gnome abermals vor dem Bette der Freifrau. Sein Gesicht zeigte Freude und Heiterkeit, und in seiner Hand trug er eine Perlenschnur. Er verneigte sich tief und sprach: „Hohe Frau, ich komme Dir zu danken, daß Du meine Bitte erfüllt; denn seit dem Tage, wo Du die Lampe wegnehmen lassen, hat sich die Krankheit meiner Enkelin gehoben, und sie und ihr Söhnlein sind so weit genesen, daß wir weiter ziehen können. Zum Dank sendet sie Dir diese Perlenschnur. Bewahre sie wohl als ein Andenken an uns und als ein Heiligthum Deiner Familie. So lange sie im Besitz des Oberhauptes derselben oder seiner Gattin ist, wird sie stets den Maltzans Glück und Heil, und schon Deinem Gatten zeitliche Ehre und lange Regierung bringen. Kommt sie aber in andere Hände, so verliert sie ihre Kraft. Desgleichen wird jedes Mal die Farbe einer dieser Perlen schwinden, wenn das Oberhaupt der Familie Maltzan sterben soll. Hütet Euch aber

gleichfalls, eine Perle muthwillig zu verletzen; denn das würde stets ein Unglück für Deine Familie nach sich ziehen."

D'rauf legte der Greis die Perlenschnur in Regina's Hände, verneigte sich nochmals und verschwand.

Als die Freifrau erwachte, erblickte sie wirklich das wunderbare Geschenk in ihrer Hand, ohne daß sie zu enträthseln vermochte, wie es auf natürliche Weise dahin gekommen sei, da Niemand während der Nacht ihr Schlafzimmer betreten haben konnte. Sie zeigte es ihrem Gemahl und Anderen, doch konnte Keiner das Räthsel lösen, und die Freifrau bewahrte nun die Schnur nach dem Gebot des Gnomen sorgfältig in ihrem Schmuckkästchen auf.

Schon nach zwei Jahren aber hatte sie Gelegenheit, deren Wunderkraft zu erproben. Denn als sie dieselbe zufällig herausnahm, fand sie, daß eine der Perlen, die von milchartiger, etwas gelblicher und glänzender Farbe waren, abzusterben und Farbe und Glanz zu verlieren begann, und als die Perle endlich grau geworden war, starb auch wirklich ihr Großvater, der alte Freiherr von Kurzbach, d. 22. Juni 1590, nachdem er dem Gemahl seiner Enkeltochter, mit Uebergehung seiner Namensverwandten in Trachenberg, sein ganzes Erbe vermacht. Auf diese Weise gelangten die Grafen von Maltzan in den Besitz der freien Standesherrschaft Militsch. —

Später, im Jahre 1616, geschah es, daß Herr Joachim zur Feier des Geburtstages seiner Gemahlin ein großes Gastmahl gab, und dabei auch die Rede auf

die Perlenschnur kam. Die Freifrau ließ sie holen, und es entspann sich ein Streit, von welcher Masse die Perlen wohl sein möchten, indem Keiner dies errathen konnte. Da nahm der Freiherr, uneingedenk der Warnung des Gnomen oder im Weinrausch, sein Messer und schlug ein Stück von einer der Perlen los, doch konnte man daraus noch immer nicht ihre Substanz erkennen. Der Freifrau aber bangte darob, und ihre Ahnung erfüllte sich; denn noch saßen die Gäste bei Tafel, als plötzlich am heitern Himmel sich Wolken zusammenzogen, und mit einem heftigen Donnerschlage der Blitz an der Außenseite des Schlosses hernieder fuhr und die Mauer beschädigte. Noch ein zweiter Schlag erfolgte und dann verzogen sich wieder die Wolken.

Kaum aber war eine Viertelstunde verflossen, da meldete ein Bote dem Freiherrn, wie dieser zweite Schlag sein bestes Vorwerk angezündet habe, und dasselbe in vollen Flammen stehe.

Die Nacht darauf, nachdem die Gäste geschieden und man sich bereits zur Ruhe begeben, erfolgte plötzlich zwischen zwölf und ein Uhr ein mächtiger Schlag und eine starke Erschütterung. Bestürzt eilten Alle hinaus und sahen, wie der neuerbaute Schloßthurm, in welchem der Küchenmeister, ein Kämmerling, eine alte Frau, eine Nätherin und eine junge Magd geschlafen, in einen Schutthaufen bis auf den Grund zusammengestürzt war. Zerschmettert zog man die fünf Leichname aus den Trümmern.

Da entsetzte sich der Freiherr, und gelobte erschüttert, nimmer wieder solchen Muthwillen an dem Ge-

schenk des Gnomen zu üben, und ermahnte dringend seinen ältesten Sohn, es als Familienkleinod zu bewahren. — Nach der Voraussagung des Gnomen wurden reiche Ehre und Güter in dem thatenreichen und langen Leben des Freiherrn diesem zu Theil. Seinen Tod im Jahre 1625, den 7. Jan., verkündete schon einige Zeit vorher seiner Gemahlin wiederum das Absterben einer Perle. —

Seitdem ist die Perlenschnur in letzterer Zeit auf eine Nebenlinie der Familie Maltzan übergegangen und wird von derselben aufbewahrt.

Noch im Jahre 1817 verkündete das Absterben einer Perle den Tod des Aeltesten der Familie, und noch ist an jener andern Perle die Verletzung zu bemerken. Eben so haben selbst Juweliere bis heutigen Tages noch nicht die Substanz dieser Perlenschnur ermitteln können.

5) Des Teufels Dudelsack.

In dem Dorfe Liatkowe bei Militsch wohnte vor Zeiten ein alter Musikus, der blies seinen Dudelsack gar herrlich und schön, also daß er bei allen Hochzeiten weit und breit in der Runde gesucht wurde, um dem jungen Volke zum Tanze aufzuspielen.

Er war aber habsüchtig und sein Weib noch mehr dem Gelde hold; und wenn er des Abends die schönen blanken Groschen nach Hause brachte und dabei reich beladen war von den fröhlichen Hochzeitern mit Kuchen und Lebensmitteln, dann trieb sie ihn an, immer noch mehr zu verdienen, und schloß die blanken Batzen sorg-

fältig in ihre Truhe. Dabei that ſich der Mann, durch die vielen Lobſprüche verkehrt, am Ende gar viel auf ſein Spiel zu Gute, ward hochmüthig und grob, verachtete die andern geringen Spielleute, vernachläſſigte darob ſelbſt den Gottesdienſt, und verſchwor ſich oft: „der Teufel ſelbſt könne keinen beſſern Dudelſack blaſen, denn er!“

So hatte er einſt gleichfalls bei einer fröhlichen Hochzeit in dem Dorfe Breslawitz gethan; allwo er in der Schenke den Brautleuten und ihren Gäſten zu Jedermanns Freude gar ſchöne Melodeien aufgeſpielt, und machte ſich nun ſchon hart gegen Mitternacht und mit reichem Lohne auf den Rückweg nach Hauſe. Es führte ihn aber, ehe er in ſein Dorf gelangte, der Pfad durch einen langen Wald, die Liatkower Haide genannt, und da er einſam daß vor ſich ſchritt, nahm er ſeine Dude zur Hand, und fing zu ſeiner eignen Kurzweil an, darauf einige luſtige Stücklein zu blaſen.

Es währte aber nicht lange, da kam es ihm vor, als ob von der andern Seite des Weges her ihm entgegen eine andere Dude erklänge, und zwar in herrlichen und trillernden Tönen, daß die ſeinen weit dahinter zurückblieben. Anfangs glaubte er, es ſei das Echo, als aber die fernen Töne immer näher kamen, da erkannte er, daß es ein fremder Muſikant ſei, und ärgerte ſich baß, daß jener beſſer und lieblicher blaſen ſolle, als er, fing alſo darauf an, das ſchönſte Stückchen, was er hatte, mit der größten Kunſtfertigkeit auf ſeiner Dude zu blaſen. Doch je mehr er ſich Mühe gab, deſto weiter blieb ſein Inſtrument hinter dem des

Fremden zurück, und er mußte sich selbst bekennen, wie er nimmer besser und lieblicher hätte blasen hören.

Es klang aber der Dudelsack des fremden Bläsers mit gewaltiger Kraft durch den Wald, und zugleich so hüpfend und herrlich, daß er von selbst alle Füße zum Tanze bewegen zu können schien.

Endlich gelangte der neidische Musikus auf einen freien vom Mondlicht beschienenen Platz im Walde, und zugleich trat ihm von der andern Seite der Fremde entgegen. Es war ein hoher Mann mit einer großen Habichtsnase und dunkeln blitzenden Augen. Auf seinem Haupte trug er einen Hut, der war mit einer langen rothen Hahnenfeder geschmückt, und unterm Arm einen neuen Dudelsack, dessen Mundstück mit Silber beschlagen war und auf dem er also lieblich spielte. Er hatte aber dabei große im Dunkel so seltsam blitzende Augen, daß dem Musikanten fast unheimlich dabei zu Muthe ward.

Der Fremde begrüßte ihn, als sie einander nahe gekommen, und Jobst, so hieß der übermüthige Musikus, des Neides und der Habsucht voll, begann alsbald ein Gespräch mit jenem, und fragte ihn, woher er komme und wohin er wolle.

D'rauf erzählte ihm der Fremde, wie er aus dem nahen Polen sei und in der Nähe ein Geschäft abzuthun gehabt habe, und wies ihm auf des geizigen Kunz Frage seinen Dudelsack und meinte, daß er noch viele bessere, denn dieser zu Hause fertige.

Jobst aber, als er merkte, wie wenig der Fremde auf den Werth seines Instruments gab, und als er es nun an den Mund gesetzt und probirt, und zu seinem

Verwunderung gleich herrliche Melodieen daraus hervorgelockt, wie der Fremde, bot dieſem einen Tauſch an. Bald wurden ſie Handels einig. Jobſt nahm die Dude des Fremden, gab ihm ſeine eigene und noch einen ſchleſiſchen Kuhthaler, ſeinen heutigen Verdienſt, zu, und jener machte ſich alsbald wieder auf den Weg, nachdem er ihn gegrüßt, und verlor ſich im Dunkel des Waldes.. Jobſt aber trat gleichfalls ſeinen Heimweg an und blies nach Herzensluſt die ſchönſten Melodeien, und bedachte, wie ſich nun erſt alle ſeine Neider ärgern würden, und wie es ihm nun nimmermehr fehlen könne, ſeinen Ruf noch mehr verbreitet zu ſehen.

Endlich zu Hauſe angekommen, hing er die erhandelte Dude an den Nagel über ſeinem Bett, und legte ſich an die Seite ſeines Weibes zur Ruhe, indem er daran dachte, wie dieſe ſich gleichfalls über den Handel und den bevorſtehenden Gewinn freuen würde.

Als er am Morgen erwachte, war alſo auch ſein Erſtes, ihr ſeine Abenteuer zu erzählen. Dabei wies er die Neugierige nach der Wand, an welche er die Dude aufgehangen; aber das Weib ſchlug die Hände über dem Haupte zuſammen, und aus ihrem Munde floß ein Strom von Schmähungen — denn an der bedeuteten Wand hing an dem Nagel, an welchen er in der Nacht die Dude aufgehangen, ein großer Schinderknochen.

Da erſchrak Jobſt gewaltig, betete und bekreuzigte ſich, und erkannte, daß es der Herr der hölliſchen Heerſchaaren oder einer ſeiner Diener geweſen ſei, der ihm

begegnet und ihn um seines schnöden Dünkels willen derückt habe. Sein Weib aber fiel grimmig über ihn her und zerzauste ihm Haare und Bart, daß er sich also übertölpeln lassen, und nicht allein seinen schönen Dudelsack, sondern auch den ganzen Erwerb verloren habe.

Betrübt stand Jobst auf und machte sich an's Werk, den Knochen hinter den Zaun seines Gartens zu vergraben, indem er seinen Hochmuth und seine Habsucht im Stillen verwünschte. Doch wie ward dem Ehepaar, als sie am andern Morgen erwachten und der Teufelskauf wieder an der nämlichen Stelle hing, wie gestern, obgleich ihn Jobst doch vergraben hatte! Und vergeblich barg ihn der bestrafte Dudelsackbläser wederum in einen großen Steinhaufen und schlug viele Kreuze darüber; denn am dritten Morgen hatte der Teufel von Neuem sein Spiel gehalten und der Knochen hing wieder an der Wand. Eben so wenig half es, daß er ihn nach einem weit entlegenen See trug und mit einem Stein beschwert hinein warf; denn immer fand sich am nächsten Morgen der Knochen wieder an seiner alten Stelle.

So dauerte der Unfug fort, und nichts nützte es, daß der Musikus Messe über Messe lesen ließ, und dabei wieder all das Geld darauf ging, was er so lange zusammengescharrt, bis er endlich zu einem alten Schäfer nach Strebitzke gegangen ist, der den Bösen hat citiren können. Der hat die Teufelsdude in den Wald verbannt, und seitdem ist sie nicht wiedergekommen.

6) Die Teufelseiche.

In der Liatkower Haide steht eine mächtige tausendjährige Eiche, in deren Umkreis ist es nicht geheuer; denn der Baum ist dem Teufel verschrieben, und der haust in ihrem Wipfel und ihren Zweigen. Von ihr aus zieht um die Tag- und Nachtgleiche auch die wilde Jagd durch den Wald, und erfüllt mit Halloh und Geschrei die stille Haide.

Einst gingen drei Männer ziemlich trunken von einem benachbarten Dorfe durch die Haide nach Hause, spät in der Nacht, und ihr Weg führte sie dicht an der verrufenen Eiche vorüber. Als sie in deren Nähe kamen, wollten zwei von ihnen einen Umweg einschlagen, wie noch heut zu Tage alle Bewohner der Gegend thun, aber der dritte, ein roher und gotteslästerlicher Gesell, verspottete sie und vermaß sich, mit dem Teufel selbst anzubinden, wenn er Muth habe zu erscheinen, und forderte den Bösen unter Flüchen höhnend dazu heraus. Vergebens suchten ihn seine bangen Gefährten zurückzuhalten und zu bewegen, mit ihnen zu gehen. Er höhnte sie und ging lästernd auf die Eiche zu.

Da begann es in deren Zweigen seltsam zu rauschen und sich zu regen, daß dem Frechen darob unheimlich zu Muthe wurde, und ein Wirbelwind senkte sich daraus auf die Erde, der umkreiste in immer weitern und weitern Kreisen und immer heftiger und wilder den Baum, und ehe jener noch zu entweichen vermochte, hatte ihn der Wirbelwind gepackt und drehte ihn im Kreise, bis er ihn endlich erhob, höher und immer höher, und über den Wipfel der Eiche weit hin-

wegführte in die Lüfte. Schwächer und schwächer ward sein Geschrei, und mit Entsetzen vernahmen seine beiden Gefährten dies, und hoben seinen Hut auf, der ihm bei der unfreiwilligen Luftfahrt entfallen war. Dazu aber erklang ein gelles Hohngelächter in den Zweigen der Eiche und aus den Lüften, wie von hundert Teufeln, also daß sie erschrocken davon eilten.

Den Lästerer aber warf der Wirbelwind drei Meilen weit von seinem Dorfe zur Erde und zwar so unsanft, daß er ein Bein brach und drei Rippen im Leibe. Er war aber durch diese Lection ein ganz Anderer geworden, denn seitdem sah man ihn nicht mehr in den Schenken, sondern nur in der Kirche, und er führte hinführo ein ehrbares und frommes Leben.

7) Die weiße Frau zu Waldkowe.

In Waldkowe — auf dem Wege von Militsch nach Wirschkowitz — ist ein altes Herrenschloß, darin hat früher die weiße Frau sich sehen lassen, besonders im obern Stockwerk. Die Fenster sind oft des Abends erleuchtet gewesen, wenn man aber hinaufgekommen, hat man alle Gemächer dunkel und leer gefunden.

Oft auch hat man sie Tische und Stühle wegrükken, Gläser und Teller aus dem Schranke nehmen und gleich einer Hausfrau wirthschaften hören, besonders in Fasten; und doch hat Alles wieder in Ordnung gestanden, wenn man zugesehen.

Einmal hat sie ein alter Verwalter, der in dem Schlosse wohnte, ganz deutlich und nahe im Mondlicht

erblickt, als er des Nachts aufwachte, wie sie gerade an dem Bette seiner Frau, das dicht neben dem seinen war, gestanden, und seufzend die Schlafende betrachtet hat, als ob sie selbst diese Ruhe nicht finden könnte. Es ist aber eine große blasse Frau gewesen, in langem weißem Gewande, mit einem Spitzenkragen um den Hals und einer Mütze auf dem Kopfe, wie die alten Ritterdamen sie trugen. In der Hand hat sie ein großes Schlüsselbund gehalten. Darnach ist sie still und leise wieder zur Thüre hinausgegangen, der Verwalter aber, als er es eben Eins schlagen gehört, hat vor Furcht seine Frau geweckt, ihr jedoch nichts davon gesagt.

Ein Verwandter von ihm, ein alter Ungar, der im Oberstocke gewohnt, hat ihm darauf erzählt, wie die weiße Frau schon gar oft des Nachts in der nämlichen Gestalt vor seinem Bette gewesen und ihn mit wehmüthig bittender Miene angesehen; er habe dies jedoch nicht ertragen können und sich stets auf die andere Seite gewandt. — Später ist ein anderer Verwalter eingezogen, der früher ganz arm, auf einmal aber reich gewesen ist, ohne daß man hat ergründen können, woher ihm sein plötzlicher Reichthum gekommen. Seit der Zeit aber ist die weiße Frau nicht wieder erschienen, und soll jener sie von ihrem Fluche erlöst und dadurch einen Schatz gehoben haben.

8) Der Spuk zu Goschütz.

Im uralten Herren-Schlosse zu Goschütz sind zwei Zimmer, in denen ist es unheimlich und nicht geheuer bis auf den heutigen Tag. Des Abends sieht

man die Fenster erleuchtet und an dem einen eine weiße weibliche Gestalt sitzen; kommt man aber hinein, so ist Alles verschwunden und finster. Dagegen schlägt es oft, und selbst am hellen Tage, plötzlich mit den Thüren, oder rückt die Stühle und Tische wie von selbst von ihren Plätzen, und rumort darin umher, ohne daß man eine Ursache bemerken kann. Dasselbe ist sogar in Gegenwart des Schloßherrn und alles Schloßgesindes geschehen, und hat der Spuk ungestört sein Wesen getrieben, also, daß die Zimmer nunmehro verschlossen und von Jedermann gemieden sind. —

II.

Sagenkreis

der

Gegend von Glogau und Sagan.

---

1. Glogau.

Festung am Ufer der Oder in weiter ebener Gegend.

Geschichts-Kalender.

1109. von Kaiser Heinrich V. vergeblich belagert.
1260. erbaut Herzog Konrad II. das alte Schloß an der Mittagsseite.
1331. kommt an Johann von Böhmen.
1402. große Judenverfolgung.
1443. Aufruhr der Bürger gegen den Bürgermeister Schilling.
1480. Die Fürstin Margaretha wird von Herzog Hans von Sagan im Schlosse belagert.
1488. d. 16. November von König Matthias erobert.
1493. Aufruhr gegen den grausamen Landeshauptmann Polak.
Im dreißigjährigen Kriege mehrfach von beiden Glaubensparteien erobert.

1) Ursprung und Name.

Glogau ist eine uralte Veste und als solche schon im eilften Jahrhundert bekannt gewesen. Nach alten Chronisten soll sie auf den Ruinen des alten Lugidunium erbaut worden sein. Andere aber leiten ihren Ursprung von dem polnischen Worte Glog ab, so bedeutet: Hagedorn- oder Hainbuttenstrauch. Zuerst hat auch die Stadt auf dem linken Oderufer

gelegen, im 11. Jahrhundert aber auf dem rechten, was später nochmals gewechselt.

2) Herzog Hans von Sagan belagert das Glogauer Schloß.

Als Herzog Wladislaw gestorben war im Jahre 1462 unseres Herrn, hat die Stadt Glogau seiner Wittib Margaretha zugehört.

Es ist aber dazumal gewesen der tolle Hans von Sagan, so besonders Gelüst getragen nach dieser Stadt. D'rauf ist er am 15. des Monats März anno 1480 vor das Schloß gerückt, hat auch selbiges am 11. desselben Monats scharf zu belagern angefangen. Die Wittib Margaretha hat es aber tapfer gehalten, also daß Hans nicht hineingekonnt. D'rauf hat der Saganer Herzog eine schändliche List braucht, und all' Aas, Unrath und Dünger, so er zusammengebracht, mit Wurfmaschinen in das Schloß geschleudert, also daß es die arme Herzogin und ihr Gesind und Kriegsvolk nicht aushalten konnten vor Gestank, und hat die Burg übergeben müssen am 30. April.

Auf diese Weise ist Herzog Hans zu der Stadt kommen.

3) Hans läßt die Glogauer Rathsherren verhungern.

Am Eingang des Glogauer Schlosses steht ein runder und dicker Thurm, der Ueberrest der von Herzog Konrad II. 1260 erbauten alten Burg. Dieser Thurm ist berüchtigt, weil der böse Herzog Hans darinnen die Glogauer Rathsherren verhungern lassen.

Es geschah aber also, daß Herzog Hans unter falschen Beschuldigungen am Sonnabend vor Oculi im Jahre 1488 den Rath zu Glogau in den alten Thurm werfen ließ, mit geringer Speis und Trank, weil er ihm nicht trauete, daß er zu seinem Feinde, dem König Matthias, hielt.

Der erste von denen Rathsherren, Antonius Knappe, aber ist vor Hunger gestorben den 14. Aug.

D'rauf hat sich der Herzog nicht mehr um die Gefangenen kümmert, hat aber einen bösen Rath gehabt, Opicius mit Namen, der hatte einen Haß auf den Rath, und hat den Diener Buscus, so der Herzog den Schlüssel zu dem Thurm übergeben, vermocht, daß er selbigen einstecke und davon reise, was auch geschehen.

Also haben Ende October noch sechs Rathsherren kläglich verhungern müssen, zuvor aber noch ihre Pein und Unschuld mit Lichtputzen auf den Tisch geschrieben, und davor gebrüllt wie die Löwen aus Hunger. Dem Anstifter aber ist der Fluch heimkommen, denn Herzog Hans kam von Leut und Land, Opicius haben die Schlesier aus dem Lande gejagt, und Buscus gefangen und zu Freistadt enthauptet.

4) Woislaw mit der goldenen Hand.

Herr Woislaw war ein tapfrer Mann,
Und wohl dem Feind bekannt,
Der Herzog manchen Strauß gewann
Durch seine starke Hand.
Und wo er ficht und wo er hauft,
Da nennt man ihn die Eisenfaust!

Zu Breslau sitzt er als Kastlan,
Da beut der Herzog *) ihn:
„Frisch auf, thu' deine Waffen an,
„Nach Mähren woll'n wir zieh'n!"
Und hoch zu Rosse sitzt er schon,
Und fort gehts bei Drommetenton.

In Mähren in des Feind's Gebiet
Ist heiß die Schlacht entbrannt,
Und Alles weicht und Jeder flieht,
Vor Woislaw's tapfrer Hand, —
Als hinterrücks scharf und behend
Ein Feindeshieb vom Arm sie trennt!

Herr Woislaw aber hoch zu Pferd'
Sinkt nicht, der tapfre Held!
Er faßt mit linker Hand das Schwert,
Und säubert bald das Feld.
Die Mähren flieh'n in hellen Reih'n —
„Herr Herzog schau, der Sieg ist Dein!" —

Der Herzog aber freut sich d'rob,
Und ruft den Kastellan,
„Der Eisenfaust sei Unser Lob,
Die Uns die Schlacht gewann.
Als meines Dankes Unterpfand
Reich' ich Dir freundlich meine Hand!" —

Herr Woislaw aber traurig weist
Den Arm ihm ohne Hand,
„Die starke Eisenfaust wohl heißt
Mich Keiner mehr im Land!" —
„Und fehlt die ehrne Hand Dir, Mann,
So sollst Du eine goldne ha'n!"

*) (distortus) Herzog Boleslaus III. mit dem schiefen Maule, dessen Erzieher Woislaw gewesen war; im Jahre 1104.

Und eine Hand aus lauterm Gold,
Mit Federn und Gelenk,
Läßt Boleslaw als Dankes Sold
D'rauf bau'n, und das Geschenk
Wird ihm so künstlich angepaßt,
Daß fest die Hand das Schwert erfaßt.

In manchem harten Kampfesstrauß
Theilt d'rauf der Kastellan
Mit Schwert und Faust noch Hiebe aus,
Daß Keiner wagt zu nah'n,
Und hieß seitdem durch's ganze Land:
„Herr Woislaw mit der goldnen Hand!"

D'rauf als Peter Vlast nach Schlesien gekommen, ist Woislaw Kastellan von Glogau gewesen, und hat noch viel namhafte Thaten verrichtet; so er auch den böhmischen Abgesandten, den Grafen Stephan von Bauzen, in der Saganer Haide aus Räuberhänden befreit und wacker mit der goldenen Faust den Schuften auf die Köpfe geschlagen hat, nachdem er sein Schwert verloren.

Er ist der erste Kastellan zu Glogau, dessen die Chroniken Erwähnung thun.

---

2. Steinau.

Kleine, aber sehr alte Stadt an der Oder, im 13ten und 14ten Jahrhundert der Sitz Schlesischer Herzöge.

Geschichts-Kalender.

1215. erhält durch Herzog Heinrich den Bärtigen Deutsches Recht.
1343. von König Kasimir von Polen niedergebrannt; desgleichen
1428. von den Hussiten verwüstet.
Aendert mehrfach ihre Herren.
1613. große Pest.
1632. d. 29. August, von den Schweden verwüstet und niedergebrannt.

1) Herzog Konrad und das Steinauer Bier.

Herzog Konrad zu Steinau, auch Herzog Köberlein seines Buckels halber genannt, war ein frommer Mann, der zugleich Domherr und Domprobst zu Breslau war, und einen guten Trunk Bier mehr liebte, denn alles Andere. Zur selben Zeit aber stand das Steinauer Gebräu in großem Ruf weit umher, und Herzog Konrad hielt viel darauf. Es geschah aber, daß er auf Verwenden seines Bruders, des Herzogs Heinrich III. zu Glogau, zum Erzbischof in

Salzburg gewählt wurde, und ſich dahin auf die Reiſe begab. Als er aber ſchon ein gutes Stück Weges zurückgelegt hatte, und bis Wien gekommen war, da ging das Bier, was er mitgenommen, zu Neige, und zu ſeinem Schrecken vernahm er, daß man in Salzburg kein Waizenbier und nur Wein habe. Da wollte er von dem Erzbisthum nichts wiſſen, und lieber dies als ſein gutes Steinauer Bier meiden, kehrte flugs um, und kam glücklich und eilig zu Steinau wieder an.

Sein Bruder Heinrich war aber anderer Meinung und mit ſothaner Bierliebhaberei nicht zufrieden. Er ließ ihn vielmehr aufheben und als einen wahnwitzigen Menſchen zu Glogau in einen Thurm des alten Schloſſes gefangen ſetzen, allwo er auch nach Jahresfriſt 1304, da man ihm ſein Lieblingsgetränk entzogen, vor Gram geſtorben iſt.

3. Quaritz.

Marktflecken, und bis ins 17te Jahrhundert bloßes Dorf. Er ist in der Schlesischen Geschichte bekannt durch den Aufruhr der Quaritzer Bauern 1604 gegen ihren Lehnsherrn Wenzel Zedlitz von Schönau; dem erst 1607 mit gewaffneter Faust und vielen Greueln ein Ende gemacht wurde.

1) Der Spuk im Pfarrhause zu Quaritz *).

Der erste Prediger an dem 1741 erbauten evangelischen Bethause zu Quaritz war der Pastor Thiele, der sich Kränklichkeits halber einen Candidaten hielt, und mit diesem, seiner Frau und einer Magd allein das Haus bewohnte.

Im siebenjährigen Kriege, 1761, als das Gerücht erscholl, die Russen kämen nach Quaritz und wollten es plündern, bat der krank daniederliegende Pastor den Candidaten, seinen Schreibtisch zu öffnen und eine darin befindliche Summe von hundert Thalern in Sicherheit zu bringen; ehe dies aber noch geschehen, wurde

*) Der Herausgeber glaubt um so weniger diese Geschichte, wenn auch der neuern Zeit angehörend, und durch verschiedene Umstände als ein geschickter Betrug neuerdings ziemlich erwiesen, — übergehen zu dürfen, als sie lange Zeit durch ganz Schlesien das größeste Aufsehen gemacht, daß Friedrich der Große selbst darüber äußerte: „Es macht dem weiblichen Spuk Ehre, daß er seine Rolle schon so lange gespielt hat!“

das Gerücht schon widerrufen. — Einige Wochen nachher, nachdem der Pastor genesen, fand er, daß die obige Summe im Schreibtisch dennoch fehle, und da sein Verdacht auf den Candidaten fiel, gab er demselben dies so unvorholen zu verstehen, daß der junge Mann sofort die Pfarre verließ, und aus Aerger darüber krank wurde und starb.

Die Magd, welche der Pastor stets für sehr treu gehalten, heirathete kurz darauf einen Schuster, und schaffte sich viel Hausgeräth und dergleichen an. Im Jahre 1763 aber erkrankte dieselbe schwer und sandte auf dem Todtenbette zu dem Pastor, weil sie ihm vor ihrem Sterben noch ein wichtiges und ihre Seele schwer drückendes Geheimniß mittheilen wolle. Der Pastor aber, von seiner jungen Frau zurückgehalten, versäumte seine Pflicht, und als er sich auf die nochmalige Botschaft der Kranken endlich dennoch spät aufmachte, fand er dieselbe bereits als Leiche, ohne daß sie ihr Gewissen hatte erleichtern können. Sie wurde am 3. September beerdigt.

Seit der Zeit zeigte sich in der Pastorwohnung zu Quaritz ein seltsamer Spuk, der es insonders auf den Pastor selbst gemünzt zu haben schien. Bald erschollen bei Tag und Nacht seltsame Laute neben und um die anwesenden Personen, man hörte es im Zimmer und auf den Treppen gehen, oder in Küche und Flur umher rumoren. Dem Pastor wurden in seiner Studirstube von unsichtbaren Händen vor seinen Augen die Stühle fortgerückt, und er besonders vor den Festtagen, wann seine Arbeit sich häufte, also turkirt, daß er sich einstmals während der Zeit nach Glogau flüchtete; aber auch hierhin verfolgte ihn der Spuk.

Oft und von vielen Personen wurde es versucht, denselben aufzuspüren. Man streute Asche auf den Fußböden, fand aber keine Spuren, trotz des steten Rumors. Einst kamen etliche Officiere zu gleichem Zwecke nach dem Pfarrhause, doch gleichfalls vergebens; denn als sie aus einer leeren Stube heraustraten und die Thür kaum geschlossen, hörten sie darin einen mächtigen Lärm. Als sie aber nun mit gezogenen Degen wieder hineinsprangen, fanden und hörten sie nichts, und verließen mit Schaudern das Haus.

Lange und bis zu des Pastors Tode hat dieser Spuk angehalten, ohne daß man ihm eigentlich auf den Grund gekommen ist, und sind mächtige Aktenstöße darüber noch heutigen Tages vorhanden. — Der Muthmaßungen davon sind mancherlei.

A. Deutſch Wartemberg.

Kleines an der Ochal gelegenes offenes Städtchen, dem Herzog von Kurland zugehörig; in alten Zeiten auch dem Geſchlecht derer von Rechenberg, die um Wartemberg und Freiſtadt hauſten.

1) Rechensbergs Knecht.

Zur Zeit, da Kaiſer Matthias gegen die Türken kriegte, lebte ein Edelmann, Hans von Rechenberg, das war ein frommer und rechtlicher Mann, der ſein Geſinde und Knechte nicht ſchund, wie die andern adeligen Herren, ſondern ſie gut und treulich hielt und ihnen war wie ein Vater.

Zu dem kam einſt ein fremder Knecht und verdingte ſich bei ihm, und hatte Herr Rechenberg noch nimmer einen ſo treuen und fleißigen Diener gehabt. Auch gedieh Alles ſeitdem auf eine wunderbare Weiſe in ſeinem Hauſe, und dabei hatte der Knecht ein ſo ſeltſam Weſen an ſich, daß ſich ſeine Mitknechte vor ihm ſcheueten und meinten, es müßte was Ander's dahinter ſein.

Der Herr von Rechenberg aber war weit umher angeſehen und hatte große Verbindungen. Als er nun dieſerhalb einſt dem Knecht eine eilige Botſchaft an einen vornehmen Herrn anvertraut, und meinte, der Knecht hätte ſich längſt damit auf den Weg gemacht, denn der Ort war viele Stunden weit entlegen, kam er

von ohngefähr in den Stall und erblickte den Knecht auf der Streu schlafen. Zornig weckte er ihn, schalt ihn heftig und sprach: „Du ungetreuer und fauler Knecht, habe ich Dir nicht eine eilige Botschaft zur Besorgniß gegeben?“ —

Der Knecht aber stund auf, zog einen Brief aus seinem Busen und sprach: „Herr, da ist Antwort.“

Es war aber eine Ohnmöglichkeit für einen Menschen, daß er den Weg sollte zurückgelegt haben, und fing d'rum Herr Rechenberg selber an, von der Zeit her Uebernatürliches von seinem Knechte zu glauben.

Ein ander Mal, als Herr Rechenberg hart von Feinden bedrängt war, ritt der Knecht ihm zur Seite und sprach: „Herre, gebt eilig die Flucht, ich will derweil auf Kundschaft nach den Feinden reiten.“ Dem Rath folgte der Herr, ritt eilig davon mit seinen Getreuen, der Knecht aber auf die Feinde zu. Da er nun bald wieder kam, hatte er alle Taschen voll, und klapperte und klang es darin, wie von Eisen. D'rauf frug ihn der Herr, was er für Kunde bringe, und der Knecht sagte, weil er die Feinde schlafend getroffen, habe er allen Pferden die Eisen abgerissen, damit jene sie nicht verfolgen möchten.

Da erkannte Herr Hans, daß seine Meinung gerecht sei, und als er wieder ungefährdet auf sein Schloß zurückgekehrt war, ließ er den Knecht vor sich kommen und sprach zu ihm: „Bist Du ein böser Geist, so fleuch von hinnen; bist Du aber ein guter, so zeige Dich in Deiner wahren Gestalt, daß wir Dich anbeten mögen, und sage, was Deine Sendung ist.“

D'rauf erwiederte der Knecht: „Herr, da Du mich erkannt, muß ich scheiden. Ich bin aber ein guter

Geiſt und kein böſer, und weil Du ein ſo frommer und gerechter Herr gegen Dein Geſind, hat mich Gott geſandt, Dir eine Zeitlang zu dienen als getreuer und fleißiger Knecht, den andern zum Beiſpiel.“ D'rauf hat ſich der Knecht in ſeiner Engelsgeſtalt gezeigt und iſt verſchwunden.

Andere erzählen, daß es ein böſer Geiſt geweſen ſei, ſo bei einem Edelmann gedient, der Wegelagerung getrieben, und habe er dieſem viel böſe Streiche geſpielt. Ein Mal, als der Herr über Land geweſen, hat er ihm ſein Leibroß auf den Wartthurm geführt, viel Stiegen hoch, und als nun der Edelmann nach Hauſe gekommen, hat das Pferd ihn gewittert, ſeinen Kopf oben zur Luke herausgeſtreckt und ihm entgegengewiehert, wornach man es mit langen Stricken herunterlaſſen müſſen.

Ein ander Mal hat der Edelmann hart gefangen geſeſſen aufs Halsgericht, um eines Todtſchlags willen. Da hat er den Knecht angerufen, er möge ihn befreien, worauf ihm dieſer erwiedert: es ſei freilich ein ſchwer Stück Arbeit, doch wolle er es thun. Nur möge er nicht mit den Händen ſo viel durch die Luft fechten und Schirmſtreich machen, womit er meinte: Kreuz ſchlagen. — Das verſprach der Edelmann, und der Knecht führte ihn darauf durch die Lüfte davon. Als aber der Ritter ſich in ſolcher Höhe ſah, da ſchwindelte es ihm und er rief: „Hilf Jeſus, hilf!“ Alsbald ließ ihn der Knecht in einen tiefen Pfuhl fallen, kehrte heim und ſagte es der Frau des Edelmanns an, wo ihr Mann zu finden, auf daß ſie ihn heimholen und heilen ließe. Der böſe Knecht aber hat ſich darauf nicht wieder blicken laſſen.

---

5. Crossen.

Altes Herzogthum, gehörte in früherer Zeiten zu Schlesien, und die feste Burg war eine der ältesten des Landes.

1) Die Schlüsseljungfrau auf den Kiensbergen.

Bei Crossen, ohnweit des Dorfes Hundsbelle, am Ufer der Oder, liegen drei kahle Hügel, die heißen die Kiensberge. Darauf haust seit undenklichen Zeiten die Schlüsseljungfrau und treibt ihr Wesen allda. Alle Jahre in der St. Thomas-Nacht steht ihr Schloß wieder dort, und hält sie großes Gelag darinnen.

Dann sieht man die Fenster blinken von Kerzenschein, und hört wüsten Jubel und die Freude der höllischen Gäste. Jeder Eingeborne hütet sich dann, dem Schlosse zu nahe zu kommen, und die Schiffer meiden, diese Nacht den Strom hinabzufahren.

Die Schlüsseljungfrau aber war früher eine reiche und mächtige Fürstin, deren Schloß auf den Kiensbergen gestanden und allwo sie ein prächtiges Hoflager gehalten hat. Sie war aber eine böse und eigensinnige Herrin, und zwang alle Schiffer, so die Oder hinab durch ihr Gebiet fuhren, ihr all die Herrlichkeiten unentgeldlich mitzubringen, deren sie zu ihren Schwelgereien bedurfte.

Einstmals nun kam ein stattliches Schiff mit sieben jungen Schiffern, die hatten vergessen oder nicht erlangen können, was ihnen die Fürstin aufgetragen, und wollten deshalb eilig vorüberfahren. Die Herrin aber zornig warf ihnen mit einem Zauberfluch ihre Schlüssel nach, also daß, wie diese auf den Bord fielen, das Schiff mit den Schiffern in den Strom versank. Zuvor aber fluchten diese Sieben ihr noch für ihre Grausamkeit, also daß sie seit ihrem Tode zur Strafe dort umgehen muß, und nicht eher erlöst wird, bis daß sie einen andern Menschen mit den Schlüsseln erwerfen kann, worauf der Fluch auf diesen übergeht, sie aber Ruhe findet. Man erzählt sich gar Viel, wie sie dies schon auf alle Weise versucht hat, und hütet sich vor jener Gegend. Auch die Schiffer wagen es nicht, sich dem Ufer zu nähern an jener Stelle, weil sie dann oft erscheint, und die Schlüssel nach ihnen wirft. Bis jetzt ist es ihr aber noch nicht gelungen. — So ist eines Tages ein frommes Fischermädchen auf ihrem Kahne nahe am Ufer gefahren, da schoß unversehends eine Schlange aus dem Schilf auf sie zu, und entsetzt lenkte das Mädchen eilig den Kahn und steuerte in den Strom. Es war aber zu ihrem Besten, denn als sie umblickte, schaute sie die Schlüsseljungfrau am Ufer stehend, die eben ihr Schlüsselbund nach ihr warf. Aber das Mädchen, durch die Schlange gewarnt, war schon weit genug von dem Ufer entfernt, und die Schlüssel fielen dicht neben dem Rand ihres Kahnes ins Wasser. Eilig entfloh das Mädchen, so schnell sie konnte, hörte aber noch das Toben und Wüthen der Schlüsseljungfrau am Ufer.

2) Der Geist zu Märzwiese.

Nach Märzwiese bei Crossen ist vor 200 Jahren in der Nacht ein feuriger Geist zu einem Manne, Namens Hartmann, gekommen, und hat ihn folgen heißen, er wolle ihm einen großen Schatz zeigen. Der hat sich aber gefürchtet und nicht gewollt. Da hat der Geist sich kläglich geberdet und gesagt, daß er früher alle 100 Jahre habe seine Erlösung suchen dürfen, später aber nur alle 200 Jahre. Nun dürfe er erst wiederkommen, wenn eine Brücke über den Bober gehe und die Sümpfe umher ausgetrocknet seien. Dies ist nun geschehen, und muß der Geist nunmehro erscheinen, da seine Zeit bald wieder um ist.

3) Der Schatz im See.

In der Nähe von Crossen ist auch ein See, davon geht die Sage, daß darein ein Geist gebannt sei. Wenn aber der See ganz ausgetrocknet sein wird, dann soll das erste Mädchen, das Gras darin schneidet, den Geist erlösen und einen großen Schatz finden. Die Zeit aber ist nahe; denn der See ist bald ganz ausgetrocknet.

6. Freistadt.

Sehr alte Stadt und früher oftmalen Sitz der Herzöge, mit einem noch vorhandenen alten Schlosse.

Geschichts-Kalender.

1122. wüthet die Pest.
1388. von Herzog Heinrich VII. weggebrannt.
1415. das heutige Schloß von Herzog Heinrich X. erbaut.
1488. von böhmischen Söldnern unter Herzog Johann II. geplündert und abgebrannt.
1522. wird durch Hans von Rechenberg auf Windisch Bohrau der lutherische Glaube eingeführt.
1640. d. 23. März von den Kaiserlichen geplündert.

1) Der Hilgenbrunnen.

Auf der Bielitzer Feldmark, am Zöllinger Kirchberg, springet ein Brünnlein, so Hilgenbrunnen (Heilgenbrunnen) heißet, das vor alt Zeiten wunderthätig Wasser gehabt.

Es hat aber Glaubitz von Brieg, auf Döringau gesessen, den Hilgenbrunnen inne gehabt und selbigen verdeckt mit Bretern und schweren Steinen, daß Keiner hat baden sollen, er zahle ihm denn zuvor ein gewisses Geld. Drauf hat sich's zugetragen, daß ein armer

kranker Mann kam, zu baden am Hilgenbrunnen, den hat der von Glaubitz nicht baden laſſen, weil er kein Geld hatte. Alſo hat der Arme wieder fortgehen müſſen, zuvor aber den Hilgenbrunnen verwünſcht und verſetzt, daß von Stund an das Waſſer geworden wie ander Waſſer, und iſt ihm die Heilkraft benommen. — So iſt des Glaubitzens Geiz beſtraft worden.

2) Die wilde Jagd um Freiſtadt.

Schaut Ihr den ſchwarzen Ritterſmann
Auf ſeinem dunkeln Roß? —
Der nächt'gen Jagd zieht er voran
Und hinter ihm der Troß!
Hoch durch die Lüfte geht es, huſch!
Und brauſt hinab zum Erlenbuſch, —
Halloh! Halloh! Trara!
Der wilde Jäger iſt da!

Aus ſeines Helmes Gitter ſchaut
Ein grinſend Todtenhaupt.
„Hei Bruder Dietrich, meine Braut,
Die haſt Du mir geraubt!
Davor zapft ich, wie's billig thut,
Dir ab das warme Herzensblut," —
Halloh! Halloh! Trara!
Der wilde Jäger iſt da!

Zu Zölling auf der Burg, da ſaß der tapfere und mächtige Ritter Wolf von Braun, nicht jung zwar von Jahren und geleckt wie ein Fant, aber prangend in ſtattlicher Manneskraft und ſtolz darauf; der hatte die Rechenbergerin von Windiſchbohrau zur holden und jungen Braut. Es geſchah aber, daß ſein jüngerer Bruder Dietrich, den er aus der Gefangen-

schaft befreit, eine heftige Liebe zu dieser faßte und ihr Herz gleichfalls bethörte. Und die Leidenschaft wandte also ihren Sinn, daß Dietrich selbst die Braut seines Bruders am Hochzeitstage entführte und mit ihr entfloh, und lang im Verborgenen lebte im Zöllinger Walde an dem Berge, der jetzt noch der Burgsberg heißt.

Herr Wolf aber entbrannte in wildem Zorn ob dieses Betruges, und schwur seinem Bruder den Tod, wo er ihn fände. Drauf zog er sich von allen Menschen feindlich zurück, verließ seine Güter und verbarg sich in das Dickicht der Wälder, wo er mit seinen Rüden und seinem Gaul auf rastloser Jagd umherzog und nur selten gesehen ward.

Unterdeß hatten Dietrich und sein Weib bald wieder die Verzeihung des alten Rechenberg erlangt durch einen großen Dienst, den er im Hussitenkriege dem Herzoge geleistet, und hauste mächtig und geehrt auf Windischbohrau. Der Wurm aber seines Treubruchs an dem Bruder nagte immer an seinem Herzen, und er machte vielfache Versuche, diesen zu versöhnen.

So traf er ihn einstens bei Großenbohrau, ritt hinter ihm drein und rief ihn an. Wolf aber wandte sich um, und durchstach in erneutem Zorn mit seinem Schwert den eignen Bruder, daß dieser todt vom Rosse fiel.

Als aber die That geschehen, da faßte Höllenangst den Mörder, und er jagte davon, daß die Funken stoben in das tiefste Dunkel des Waldes. Seitdem trieb es ihn noch rastloser darin umher auf wilder Jagd, und ließ ihm nicht Ruhe noch Frieden, und er setzte über Nacht mit eignen Händen ein steinern Kreuz an

der Stelle, wo der Mord geschehen, das noch heutigen Tages in der Dorfmauer allda steht.

Als aber die Glocken ertönten, die seinen Bruder zu Grabe riefen, und er dem Trauerzuge begegnete, da warf er sein abgemagertes Roß herum, stieß gellend in sein Hüfthorn und sprengte mit seinen Hunden hinab in den Kesselbusch, also, daß auf dem Steine, der in der Mitte liegt und zur Brücke liente, alle vier Hufe zu erkennen waren, und stürzte sich mit Roß und Rüden an der Zöllinger Grenze in einen tiefen Sumpf, der zum Angedenken bis heutigen Tages der Braunsteich heißt.

Doch nicht Ruhe und Rast hatte der Brudermörder dort unten. Denn allnächtlich, wenn vom Kirchthurm zu Großenbohrau die Glocke zwölf schlägt, steigt er herauf mit Roß und Rüden, und

Vom Eulberg zieht die Meute her,
Durch Zöllings Gränzen hin,
Und grause Töne hallen schwer,
Daß Wild und Mensch entfliehn,
Bis nach der Jagd vollbrachtem Lauf
Sie wieder nimmt die Tiefe auf,
Halloh! Halloh! Tara!
Der wilde Jäger ist da!

3) Der Diebskeller im Burgsberg.

Im Zöllinger Forst, am Fuße des kleinen Gebirges, steht der Burgsberg, auf dem soll früher im undurchdringlichen Dickicht des Waldes eine Räuberburg gestanden haben, und noch in den Berg ein langer Gang hineingehn, der führt zu einem weiten Keller,

der Diebskeller genannt, so ganz und gar mit Gold gefüllt ist.

Es ist aber sehr schwer, den Eingang zu finden, weil er nur zu gewissen Zeiten sichtbar wird. Und auf den Goldhaufen ruht auch ein großer schwarzer Hund mit rollenden, feurigen und tellergroßen Augen, der schreckt die Schatzgräber zurück. Das ist aber der Geist der Räuber, die hier ihre unrecht erworbenen Schätze bewachen müssen, bis sie erlöst werden.

7. Sagan.

Uralte Stadt mit einem herzoglichen Schlosse im Boberthale zwischen freundlichen und niedrigen Bergen, bekannt auch als Sitz Wallensteins in Schlesien. Durch Ueberschwemmungen (besonders im Jahre 1804) hat der Bober der Stadt großen Schaden gethan.

Geschichts-Kalender.

1158. von Herzog Boleslaus dem Krausen neu aufgebaut.
1319. kommt durch Tausch an Herzog Heinrich IV. von Glogau.
1397. d. 18. September durch Herzog Johann I. zum besondern Fürstenthum erhoben.
1461. durch ein böhmisches Heer erobert und kommt an Johann II., Herzog Balthasars Bruder.
1473. d. 12. December an die sächsischen Herzöge Ernst und Albert verkauft.
1539. der evangelische Glaube unter Herzog Heinrich eingeführt.
1627. von dem Kaiser als Lehn an Wallenstein verliehen, welcher das neue Schloß aufführen ließ, jedoch nicht vollendete.

1) Ursprung und Name.

Die Stadt Sagan ist ein uralter Ort und hat in frühesten Zeiten Zegan geheißen. Zuerst hat sie da gestanden, wo jetzt das Dorf Brennstadt liegt, und ein

uralt Schloß gehabt, worauf Kastellane gesessen. Sie soll aber schon ums Jahr 720 von der polnischen Fürstin Saganna oder Sagunda, der Fürstin Wanda Tochter, aus Krokus altem Herrschergeschlecht, gegründet worden sein und von ihr den Namen haben.

2) Herzog Hans zu Sagan.

Herzog Hans I. von Sagan war ein gar wüster und grausamer Mann. Im ganzen Land war er verhaßt, und wo man ihn sah, da floh man vor ihm. Hans aber machte sich nichts daraus, trieb es ärger denn zuvor und quälte Menschen und Thiere.

Einst hatte er wieder sein edel Leibroß bis zum Blut gespornt und gepeitscht, da bat ihn seine schöne und tugendsame Gemahlin, doch von solcher Grausamkeit abzustehn. Herzog Hans aber erzürnte sich darüber also, daß er ausrief: „Fühl selber, wie das thut!“ D'rauf zwang er sie, niederzuknieen, und ritt auf ihr mit Sporen, gleichwie auf einem Pferde, und riß ihr damit tief in das Fleisch. Als dies geschehen, trieb er sie zum Hause hinaus und verstieß sie; denn sie war ihm schon lange ein Dorn im Auge wegen ihres tugendhaften Gemüths.

Es war aber der fromme Abt des Augustiner-Klosters, der trat vor Herzog Hansen, hielt ihm eine scharfe Bußpredigt und gebot ihm, von seinem bösen Leben abzustehn, sonsten er in seinen Sünden eines plötzlichen Todes sterben würde. Herzog Hans aber verlachte ihn, wies auf den neuen und festen Kirchthurm und sagte: „Pfaff! wenn der Kirchthurm einfällt, will ich Dir glauben!“ D'rauf ließ er dem Abt

die Augen ausstechen und kehrte sich nicht daran, daß dieser ihn im Schmerz zeitlich und ewiglich verfluchte.

Es geschah aber kurze Zeit darnach am 12. Februar des Jahres 1439, daß plötzlich der feste Kirchthurm ohne Ursache und Anlaß zusammenstürzte, Niemand aber verletzte, als den Wächter, der einen lahmen Fuß davon trug. Der humpelte eilig zum Herzog und verkündete ihm die Unglücksmähr, worüber, als über eine Vorbedeutung seines nahen Todes, der Wütherig also erschrak, daß er von Stund an erkrankte und wenige Wochen darauf verschied.

5) Ein wunderbar Luftgesicht.

Anno 1545 präsentirte sich zu Sagan in der Luft ein Löwe, ein Bär und ein Kriegsheer, und zwischen selbigen ein Stern, so eine Stunde lang mit einander stritten, bis endlich der Löwe gegen Abend, der Bär gegen Orient sich wendeten, von dem Kriegsheer aber viel auf der Walstadt liegen blieben und zuletzt alles verschwand.

III.

Sagenkreis

von

Liegnitz und dem Isergebirge.

1. Priebus.

Geschichts-Kalender.

1260. steht unter der Lehnsherrschaft Ulrichs von Pack.
1396. kommt an König Wenzel von Böhmen.
1413. kommt durch Kauf an Herzog Hans von Sagan.
1586. große Pest.
1633. große Pest und Kriegsnoth, so daß
1639. nur noch 10 Bürger in der Stadt lebten.

1) Name und Ursprung.

Schon zur Zeit Karl des Großen um's Jahr 786 ll ein polnischer Fürst Pribuslaw den Ort gegrün- tt und eine Burg da erbaut haben, von welchem auch e Stadt den Namen behalten hat. Der Fürst blieb n Kriege der Sachsen gegen Kaiser Karl, die Burg nd Stadt aber ist bald darauf wieder zerstört worden. m's Jahr 1014 hat Boleslaus Chobri die Stadt ufs Neue begründet.

Eine andere Sage leitet den Namen der Stadt on dem polnischen Worte przebusez (an der traße) her, weil vor Zeiten die große Handelsstraße wischen Polen und Sachsen da vorbeigegangen.

Noch finden sich Spuren starker Befestigungen vor

und ein mächtiger Thurm, dessen Mauern allein 7 Ellen in der Breite haben.

2) Der Hungerthurm zu Priebus.

Herzog Hansen II., der Tolle genannt, der an Grausamkeit seinem argen Vater nicht nachstand, gelüstete es nach seines Bruders Erbgut, Herzogs Balthasars von Sagan. Drum zog er vor die Stadt und lagerte 9 Tage vor der Burg, in der sich Herzog Balthasar mannhaft wehrte, bis der Hunger ihn zwang, sie zu übergeben. Herzog Hans hatte seinem Bruder frei Geleit versprochen, als ihm dieser aber nun die Thore öffnete und abziehen wollte, da ließ er ihn bübisch fahn und nach Priebus in den Schloßthurm werfen; solches geschah am 16. Mai anno 1472.

Es steht aber dieser Thurm noch heutigen Tages auf der Burg zu Priebus, und ist ein alt und dick Gemäuer, das nach unten keinen Eingang und nur in der Höhe eine Pforte gehabt hat. In das untere Verließ dringt nicht Sonnenschein noch Himmelsluft, und es hausen nur Molche und ander Gezücht darin.

Dahinein ließ Herzog Hans seinen Bruder werfen, nahm die Schlüssel an sich und zog nach dem eroberten Sagan, wo er sich pflegte und seines Raubes genoß.

Es geschah aber wenige Wochen darauf, daß der Herzog zu Tafel saß, und mit seinen Genossen beim Mahl und Becher schwelgte; da packt es ihn urplötzlich wie mit Höllengewalt, daß Messer und Becher seinen Händen entfielen, und vergeblich suchte er das Grausen von sich zu schütteln; denn vor ihn trat das gespenstige

Bild seines Bruders, den er bis diese Stunde gänzlich im Thurme vergessen hatte. Da sattelte er mit eignen Händen sein schnellstes Roß, weil die Knechte es ihm nicht eilig genug zu thun vermochten, und jagte gen Priebus, daß Stein und Funken stoben, und die Furien des Gewissens peitschten ihn rastlos weiter. Als er aber gen Priebus zum Schloß kam, auf schaum- und blutbedecktem Pferde, brach dieses zusammen, der Herzog aber stürzte hinauf zum Thurm, in den er den Bruder gesperrt, und ließ eilig öffnen.

Herzog Balthasar aber lag neben dem Tische todt auf dem modrigen Boden, vor Hunger gestorben, und selbst das Fleisch an seinen Armen war größtentheils abgenagt. Auf dem Tische aber stand geschrieben: „Der Durst quälte mich mehr, als der Hunger."

Da packte Hansen das Entsetzen, und eilig floh er aus dem Thurm, den er nie wieder betreten. Aber dem vergeltenden Schicksale entging er nicht. Denn von Land und Leuten später durch eigene Schuld vertrieben, starb er armselig zu Wohlau, gehaßt und verabscheut von seinen Zeitgenossen und der Nachwelt *).

*) im Jahre 1504.

2. Naumburg am Bober.

1) Ursprung.

Naumburg ist eine gar alte Stadt und schreibt sich ihre Erbauung schon aus der Heidenzeit her. Im Jahre 448 sind die Cimbern hierher gekommen und haben sich als die ersten Bewohner im Boberthal niedergelassen. Im sechsten Jahrhundert haben die Wenden sie aber unterjocht und deren tapferer Graf Novica oder Nerico die Stadt erbaut und auf einem Hügel westlich davon die alte Burg.

Die Stadt aber hat in alten Zeiten Numburg oder Nuwimburg geheißen, und findet man noch heut zu Tage in ihrer Nähe viele alte Heidengräber.

3. Görlitz,

in der Oberlausitz gelegen, doch jetzt mit zu Schlesien gehörend. Der Anblick der Stadt bietet mit den zur Seite aufsteigenden Gebirgen ein schönes terrassenförmiges Gemälde. In ihrer Nähe erhebt sich hoch und frei die weit und breit gesehene Landeskrone.

1) Der Teufelsstein.

Auf dem Wege von der Stadt nach der Landeskrone liegt ein mächtiger Felsblock.

Als der Teufel sah, wie die frommen Bürger zu Görlitz den herrlichen Dom zu Ehren Sanct Peter und Pauls erbauten, da ergrimmte er gewaltig, faßte einen mächtigen Fels auf der Landeskrone, und brauste durch die Lüfte, um den Gottesbau damit zu zerschmettern. Aber der Heilige gewahrte noch zu rechter Zeit die seinem Tempel drohende Gefahr und sandte einen Engel, der traf den Teufel, daß er das Felsstück fallen lassen mußte und heulend entwich. Noch liegt der Block auf jener Stelle und man schaut deutlich die tiefen Löcher darin, die der Böse mit seinen Krallen hineingedrückt.

2) Der Schatz in der Landeskrone.

Tief im Innern der Landeskrone lag vor alten Zeiten ein mächtiger Schatz. Aber es war kein Seegen bei dessen Hebung, denn ein arger Fluch lag darüber ausgesprochen.

Noch im Jahre 1575 hat ein Hirtenknabe, Jacob Böhme genannt, von frommen Eltern zu Alt-Seidenberg geboren, den Schatz gesehn. Als er nemlich mit andern Dorfknaben das Vieh auf der Weide hütete, stieg er einst um die Mittagsstunde allein hinauf auf den Berg und kam bis auf den Gipfel, wo er zwischen rothen Felssteinen einen offenen Eingang fand. Dahinein ging er aus Einfalt, und kam durch einen Gang in ein Gewölbe, worin eine große Bütte voll blinkenden Geldes stand. Aber es überkam ihn ein Grausen, daß er nichts davon anrührte und eilig davon lief. Das war zu seinem Glücke!

Später ist er noch oftmals mit andern Knaben auf dem Berge gewesen, den Eingang zu suchen, hat ihn aber nie wieder finden können. Den Schatz aber soll bald darauf ein fremder Künstler gehoben und mit sich hinweggeführt haben; der auf dem Gelde ruhende Fluch aber hat ihm einen schändlichen Tod gebracht.

4. Bunzlau.

Freundliche und neugebaute Mittelstadt. Auf dem Marktplatze steht ein prächtiges Denkmal des Fürsten Kutusow aus Gußeisen.

Geschichts-Kalender.

1190. empfängt von Herzog Boleslaw I. (dem Langen) Stadtrecht.
1205. Die Hedewigskirche von der heiligen Hedewig erbaut.
1427. von den Hussiten geplündert.
1497. große Pest.
1524. Einführung der evangelischen Glaubenslehre.
1639. d. 25. Mai, von den Schweden geplündert.

1) Der goldene Hahn zu Bunzlau.

Auf der Mitternachtsseite des Marktes stand vor dem Hussitenkriege eine Ehrensäule und darauf ein goldener Hahn zum Gedenken der Rettung der Stadt aus Räuberhänden.

Es hauste nämlich ums Jahr 1217 auf dem Greditzberge eine mächtige Räuberbande, die weit und breit umher das Land unsicher machte und es schon längst auf die reiche Stadt abgesehen hatte. Da aber die Mauern stark und die Bürger wachsam waren, so nahmen sie zu einer List ihre Zuflucht, und fuhren als

Handelsleute und Bauern verkleidet an einem Markttage hinein in die Stadt, 64 an der Zahl. Auf den Wagen aber und in den Säcken hatten sie Waffen verborgen, und hielten darum ihre Waaren so theuer, daß Niemand deren begehrte. Als nun der Abend kam, vertheilten sich die Räuber in die Herbergen, und mitten in der Nacht versammelten sie sich in den Fleischbänken und überfielen plötzlich mit schrecklichem Mordio die Stadt, plünderten die vornehmsten Häuser und mordeten Alle, die sich auf die Straße wagten. Aus dem Schlafe gerissen hatte ein allgemeines Entsetzen die Bürgerschaft betäubt, und wohl noch viel Freveltaten hätten die Bösewichter verübt, wenn nicht der Bürgermeister Johann Bleihan die Stadt gerettet.

Er rief, der Gefahr trotzend, den Bürgern zu, auf dem Ringe sich zu versammeln, und bald hatten sich dort an 200 wohlbewaffnete Männer eingestellt, an deren Spitze er eilig die Thore besetzte und sich gegen die eingesperrten Räuber wandte. Nach langem und verzweifeltem Kampfe wurden diese sämmtlich erschlagen bis auf 12 von ihnen, die gefangen und hingerichtet wurden.

Die Leichname der Räuber wurden unter dem Galgen verscharrt. Dem tapfern Bürgermeister aber setzten die Bürger jene Säule und auf ihrer Spitze einen Hahn als Zeichen der Wachsamkeit und seines Namens. — Das Denkmal wurde im Hussitenkriege zerstört.

2) Die grosze Braupfanne bei Warthau.

Zwischen Bunzlau und dem Gröditzberge nahe bei dem Dorfe Warthau steht in dem Stein-

bruche noch heut zu Tag eine mächtige aus Granit gehauene Braupfanne.

Es lebte aber vor alten und langen Zeiten im Dorfe Warthau ein Steinmetz, ein gar böser und lockerer Gesell, der nichts that, denn auf arge Streiche ausgehen. Als er nun wieder einmal bei einem solchen gefangen worden, da wurde ihm zur Sühne die Strafe aufgegeben, aus einem großen Steinblock im Bruch einen viereckigen Trog zu hauen, auch die Zeit ihm dazu bestimmt und eine harte Todesstrafe darauf gesetzt, wenn er zu dieser Frist nicht den Trog vollendet haben würde.

Anstatt aber sich eifrig ans Werk zu machen, trieb sich der Steinmetz in allen Schenken umher, verbrachte die Zeit, und dachte erst an seine Arbeit am Abend, bevor sie fertig sein sollte. Da erfaßte ihn eine große Angst, und rathlos beschwor er endlich den Teufel, um ihm zu helfen. Der Böse hatte aber schon lange auf seine arme Seele gelauert, stellte sich also bald ein, und versprach ihm die Arbeit zu verrichten, wogegen ihm der Steinmetz seine Seele verschrieb. Der Leichtsinnige aber vergaß dabei sich eine Frist auszubedingen, und als nun am Morgen alles Volk aus Warthau nach dem Steinbruche zog, das Werk dort zu schauen, da hatte der Teufel richtig sein Wort gelöst, und aus dem großen Steinblock eine mächtige viereckige Pfanne mit weit ausgeschweiftem Kropfe gehauen, und rings umher noch zwölf kleinere Kübel gestellt. Der Werkmeister aber war nirgends zu schauen, denn der Teufel hatte sich alsbald bezahlt gemacht und seine Seele mit sich hinweggeführt. Im Walde aber fand man seine zerrissenen Gliedmaßen umhergestreut.

3) Der Schatz bei Warthau.

Bei Warthau stehen die Trümmer eines alten Raubschlosses, von dem die Sage erzählt, daß in seinen Tiefen noch ein großer Schatz verborgen liege.

Weil aber das ganze Schloß rund von Wasser umgeben, kann er von dort nicht weichen, wenn er nicht wirklich gehoben und der Bann gelöst wird, der über dem unrechtmäßigen Gut der alten Raubritter liegt. Wer den Schatz aber heben will, der muß als erste Bedingung unverbrüchliches Stillschweigen dabei bewahren, es mag auch um ihn geschehen, was da wolle.

Ein Mal hatte ihn schon ein Mann gehoben und sich an alle Teufelsfratzen, die ihn daran hindern wollten, nicht gekehrt, da reitet im letzten Augenblick ein sonderbar possirliches Männlein auf einem Ziegenbock an ihm vorüber. Es war aber so seltsam anzuschauen, daß er darüber laut auflachen mußte, und alsobald versank der Schatz wieder in die Erde. Seitdem ist es Keinem geglückt, ihn wieder so hoch zu heben.

5. Löwenberg.

In bergiger Gegend liegend, in älteren Zeiten sehr wohlhabend und stark befestigt.

Geschichts-Kalender.

1158. durch Herzog Boleslaus den Krausen befestigt.
1238. Durch Herzog Heinrich den Bärtigen die Pfarrkirche erbaut.
1385. durch Brand zerstört.
1454. den 4. December, König Ladislaus zu Löwenberg.
1567. wüthet die Pest und bald darauf große Hungersnoth.
1629. die Lichtensteiner Dragoner bringen großes Elend über die Stadt.
Erleidet viele Bedrückungen der evangelischen Religion wegen und Verheerungen im dreißigjährigen Kriege.

1) Name und Ursprung.

Löwenberg, früher auch Lempergk oder Leupergk genannt, soll durch Herzog Heinrich III. seinen Namen erhalten haben. Denn als dieser allda gejagt, hat er in einer Berghöhle drei junge Löwen gefunden, und darnach die Stadt benannt.

2) Der Löwenberger Weiberkrieg.

Im Jahre 1631, d. 18. Januar, wurde Cornelius Erdmann vom Landeshauptmann zum Stadtpfarrer in Löwenberg eingesetzt.

Es war dies aber ein arger und ränkesüchtiger Pfaff, der sich bald darauf (im Monat April) nicht allein damit begnügte, daß die evangelischen Bürger der Stadt aufs Härteste verfolgt wurden, sondern gar auch den Weibern den Krieg erklärte.

Das ist aber, wie männiglich bekannt, gar übel gethan und viel gewagt!

Die Frauen zu Löwenberg hatten nemlich fest zum evangelischen Glauben gehalten, während die Männer sich einschüchtern lassen und wieder katholisch geworden waren. Alsbald brachte es der gleisnerische Pfarrer dahin, daß sich der Rath versammelte, um die Mittel zu überlegen, wie der Eigensinn ihrer Frauen am besten zu brechen sei.

Der Königsrichter führte den Vorsitz, und weil er nun dem Rath zeigen wollte, wie er Herr im Hause sei, ließ er durch den Stadtknecht seine eigene Frau und die Bürgermeisterin und Rathsfrauen aufs Rathhaus entbieten. Dem Stadtknecht aber lauerte sein Weib den Auftrag ab, sperrte ihn ein, und bestellte durch die ganze Stadt die Weiber zusammen.

Es dauerte nicht lang, so zogen ihrer 263 an der Zahl, die Königsrichterin an ihrer Spitze, aufs Rathhaus, also, daß die hochweisen Herren nicht wenig erschraken, als sie ihre Ehehälften so in corpore mit drohenden Mienen heranziehen sahen. Endlich aber ermannte sich der Rath, befahl den Frauen auseinander-

zugehen und katholisch zu werden. Da erklärte die Königsrichterin, daß eine für alle stehen werde, und die Weiber erfaßten ihre Schlüsselbunde und ließen sie dem hochweisen Rath mit großem Geschrei um die Ohren sausen, daß dieser alsbald das Hasenpanier ergriff, und sich eilig, den Pfaffen voran, durch eine Hinterthür aus dem Staube machte, die Frauen aber im Rathhause versperrte. Sofort setzten sich diese zu Rath und verbündeten sich hoch und theuer, bei dem evangelischen Glauben zu leben und zu sterben, schauten zu den Fenstern hinaus und schimpften auf ihre Männer weidlich, daß keiner wagte, sich auf der Straße sehen zu lassen.

Unterdeß beschickte eilig der Königsrichter die andern Rathsherren zur großen Session; denn die Mittagszeit war vor der Thür, und nirgends etwas für die hungrigen Männer zu essen. Auch den Pfaffen, den Anstifter der großen Noth, entbot er, der aber hatte sich aus Furcht vor den Weibern unter das Bett verkrochen, und da hervor schleppten ihn die Stadtknechte mit Gewalt vor den Rath, der ihn nunmehro übel anließ seines Anschlags halber.

Damit kam aber noch immer kein Rath in die Sache und der Hunger fand sich immer mächtiger ein. Drauf entschloß sich der hohe Senat, nachzugeben, und schickte den Notar ab aufs Rathhaus, die Frauen zu erlösen und Friedensvorschläge zu machen. Die Weiber aber tractirten den Boten gar übel, wollten von nichts hören, und legten ihren Eheherren eben nicht die wohlklingendsten Titel bei.

Da nun der Königsrichter sein Vorhaben vereitelt sah, reiste er auf und davon und überließ das Ausfechten der Sache seinem Hintermann. Die bösen Weiber-

zungen aber gaben ihm Schuld, er habe sich wohlweislich aus dem Staube gemacht, um dem ersten Zorn seiner Ehehälfte über ihre Einsperrung zu entgehen. Dem sei, wie ihm wolle, kurzum die Männer sahen sich gezwungen, klein beizugeben, und der Pfarrer lud den andern Tag eine Gesandtschaft der Frauen aufs Pfarrhaus, um über die Angelegenheit sich zu vergleichen. Während aber nun die Bürgermeisterin und eine Frau Greußin mit dem Pfarrer disputirten, versammelten sich die andern Weiber um das Pfarrhaus, und verführten einen so heillosen Lärmen, daß der Bürgermeister, der eben am Zipperlein darniederlag und nach seiner Frau begehrte, eilig zum Pfarrer sandte und ihn hart bedrohte, wenn er die Frauen künftig nicht ungehudelt ließe. In großer Angst gelobte dies eilig der Pfaffe und im Triumph zogen die Weiber von dannen und kehrten in ihre Häuser zurück.

Von der Zeit her sollen zu Löwenberg bis heutigen Tages die Frauen das Regiment führen!

3) Die Gottesbraut zu Löwenberg.

Zu Löwenberg auf der Nonnengasse stand ein Kloster, dem heiligen Franziscus geweiht, darin webten und schafften fromme und keusche Nonnen gar lange Zeit.

Da umzog die sich immer mehr ausbreitende Reformation ihren Gottesfrieden mit finstern Wolken, und der wilde Haufe des Volks, der noch vor kurzer Zeit die Seegnungen ihres Wirkens empfunden und die frommen Jungfrauen gleich Heiligen verehrt hatte, bedräuete sie jetzt mit mancher Plage und Unhill, also daß auch die rechtschaffenen und getreuen Einwohner

sie nicht mehr davor zu schützen vermochten. Hierzu kam der Krieg mit allen Drangsalen und verbitterte ihnen den bisher so lieben Aufenthalt.

Da entschlossen sich endlich die Jungfrauen, ihr Kloster und die evangelische Stadt zu verlassen und an anderm Ort sich eine Zuflucht zu suchen. Eine aber von ihnen sollte zurückbleiben, um die Güter des Gestifts zu verwalten und dem Orden zu bewahren, und das Loos hierzu traf Schwester Clara. — Betrübt zogen die andern Nonnen von dannen. Schwester Clara aber war die jüngste von ihnen, und schön und anmuthig wie ein Engel, also daß der Heiland wohl nimmer eine lieblichere Gottesbraut gehabt. Sie war aber trotz ihrer Schönheit eine reine und keusche Jungfrau, die alle ihre Gedanken vom Irdischen abgewendet und allein sich dem Herrn gelobt hatte.

Zur Zeit aber saß über Löwenberg ein Stadthauptmann, ein gar geiziger und habsüchtiger Mann, der hatte einen einzigen Sohn, Herrmann genannt, einen stattlichen und lockigen Jüngling. Der erschaute in der Kirche die fromme Clara und faßte eine solche Liebesglut zu ihr, daß das Herz ihm schier springen wollte vor Begier und Verlangen, und er seinem Vater erklärte, daß er sterben müsse, wenn er die Jungfrau nicht besitzen könne. Dem Alten aber war diese Liebe gerade recht, denn er hatte schon lange sein begehrliches Auge auf die reichen Klostergüter geworfen, und glaubte nun sich in den Besitz derselben setzen zu können, wenn sein Sohn deren Schaffnerin heirathe. Drum unterstützte er das frevelhafte Begehren des jungen Mannes auf alle mögliche Weise, und gab ihm Gelegenheit, zu der Jungfrau dringen und sie mit seinen Liebesworten

beſchwören zu können, während er ſelbſt alle Künſte der Ueberredung aufbot. Aber Schweſter Clara blieb ihrem Gelübde getreu und widerſtand dem eigenen irdiſchen Herzen und den Lockungen der Liebe, wie den Worten des Alten.

Darob ergrimmte der Stadthauptmann, ſein Ziel nicht erreichen zu können, und ſein Sohn ſchlich umher in tiefer Schwermuth und die Liebe verzehrte ihn.

Der Stadthauptmann aber ſchwor, ſeinen Willen durchzuſetzen, und ängſtigte die Jungfrau mit ſolchen erſchrecklichen Drohungen gegen ſie und das anvertraute Kirchengut, daß ſie endlich mit dem Munde einwilligen mußte in ſein Begehr.

Glückſelig träumte ſich der Jüngling, und der habſüchtige Alte freute ſich faſt nicht minder, daß es ihm ſo gelungen, und rüſtete ſtattlich und feſtlich Alles zur eiligen Hochzeit.

Während dem aber kniete die keuſche und fromme Nonne im brünſtigen Gebet Tag und Nacht vor dem Bilde ihres himmliſchen Bräutigams, und flehte ihn an, ſie von dem irdiſchen zu erlöſen, und ihr heiliges Gelübde zu bewahren. Durch ſolches Gebet geſtärkt und im gottſeligen Vertrauen erwartete ſie den Hochzeitstag, der dem ungeduldigen Bräutigam nimmer raſch genug herbeikam. Groß und reich war die Zahl der Gäſte, und mit vornehmem Geleit ging der Brautzug nach der Kirche der Franziskaner, die vertrieben worden und im Elende lebten, und von Klang und Sang, von Jubel und Freude begleitet. Als das Brautpaar nun aber vor dem Altar ſtand, und der Prieſter die Trauung vollenden und die Hände der gottgeweihten Jungfrau mit der des irdiſchen Bräutigams vereinen

wollte, da erhob dieſe ihre Augen vertrauend zu dem Bilde ihres himmliſchen Bräutigams und ſprach mit hellen Worten: „in te, domine, speravi, non confundar in aeternum!“ und alsbald ſanken Braut und Bräutigam vor den Stufen des Altars in Mitten der erſchreckten Hochzeitsgäſte todt und entſeelt darnieder.

So hat der Heiland die ihm gelobte Braut vor Sünde gerettet. Die irdiſchen Leichname aber wurden neben einander in derſelben Kirche beerdigt und noch heutigen Tages zeigt man nahe am Eingange der Kirche ihren breiten Grabſtein.

6. Schönau.

Städtchen an der Katzbach, vor Zeiten mit einer alten von den Tartaren vergeblich bestürmten, doch jetzt ganz verschwundenen Burg.

1) Ursprung und Name.

Es zog Herzog Bolko I. von Schweidnitz mit seinem schönen Gemahl und viel Rittern und Frauen hinab an der Katzbach, sein Land zu beschauen.

Und als sie kamen an einen schönen Wiesenplan, da sah Herzogin Beatrix gar freundlich den Herzog an, und sprach: „Hier ist eine gar schöne Auen! Hier könntest Du eine Stadt wohl bauen!“

Und alsobald hat der Herzog freundlich gewährt, was seine schöne Gemahlin von ihm begehrt, und weil an der schönen Au die Herzogin solch Gefallen fand, hat er das Städtchen Schönau benannt.

Die Gründung aber ist geschehen am 14. August des Jahres 1296.

2) Vom Bolkoschloß.

Nur geringe Ruinen desselben liegen noch am rechten Boberufer auf dem Gipfel des Molken oder Bolkoberges, eines Granitfelsens, bei Eichberg im Schönauer Kreise in malerischer Umgebung.

Wo das Bolkenschloß (auch Molkenhaus genannt) 1198 von Boleslaw dem Langen erbaut wor-

den, da hat zur Heidenzeit ein heidnischer Tempel gestanden.

Um Mitternacht ist es in den Ruinen nicht recht geheuer, und ein großer schwarzer Ritter sitzt am Eingange und wehrt jedem Fremdling den Zutritt zu den reichen Schätzen, die darin vergraben liegen. Drum wagt kein Bewohner der Umgegend bei Nacht sich dem Felsen zu nahen.

3) Der Mönch auf dem Bolzenschloß.

Ohnweit Jannowiz im Schönauer Kreise liegen auf hohen und waldbedeckten Bergen auf steilem Felsen die Ruinen des Bolzenschlosses, auch Polzenstein genannt. Halb verwitterte und mächtige Granitblöcke starren düster dem Wanderer entgegen. Von der Höhe der Ruinen schaut man weit hinab in die Wildniß, auf das Riesengebirge mit seinen Kuppen und westlich und nördlich hinein in das anmuthige Boberthal. Die Burg soll ums Jahr 1374 von einem aus dem Geschlecht der Politz oder Polz erbaut worden sein und ist durch Torstensohn zerstört worden.

In den Trümmern des Bolzenschlosses geht in der Dämmerstunde, wenn Tag und Nacht sich scheiden, ein gespenstiger Mönch umher, der nicht Rast noch Ruhe findet. Der war im Leben Burgkaplan auf dem Bolzenschlosse und als im dreißigjährigen Kriege die Schweden das Schloß stürmten, hat er sich aus dem mittlern Fenster des Rittersaales gestürzt, um nicht in die Hände der Ketzer zu fallen.

Nach einer andern Sage aber hat er Verrath üben und die Feste an die Kaiserlichen übergeben wollen. Und schon sind mehrere derselben auf einer Strickleiter mit seiner Hilfe heraufgestiegen gewesen, als es die Schweden gewahr worden, und die Feinde nebst dem

wortbrüchigen Prieſter durch daſſelbe Fenſter hinab in den Abgrund geſtürzt. Noch heutigen Tages zeigt man das Bogenfenſter an der weſtlichen Seite der Trümmer. Der Mönch aber liegt unten an der Felswand begraben und ſein Geiſt muß noch immer ruhelos umherirren, und ſchreckt den ſtillen Landmann und Wanderer und bewacht die Schätze, welche die Schweden im tiefen Burgkeller verborgen haben. Bald nach dem dreißigjährigen Kriege wollten Bergleute des Nachts dort nachgraben, und fanden auch richtig die mächtige eiſerne Pforte. Als ſie aber dieſelbe öffnen wollten, da verloſchen auf einmal ihre Lampen, und eine unſichtbare Gewalt erfaßte ſie und warf ſie unſanft zur Burg hinaus, daß viele hart beſchädigt wurden.

So iſt es ſpäter noch andern Schatzgräbern ergangen, bis Niemand mehr gewagt hat, nach den verborgenen Schätzen zu ſuchen.

7. Hainau,

früher Hano, auch Hayn oder Haynow genannt, und nach alter Sage ums Jahr 1240 von der heiligen Hedewig gegründet.

Geschichts-Kalender.

1293. von Herzog Konrad von Glogau dem Herzog Heinrich V. abgezwungen.
1333. erhält durch Herzog Boleslaus Liegnitzer Stadtrecht.
1428. durch die Hussiten unter vielen Greueln verwüstet.
1564. durch Tuchmacherei sehr gehoben.
1618 — 1648. wird im dreißigjährigen Kriege mehrmals geplündert.

1) Die Kapelle zu Buchwald.

Bei dem Hofe zu Buchwald ohnfern Hainau steht eine alte steinerne Säule oder sogenannte Kapelle, weil auf der Stelle ehedem der Besitzer von Buchwald von dem Herrn auf Fuchsmühle, so gegen 100 Schritte davon abliegt, erschossen worden ist.

Es waren aber beide ein Paar wilde und rachsüchtige Männer, so in stetem Hader und Streit lagen, und weil sie sich nun als Nachbarn nicht zu vertragen vermochten, beschlossen sie, daß einer dem andern weichen und der überbleibende beide Güter haben solle.

D'rauf kamen sie alle Morgen bei Sonnenaufgang nach ihrem bestimmten Platze, ein Jeder bei seinem Dorf, haben ihre Doppelhaken gerichtet und damit auf einander geschossen, auch damit so lange fortgefahren, bis endlich der Gutsherr auf Fuchsmühle den Buchwalder erlegt hat. Darauf ist er mit großem Freudengeschrei und Geleit der Seinen nach Buchwald gezogen und hat es in Besitz genommen.

Es hat ihn aber bald die Reue erfaßt, also, daß er an dem mit Blut erworbenen Besitz keine Freude mehr gehabt, und hat er die Säule auf der Stelle, wo er seinen Nachbar erschossen, errichtet und ist alsdann in die weite Welt gegangen.

An der Säule oder Kapelle ist eine Inschrift gewesen; im siebenjährigen Kriege aber haben selbe die Kosacken verdorben und unleserlich gemacht, also daß alle weitere Nachrichten über diesen Zweikampf verloren gegangen sind.

8. Goldberg.

Uralte Stadt an der Katzbach.

Geschichts-Kalender.

1293. erhält von Herzog Heinrich IV. Breslauer Stadtrecht.
1324. hebt sich durch Tuchweberei.
1427, 28 und 31. von den Hussiten geplündert.
1504. die berühmte Schule von Hieronymus Wildenberg gegründet.
1531. das Gymnasium durch den Rektor Trotzendorf gehoben.
1633. d. 4. October, durch die Wallensteiner auf entsetzliche Weise geplündert.

1) Name und Ursprung.

Goldberg ist eine alte Stadt und hat ihren Namen und Ursprung von dem starken Bergbau, so man *allda* getrieben und durch den man viel Gold zu Tage gefördert hat.

Bereits vor dem Jahre 1200 unter Herzog Boleslaus des Langen Regierung war dies Bergwerk im Schwung, und von allen Schlesischen, in denen man Gold grub, als zu Nikolstadt, Reichenstein, Striegau, Langenau, Löwenberg und mehrern andern, das ergiebigste. Nach alten Chroniken sollen daselbst alle sieben

Tage 150 Pf. Gold gegraben worden sein, davon der Rath jedesmal ein Pfund bezogen.

Von daher schreibt sich auch die alte Sage: „Die Goldberger begrüben ihre Todten in lauter Golde," weil zu der Zeit der Kirchhof auf dem Niklasberge der einzige Ort war, der nicht von Gruben durchwühlt werden durfte.

Wie stark das Bergwerk betrieben wurde, zeigt schon der Umstand, daß Herzog Heinrich dem Frommen 600 Goldberger Bergknappen gegen die Tartaren zu Hilfe zogen. Als diese aber bei Wahlstatt meist erschlagen worden, gerieth der Bergbau zu Goldberg auf ganze hundert Jahre lang gar sehr in's Stocken.

2) Die Bergwerke verletzt.

Ums Jahr 1352 kam der Bergbau zu Goldberg aufs Neue in Schwung und wurde bis zum Anfang des funfzehnten Jahrhunderts eifrig betrieben.

Da haben aber der Sage nach die Bergknappen zu Nikolstadt einen Mönch erschlagen, der den Zehnten von ihnen heischte, und vor seinem Ende hat der den Schlesischen Goldhau verflucht und die Gruben mit einem heimlichen Bann versetzt, also daß auch die Bergwerke zu Goldberg von der Zeit an versiegten und keinen Ertrag mehr gaben und endlich ganz verfielen.

Wie der Bann aber zu lösen sei, hat man bis heutigen Tages noch nicht gefunden.

3) Herzog Boleslaus und das Goldberger Gespenst.

Herzog Boleslaus der Kahle *) verdammte einst

*) starb 1278.

einen Bürger von Goldberg zum Tode um nichtiger Ursache willen, und befahl ihn hinzurichten. Der Rath zu Goldberg aber erkannte des Mannes Unschuld; da er aber dem harten Willen des Herzogs nicht zu trotzen wagte, ließ er den Mann heimlich entfliehen, und meldete dem Herrn, daß sein Befehl vollzogen sei.

Einige Zeit darauf kam Boleslaus nach Goldberg, und als er durchs Thor einritt in die Stadt, da begegnete ihm der verurtheilte Mann mit einer Butte auf dem Rücken, schaute den Herzog an und schritt keck an ihm vorüber. Der Herzog aber ergrimmte sehr und frug, warum sein Befehl nicht vollzogen sei!

Da erwiederte ihm der Rath zu Goldberg in großer Noth, wie dies allerdings geschehen, der unschuldig Gehenkte aber seitdem als Geist umgehe, jedoch Niemand Etwas zu Leide thue. Als der Herzog dies hörte, entsetzte er sich gewaltig, wandte sein Pferd und verließ eilig die Stadt, und ist zur großen Freude der Goldberger nimmer wieder dahingekommen.

4) Wallenstein zu Goldberg.

Auf dem berühmten Gymnasium zu Goldberg genoß auch Wallenstein als Knabe seine erste Schulbildung. Schon als solcher zeigte er sich von stolzem, herrischem Gemüth, daß seine Mitschüler ihn mieden und von allen Lehrern insbesondere der Kantor Fechner nicht viel auf ihn hielt und ihn mehrfach gar derb züchtigte.

Darob gelobte der Knabe oft, sich hart dafür zu rächen.

Eines Tages war Fechner mit den Schülern ins

Freie gegangen, und während die andern sich mit heitern Spielen unter den sogenannten Schulweiden belustigten, schlief Wallenstein unter einer derselben, und erzählt nach seinem Erwachen: es habe ihm geträumet, die Bäume hätten sich vor ihm bis zur Erde verneigt. Seine Gespielen verlachten ihn, der Kantor aber schalt ihn ernstlich einen hochmüthigen Träumer, und meinte, wenn aus ihm ein großer Mann würde, wolle er sein Hofnarr werden. —

Darauf zogen viele Jahre ins Land und was der Knabe damals geträumt, das hatte sich längst erfüllt! Im October 1633 verwüsteten die Wallensteinschen Schaaren Goldberg auf gar erschreckliche Weise, und als nun der Herzog selbst in die Stadt seinen Einzug hielt, da gedachte er seiner Jugendzeit, die er hier verlebt, und erkundigte sich aufs Angelegentlichste, ob einer seiner damaligen Lehrer noch lebe. Man nannte ihm den Kantor Fechner, einen jetzt hoch bejahrten Greis, und Wallenstein befahl, denselben vor ihn zu führen.

Zitternd wurde Fechner herbeigebracht; denn er erwartete mit Gewißheit sein Todesurtheil, und mit schwerem Herzen gedachte er aller Züchtigungen, die er dem Knaben Wallenstein ertheilt. Der Herzog ließ ihn auch anfangs mit harten Worten an, erinnerte ihn an die alten Zeiten und an sein gethanes Versprechen. Als aber der Greis erschreckt ihm zu Füßen fiel und demüthig um Verzeihung bat, hob er ihn lachend auf, hieß ihn gutes Muthes sein, indem ein harter Kopf auch harte Zucht haben müsse, und ließ ihm 200 Thaler mit seinem Bildniß geprägt reichen und sein Haus mit einer Sicherheitswache bewahren. Der geängstigte Kantor aber wußte kaum, wie ihm geschehen war.

5) Die Hussiten vor Goldberg.

Es tobte lang durch's Schlesierland
Schon Hussens wilder Schwarm,
Und hauste arg mit Schwert und Brand,
Voll Greu'l, daß Gott erbarm!
Der kam vor Goldberg auch gezogen,
Doch hat allda sich schwer getrogen.

Zu Goldberg flüchtet Mann und Kind,
Als die Hussiten nahn,
Zur Kirche, um hier kampfgesinnt
Die Feinde zu empfah'n.
Die ließen auch nicht lange lauern
Und tobten um der Kirche Mauern.

Es schlug der Bürger tapfre Hand
Gar harte Stürme ab,
Und mancher der Hussiten fand
Zu Goldberg hier sein Grab.
Und weil kein Feind hinein konnt bringen,
Woll'n sie durch Hunger es erzwingen.

Es lagert sich das wilde Heer
Eng um die Kirche hin,
Die d'roben schau'n in Waff' und Wehr
Herab mit muth'gem Sinn.
Doch Tag um Tag ins Land entfliehen,
Ohn' daß die Feinde weiter ziehen.

Ein frisches Brünnlein kunstgewandt
Tief von des Thurmes Grund
Bis zu der Höh des Meisters Hand
Zu leiten wohl verstund,
Das schützt durch Rinnen hoch getragen
Die Bürger vor des Durstes Plagen.

Doch desto ärger drückt sie schwer
Des Hungers bittre Noth,

Von unten laurt' der Feinde Heer
Und ihnen fehlt das Brod,
Und ob sie hin und her berathen,
Doch nimmer wird's zu Mehl und Braten.

Schon faßt sie der Verzweiflung Pein,
Sieh da, da schleicht gebückt
Miaund ein Kätzchen sich herein,
Als wie von Gott geschickt,
Und schnell kommt Einem es zu Sinne,
Wie man sich Rettung d'raus gewinne.

Schnell buken sie vom letzten Korn
Noch Semmeln schön und weiß,
Und luden drauf durch Wort und Horn
Die Feinde ein mit Fleiß:
Sie möchten doch zur Kirche eilen
Und ihren Vorrath lustig theilen!

Und manches Glas mit heiterm Sang
Das schwangen sie gar laut,
Daß bis zum Feind der Jubel drang,
Der kaum den Ohren traut;
Die Bürger aber warfen drinnen
Voll Hohn die Semmeln von den Zinnen.

Und droben auf des Thurmes Rand
Man einen Koch erblickt,
Der hielt als Hasen in der Hand
Das Kätzlein wohl geschickt,
Daß bis zum Feinde süß die Düfte
Des Bratens rochen durch die Lüfte.

Der aber steht mit offnem Maul;
„Was wollen wir noch hier?
Fort, sattle jeder seinen Gaul,
Die haben mehr als wir!"
Und eh' die Sonn' am Himmelsbogen,
Sind die Hussiten abgezogen! —

Eine andere Sage erzählt dieſe Geſchichte von der Zeit des Tartareneinfalls in Schleſien.

Noch zeigt man auf dem Gewölbe die Spuren eines Backofens, den die Belagerten dort oben erbaut, und die Röhre an einem Kirchenpfeiler, durch die man das Waſſer des Brunnens hinaufgeleitet hat.

6) Der ſchwarze Chriſtoph zu Alzenau.

Im Goldberger Kreiſe, eine halbe Meile nördlich vom Gröditzberge im Dorfe Nieder-Alzenau, ſtand in alten Zeiten eine ſtarke Feſte, den Herren von Zedlitz zugehörig.

Es hauſte aber Chriſtoph von Zedlitz als ein mächtiger und gefürchteter Raubritter in ganz Niederſchleſien. Mit ſeinem Namen ſcheuchten die Mütter die Kinder ein, und ſeines langen ſchwarzen Haares wegen hieß man ihn nur den ſchwarzen Chriſtoph.

Es war der Ritter ſonſt ein großer Günſtling des Herzogs Friedrich II. zu Liegnitz geweſen, und hatte dieſem in mancher Fehde tapfer gedient, ſo daß der Herzog noch immer heimlich zu ihm hielt und ihn ermahnte, von ſeinem wilden Leben zu laſſen.

Der ſchwarze Chriſtoph aber ſengte und plünderte durchs ganze Land, lauerte den Handelsleuten auf und lag in ſteter Fehde mit den Bürgern zu Goldberg und Löwenberg, und ſteckte ihnen den rothen Hahn aufs Dach, wo er konnte. Sein treuer Genoſſe aber war der Ritter Stephan von Rothkirch auf Panthenau.

Als er nun gar nicht auf alle Warnungen hörte, da ſah ſich der Herzog endlich gezwungen, ein Aufge-

bot ergehen, und von den Goldbergern die Raubfeste umziehen zu lassen. Der Ritter aber wehrte sich tapfer, bis daß seine Buhlin, so er verstoßen, aus Rache den Städtern einen heimlichen Gang zeigte in die Burg, und sie so den Ritter, als er grade zur Tafel saß, überraschten und fingen.

Darauf ließ der Herzog ihn nach Liegnitz führen und allda ihn nebst einem Knechte an einen hohen Galgen henken, beide in weißen Hemden, den Herrn aber mit Sporen an den Stiefeln. Zuvor aber noch hat der Ritter am Fuße des Galgens eindringliche Worte gesprochen und gesagt:

„wenn er nicht so viel auf Fürstengunst gebaut, — womit er Herzog Friedrichen gemeint — und Davids Wort vertraut, dann ständ es auch anders um ihn!“

7) Der Spitzberg.

Im Goldbergischen ist ein hoher und sehr spizzer Berg, der heißt deshalb der Spitzberg, um den trifft man die meisten Schwenkfelder an. Es erzählt daher der Volkswitz die Sage: Der Satan sei mit einem Sack voll Schwenkfelder *) durch die Luft gefahren, und hätte dabei unversehens an dem Spitzberg ein Loch in den Sack gestoßen, durch welches eine Menge Schwenkfelder wieder herausgefallen und sich nun um den Berg angesiedelt hätten.

*) Die Schwenkfelder waren eine von Caspar von Schwenkfeld aus Ossig im Fürstenthum Liegnitz im 16. Jahrhundert gestiftete Schwärmersecte, die in ganz Schlesien gehaßt und vielfach verfolgt wurde.

8) Der Hedwigsbrunnen zu Röchlitz.

Beim Dorfe Röchlitz — ehemals Racliz genannt — schaut man auf einem Berge noch die Trümmer eines alten Schlosses und einer Kapelle. Auf diesem Berge stand sonst ein alter Heidentempel, bis Herzog Heinrich der Bärtige an seiner Stadt eine Burg und Kapelle erbauen ließ, und diese seiner Gemahlin zu Ehren Hedwigskapelle benannte, den Berg aber Hedwigsberg.

Unten im Thal sprudeln noch Quellen und Brunnen, der Hedwigsbrunnen genannt, in denen sich die heilige Hedewig oft gebadet haben soll, worauf das Wasser gar klar und heilkräftig geworden ist.

9) Die Rabendocke.

Die Rabendocke ist eine Felswand von mannichfach wunderlichen Gestaltungen, am Fuße des Geiersberges im Thale von Seifenau, und eine Viertelstunde von Goldberg entfernt. Ihre Spitzen und Zacken sehen einer Burg mit Thurm und Mauern nicht unähnlich, und mit einem Menschenantlitz sonderbar gestaltet schaut der vordere Felsen Grausen erregend ins Thal hinab. Die also gebildete Felswand aber soll eine wirkliche Burg gewesen sein, und erzählt der Mund des Volkes ihre Verwandlung:

Hoch auf den Kuppen des Geiersberges hatte vor grauen Zeiten ein mächtiger Zauberer sein Schloß gebaut, und schaute daraus hinab auf die Thäler und Auen. Der half mit Rath und That den Bedürftigen, schützte die Unschuld und belohnte die Tugend.

Es hatte aber am Fuße des Berges ein Ritter seine Burg mit mächtigen Zinnen und Thürmen, die Rabendocke genannt, weit und stattlich zu schauen, aber von Jedermann gemieden und geflohen. Denn der Ritter war ein böser und arger Mann, der, wenn die Sonne aufging, schon von der Höhe seiner Warte auf Raub lauerte, und tückisch die friedlichen Wanderer überfiel, die zu seinem Nachbar als Bittende zogen, oder weit umher durch Mord und Brand das schöne Thal verwüstete mit seinen wilden Horden. Und wo er konnte, da neckte und höhnte er seinen Nachbar, hinderte dessen seegensreiches Walten oder verfolgte seine Schützlinge. In den tiefen Kellern und Gewölben der Rabendocke aber hatte er mächtige Haufen des ungerechten Mammons verborgen, und seine Verließe lagen voll von den Opfern seiner Raubzüge.

Darob hatte sein mächtiger Nachbar ihn vielfach gewarnt, von dem bösen Thun und Treiben zu lassen, aber der Ritter verhöhnte ihn und trieb es ärger denn zuvor. Da ergrimmte der Zauberer endlich, und als er am nächsten Morgenroth auf seinem Wolkenwagen daher rauschte über Berg und Thal, erschaute er den Raubritter, wie er von der Höhe seiner Warte grinsend ins Thal lugte nach einem Zug friedlicher Wanderer, und schon das Zeichen zum Ueberfall seiner Rotte geben wollte, da fuhr wie ein Blitz der Zauberer hernieder und berührte mit seinem Stab den Frevler und seine Burg, daß beide zu starren und grausen Felsen wurden, und also verwandelt noch heutigen Tages hinabschauen ins Thal als warnendes Bild. —

In der Tiefe der Felsen liegen auch noch die mächtigen Schätze begraben, die der böse Ritter dort auf-

gehäuft. Alljährlich aber in der Christnacht, wenn die Glocke zwölf schlägt, ist es diesem vergönnt, aus seiner steinernen Gestalt sich zu erheben und eine Pforte seines Felsenschlosses zu öffnen, die zu den goldgefüllten Kellern führt, auf daß ein Menschenkind kommen möge, die Schätze und ihn zu erlösen. Mit dem Schlage eins aber schließt sich mit entsetzlichem Krachen die Pforte wieder, und der steinerne Wächter steigt wieder hinauf auf seine Warte, und nimmt seinen alten Platz ein. Wer da nicht entflohen war vor dem ersten Schlage, der wird versperrt in dem Felsenschloß und muß da bleiben ein ganzes Jahr lang.

Viel Geisterbeschwörer und Schatzgräber benützen die Zeit und füllen sich in der Runde redlich die Taschen; aber noch merkt man wenig Abnahme an den Schätzen. So hat einst ein armer Landmann, der in der Christnacht sein verlorenes Stück Vieh gesucht, die Pforte offen gesehen und drinnen ein hell erleuchtet Gewölbe, mit mächtigen Haufen von Gold und Silber. Anfangs hat er nicht gewagt, näher zu gehen, als ihm aber der Ritter, so darinnen gesessen, zugewinkt, hat er Muth gefaßt, ist näher getreten und hat sich die Taschen zu füllen begonnen. Plötzlich hat ihn aber eine gewaltige Angst überkommen, und ist er eilig aus dem Gewölbe entflohen. In demselben Augenblick hat auch die Glocke im Thal eins geschlagen, und die Pforte ist mit Gekrach hinter ihm zugefahren, daß sie ihn noch schwer an der Ferse verletzt hat.

9. Die Gröditzburg.

Wohlerhalten liegen die Ruinen der Gröditzburg auf dem einzeln stehenden Gröditzberge, früher Georgenberg genannt, in dem schönen Thale zwischen Löwenberg, Hainau, Bunzlau und Goldberg. Eine weite Aussicht bis tief hinein in die reichen Gefilde des Schlesischen Niederlandes mit seinen Städten und Dörfern, seinen Wiesen und Auen bietet sich dem Beschauer von ihren Zinnen dar. Nach der andern Seite aber schweift der Blick nach den grauen Kuppen des Riesengebirges bis hin nach der Landeskrone. Diese Rundsicht ist eine der schönsten durch ganz Schlesien.

Geschichts-Kalender.

1089. die erste Kastellanei auf dem Gröditzberge durch Herzog Wladislaw I. Herrmann errichtet.
1157. die Gröditzburg noch mehr durch Herzog Wladislaw II. befestigt.
1229. als Raubschloß durch die Bunzlauer und Goldberger zerstört.
1473. durch Herzog Friedrich I. wieder aufgebaut.
1549. im Monat Juni hält Herzog Friedrich III. ein großes Turnier zu Burg Gröditzberg.
1633. die Burg am 5. October durch die Kaiserlichen erobert und geplündert, und
1646. gänzlich zerstört.

1) Der Mord in der Burgkapelle.

Vor vielen Jahrhunderten hauste auf dem Gröditzberge eine Wittwe, eine fromme und noch in der Blüthe ihrer Jahre stehende Edelfrau. Ihr verstorbener

Gemahl hatte ihr ein einziges Töchterlein hinterlassen, und um dieser und ihren reichen Besitzungen einen Beschützer zu schaffen, wählte sie unter ihren vielen Freiern den Ritter Georg von Waldeichen zu ihrem zweiten Gemahl.

Bald schenkte sie diesem eine zweite Tochter, Elfriede genannt, die um zwei Jahre jünger war als ihre Schwester.

Der Ritter Waldeichen aber war ein harter und jähzorniger Mann, und bald entwickelte sich sein wahrer Charakter immer mehr, nachdem er erst seinen Zweck erreicht. Sein leibliches Töchterlein verzog er auf alle Weise, seine Stieftochter und deren Mutter aber behandelte er hart und versperrte sie vor Jedermann.

Während der Zeit waren beide Mädchen zu Jungfrauen herangewachsen, Agnes, die ältere, war still und fromm, ein mildes Engelsbild, Elfriede aber üppig und schön, wie eine Blume des Südens, und in ihr wohnte ein lüsterner Sinn und arge Bosheit. Bald umschwärmten sie Buhler ohne Zahl, und als ihre Mutter sie ermahnte, von ihrem üppigen und unzüchtigen Wandel zu lassen, verläumdete sie diese bei ihrem Gatten, und beschuldigte sie des ehelichen Treubruchs mit einem ehrbaren Ritter, einem alten Freunde des verstorbenen Gemahls der Burgfrau. Da ergrimmte Waldeichen, erschlug den Ritter und stieß seine tugendhafte Gemahlin in einen tiefen Kerker unter dem alten Thurm in der Ecke der Burg nach Nixdorf zu, dem jetzigen Georgenthal. In der Nachbarschaft aber verbreitete er die Kunde ihres Todes.

Elfriede aber sank in dem Schlamm des Lasters immer tiefer, und nur ihr eigener Vater hatte dafür keine Augen. Als nun ihre Schwester mit einem jun-

gen Ritter aus der Nachbarschaft sich vermählt, entbrannte sie in wilder Lust zu diesem, störte den Frieden der Ehe und machte ihn seiner Gemahlin ungetreu. Um aber ungestört mit ihm leben und ihn ehelichen zu können, befahl sie zwei Knappen, die fromme Agnes in der Burgkapelle, wenn sie betete, zu ermorden, und als diese sich weigerten, stieß sie ihr selbst vor dem Altar den Dolch in die Brust.

Darauf sollte mit aller Pracht ihr Beilager mit dem Gemahl ihrer Schwester gehalten werden. Als aber nun zum Hochzeitszug eine adelige Schleppenträgerin fehlte, da überredete sie den schwachen Vater, ihre eigene Mutter, die noch im Kerker schmachtete, dazu zu zwingen. Alsbald wurde die Edelfrau heraufgeholt, und keiner von den Gästen erkannte sie mehr. Als nun aber der Hochzeitszug der Kapelle nahte, und die widernatürliche Tochter sich schon am Ziel ihrer Wünsche sah, da traf sie auf einmal das Gericht ihrer Sünden, und ein Blitzstrahl vom Himmel schmetterte sie und den Bräutigam zu Boden. Sterbend noch bekannte sie ihre Unthaten, worauf der Böse selbst ihre Seele holte. Noch lange nachher ist ihr gemarterter Geist um die Burgkapelle umgegangen, und hat wehklagend unter der großen Linde am Fuße des Berges gesessen.

Der Ritter Waldeichen aber nahm seine tugendhafte Gemahlin wieder auf, erkannte sein Unrecht, und suchte es ihr auf alle mögliche Weise zu vergüten. Auch die fromme Agnes war durch die beiden Knappen gerettet und ihre Wunde geheilt worden. Den Thurm an der Ecke aber ließ der Burgherr abtragen, und für die entweihte Kapelle ein Kirchlein am Fuße des Berges auf der Südostseite erbauen, dem heiligen Georg geweiht.

Der Teufelsstein bei Görlitz

2) Die schwarze Ahnenfrau mit dem silbernen Kreuz.

Von einem alten Geschlecht, so die Gröditzburg bewohnte, wandelte lange die Ahnenfrau in der Burg umher als ein guter Geist, und beschützte die Tugend, und that vielem Unrecht Einhalt. Man nannte sie die schwarze Ahnenfrau mit dem silbernen Kreuz, weil sie ganz in schwarze Gewänder gehüllt war, auf der Brust aber ein großes silbernes Kreuz trug. Der blanke Spiegel dieses Kreuzes aber begann sich zu trüben, sobald ein Mensch ihr nahte, dessen Herz und Gewissen böse und unrein war.

Einst wollte ein Burggraf von Gröditzberg seine einzige Tochter an einen wüsten und bösen Raubritter aus der Nachbarschaft vermählen, der ihn unter dem Schein der Tugend zu berücken gewußt hatte. Die Jungfrau aber liebte einen Andern und entfloh unter dem Schutze der Ahnenfrau am Hochzeitmorgen über die Mauer des Kirchhofes, welche Stelle noch bis auf die neuern Zeiten davon der Jungfrauensprung hieß. Die Ahnenfrau aber entlarvte den Raubritter, und als nun die sämmtlichen Edeln der Nachbarschaft ihn belagerten und seine Burg erobert hatten, da holte ihn der Höllenfürst, dem er sich verschrieben, in eigner Person.

Das Burgfräulein aber wurde mit ihrem Geliebten vermählt, und die schwarze Ahnenfrau erschien ihr am Hochzeitstage und schenkte ihr ihr silbernes Kreuz, was lange in der Familie aufbewahrt worden, und ihr stets Ehre und Glück gebracht hat, bis es um die Zeit des dreißigjährigen Krieges endlich verloren gegangen ist.

3) Der Burggeist im rothen Mantel.

Ums Jahr 1200 ward Gröditzberg eine berüchtigte Raubfeste und ihre Besitzer im ganzen Land verhaßt und gefürchtet. Berüchtigt vor Allen war der wilde Rüdiger von Buseway, der rings umher Klöster und Städte beraubte und Frauen und Jungfrauen schändete.

Er hatte aber eine gar schöne Tochter, die war fromm und mild wie ein Engel, und suchte des Vaters Greuelthaten zu vergüten und zu verhindern, wo es in ihren Kräften stand. Sie liebte aber heimlich einen von Zedlitz auf Alzenau gegen den Willen ihres Vaters, der die Zedlitzer als seine Feinde aufs Bitterste haßte. Es wandelte aber der Geist seines Urahn öfters umher im Schlosse, in eiserner Rüstung mit einem rothen Mantel angethan, der beschützte die fromme Neigung der Liebenden und ließ nicht ab, den Burgherrn zu ermahnen, sich zum Guten zu wenden und Buße zu thun.

Es hatte nämlich der Urahn des Geschlechts schwere Blutschuld auf sich geladen, und mußte nun umgehn, bis er einen seines Hauses durch seine Warnungen vor dem ewigen Verderben rette und auf dem Weg der Tugend zurückführe. Lange spottete Rüdiger seiner und trieb sein böses Leben ärger denn zuvor, bis einst nach einer verübten Schandthat die Rächer schon die Burg umlagerten und ihn das Gewissen mächtig ergriff. Da gelobte er in der Todesangst dem Geiste sein ruchloses Leben zu ändern, und hielt redlich Wort. Er versöhnte sich mit seinen Feinden und vergütete, so viel er konnte, seine Missethaten, Seine Tochter aber

gab er ihrem Geliebten zum Weibe, und ließ dann auf einem Berge in der Nähe (damals der blaue Berg geheißen) eine Einsiedelei bauen, wo er in tiefer Reue und Buße sein Leben verbrachte, daß bald von nah und fern Pilger zu dem frommen Klausner wallfahrteten. Nach seinem Tode wurde er neben seiner Klause begraben und bis auf heutige Zeit heißt seitdem dieser Ort der Mönchsberg.

10. Liegnitz.

Große Mittelstadt an der Katzbach. In einer weiten und sehr fruchtbaren Ebene, die in der Ferne der Gröditzberg und das Riesengebirge schließen, und zwischen grünen Feldern und Gärten gelegen, gewährt sie mit ihren alten Thürmen einen freundlichen Anblick.

Geschichts-Kalender.

1040. erbaut König Kasimir von Polen für die Benedictiner-Nonnen eine Kirche und ein Kloster.
1170. die Stadt durch Boleslaus den Langen erweitert und die Burg erobert.
1241. die Tartaren belagern vergeblich die Burg.
1312. Herzog Boleslaw der Kahle, als der erste besondere Herzog von Liegnitz.
1430. den 30. Juni belagern die Hussiten vergeblich die Stadt.
1513. Kaiser Maximilian II. zu Liegnitz.
1633. wüthet die Pest. Die Stadt erleidet im dreißigjährigen Kriege viel Ungemach.

1) Name und Ursprung.

Liegnitz soll schon ums Jahr 800 von den Lygiern oder Sueven gegründet worden sein. Andere bezeichnen einen Sclavenfürsten Lech als ihren Erbauer, und leiten ihren Namen von dem slavischen Worte legnic (ich liege oder faullenze) her, weil die Slaven hier ihr Lager hatten.

2) Der Hungerthurm zu Liegnitz.

Auf dem alten Schloß zu Liegnitz an der Ecke des ersten Hofes nach außen steht ein hoher und starker Thurm, früher der Peters-, nachmals aber der Hungerthurm genannt.

Da hinein hatte früher ein Herzog von Liegnitz einen Mann als Gefangenen gesetzt, und die Aufsicht und Verspeisung desselben einem adeligen Pagen anvertraut.

Bald darauf aber fand es sich, daß der Gefangene unschuldig gewesen, und der Herzog wollte ihn nun aus seinem Gefängniß erlösen. Als man aber hinunterstieg, fand man den Armen vor Hunger und Ekel gestorben; denn der Page hatte aus Muthwillen und Bosheit das Brod, das er ihm täglich reichen sollte, ausgehöhlt, und mit Unrath gefüllt.

Da ergrimmte der Herzog sehr und ließ den jungen Bösewicht in dasselbe Gefängniß werfen, und die Pforte verschließen, also daß er gleichfalls verhungern mußte.

Noch lange hat das Volk seinen irrenden Geist im Thurme klagen und spuken gehört.

Von einem andern Thurm im Liegnitzer Schlosse ging die Sage, daß er so tief unter als über der Erde sei. Derselbe hieß der Hedwigsthurm, weil die heilige Hedewig, wenn sie am Hoflager ihres Gemahls zu Liegnitz gewesen, darinnen am liebsten sich aufgehalten. Auch soll ein Gemach darin gewesen sein, das Niemand außer ihr habe betreten dürfen, und worin sie Umgang mit Engeln gepflogen.

3) Die breiteste Brücke in Schlesien.

Zwischen dem Kunitzer und Koschwitzer See ist nach einem alten Sprichwort die breiteste Brücke in ganz Schlesien. Beide Seen liegen eine Viertel-Meile von einander, und geht die Sage, daß selbe unter der Erde durch verborgene Gänge zusammenfließen.

Man hat etliche Mal Karpfen gezeichnet und in den Kunitzer See gesetzt, und selbige hernach in dem Koschwitzer wieder gefischt.

4) Der schwarze Friedrich.

Ums Jahr 1660 hauste in der Gegend um Liegnitz eine Räuberbande, deren Anführer unter dem Namen der schwarze Friedrich oder der Bruchmörder weit und breit verrufen war. Zahllose Greuel hatte er schon begangen, und kein Wanderer, ja selbst kein Ort, war vor seinem Ueberfall sicher. Die Reisenden plünderte und erschlug er, Häuser und Dörfer steckte er in Brand, und plünderte und mordete mit seiner Rotte auf das Grausamste. Große Preise waren schon auf seinen Kopf gesetzt, aber noch war es Niemand gelungen, auch nur seinen Wohnsitz auszuspähn, denn Keiner that es ihm an List und Schlauheit gleich. Dabei war er von so gewaltiger Körperkraft, daß seinen Bogen kein anderer zu spannen vermochte, als er selbst. Dieser Bogen war so stark wie ein Mannsschenkel und die Sehne daran wie ein Handgelenk; damit schoß er vom Ende des Waldes aus bis nach Liegnitz auf den Markt, an eine halbe Stunde weit.

Zur Zeit geschah es, daß in der Schenke eines

benachbarten Dorfes ein junger hübscher Mann ein- und ausging, und mit der artigen Tochter des Wirths ein Liebesverhältniß angeknüpft hatte. Das Mädchen war ihm nicht abhold und die Eltern hatten nichts dawider, weil der Fremde wohlhabend zu sein und es ernstlich zu meinen schien, und erlaubten es, daß er oft mit ihrer Tochter über Feld oder nach Liegnitz in die Kirche ging. Eines Tages aber kehrten beide von einem solchen Spaziergange nicht wieder zurück. Vergeblich harrten und hofften die Eltern, ihr einziges Kind blieb verschwunden, und mit Entsetzen vernahmen sie endlich, wie Landleute den schwarzen Friedrich nach dem Bruch jagen gesehn, ein sich sträubendes Mädchen vor sich auf dem Roß. Seitdem war von Anna, der hübschen Wirthstochter, nichts mehr zu hören und zu sehen.

Das Mädchen aber war in der That die Beute des wilden Raubmörders geworden. Einer seiner Genossen hatte sie unter der Maske eines Liebhabers verlockt und sie dem Hauptmann in die Hände geliefert. Ohne zu wissen, wo sie sei, wurde sie in eine große Höhle gebracht, dem sichern Schlupfwinkel des Räubers. Mit einem fürchterlichen Eide mußte sie ihm hier schwören, nie diesen Ort ohne seine Einwilligung zu verlassen, und keinem menschlichen Wesen davon zu vertrauen, und er drohte ihr und ihren Eltern mit dem grausamsten Martertode, wenn sie diesen Schwur nicht hielte.

Lange duldete und litt Anna in der Höhle des Räubers. Sie mußte sein Weib sein und alle häuslichen Geschäfte verrichten. Nur spärlich und auf Augenblicke sah sie das Tageslicht, wenn sie dem zum

Raube ausziehenden oder heimkehrenden Räuber das große eiserne Thor öffnete, mit dem die Höhle geschlossen war. An Putz und Schmuck fehlte es ihr dagegen nicht, den ihr der Mörder von dem geraubten Gute schenkte, aber ihre Seufzer und Klagen strafte er unbarmherzig mit scharfen Peitschenhieben. Da kündigte ihr Friedrich eines Morgens an, er habe einen langen und weiten Zug vor ins Böhmerland, ließ sie noch einmal ihren Schwur erneuen, und machte sich dann nach zärtlichem Abschied auf den Weg.

Kaum fühlte sich Anna allein, so erwachte mit verstärkter Kraft in ihr die Sehnsucht nach Freiheit, nach den Ihren und dem Tageslicht. Lange kämpfte sie mit sich selbst in Furcht und Schrecken vor dem Räuber und in Gewissenhaftigkeit, den Eid zu brechen; aber endlich glaubte das weibliche Herz einen Ausweg zu finden, wenn sie die Höhle nicht ganz verlasse und wieder dahin zurückkehre. Sie wollte nur eine Stunde lang wieder der so lang entbehrten schönen Gotteswelt sich erfreuen und konnte diesem Verlangen nicht widerstehen. Sie kleidete sich in ihren besten Putz, nahm ein Säckchen Erbsen mit sich, um diese auf ihrem Weg von der Höhle auszustreuen, damit sie sich dahin wieder zurückfinden könne, und öffnete nun mit einem der zahlreichen Dietriche, die Friedrich zurückgelassen, die eiserne Pforte. Voll Entzücken sank sie in die Knie, als ihr das so lang entbehrte Tageslicht in vollem Glanze wieder in die Augen strahlte nach so langer Haft, und rings umher der grüne lachende Wald mit den singenden Vögeln ihr entgegenrauschte. Sie eilte schnell auf dem nächsten Wege fort, der sich ihr bot, und ohne zu wissen, wo sie sei, indem sie die

Erbſen nach ſich ſtreuete. Wie ward ihr aber, als ſie nach kurzer Zeit aus dem Walde trat und Liegnitz ganz nahe vor ſich erblickte.

Sie ſah ein, daß wenn ſie ſich den Ihrigen zeige, an eine Rückkehr in die Höhle des Räubers nicht mehr zu denken ſei, und beſchloß in einer Kirche der Stadt Rath und Hilfe vor dem Altar des Herrn zu erflehen. Eilig, als wären die Verfolger ſchon auf ihren Ferſen, ſchritt ſie der Stadt zu, von deren Thürmen helles Glockengeläut die Gläubigen zur Kirche rief. Es war Feſttag und großes Abendmahl, als ſie in die Kirche St. Peter und Paul eintrat, und im brünſtigen Gebet um Rettung und Hilfe ſich vor dem Altare niederwarf. Aber gedrängt voll war die Kirche, und Niemand achtete auf die einzelne Betende. Schon war der Gottesdienſt zu Ende und alle Beter erhoben ſich und ſchritten dem Ausgang zu, in ihrem Innern aber entſpann ſich ein erſchrecklicher Kampf, und der Gedanke an ihre Rückkehr in die Raubhöhle erfüllte ſie mit Entſetzen. Da fiel es wie ein Lichtſtrahl in ihre Seele. Noch ein Mal warf ſie ſich in den dichteſten Kreis der Betenden und kniete vor dem ſteinernen Bilde der Jungfrau. Ihre Verſtörung, ihr Thun erregte Aufſehen, man drängte ſich um ſie, man horchte auf ihre Worte. „Höre du, himmliſche Jungfrau," betete ſie mit lauter Stimme zu dem Steinbild, „was ich durch einen Schwur gebunden, keinem menſchlichen Ohr vertrauen darf! Sende mir Rettung und gieb, daß, wer die Höhle des ſchwarzen Friedrichs finden will, mir folgen möge!" — Drauf entfloh ſie haſtig der Kirche und eilte dem Walde zu auf dem bezeichneten Pfade. Bald hatte ſich das Volk von ſeinem Erſtaunen erholt und

ein Hauf machte sich auf, ihr zu folgen. Gleich einer Lawine vergrößerte ihn das Gerücht, und mit Stangen und Schwertern, mit Knütteln und Spießen folgte ein starker Zug der Voraneilenden.

So gelangte sie in den Wald und betrat die Höhle. Da hörte sie in deren Grunde ihren Namen rufen, und vor dem eisernen Thor stand Friedrich mit grimmiger Gebehrde, ihrer harrend. Ein Zufall hatte seinen Raubzug unterbrochen. Erschrocken sprang sie zurück und unter den Haufen ihrer Begleiter. „Das ist er" rief sie und im Augenblick warf sich die ganze Masse auf den überraschten Mörder, der nach kurzer, aber blutiger Wehr glücklich überwältigt und gebunden wurde. Dann brachen die Bürger die Höhle auf, trugen all darin gefundenen Raub zusammen, und zogen mit der reichen Beute und dem gefesselten Räuber in ihrer Mitte zurück in die Stadt. Anna aber trugen sie triumphirend voran, als die Erretterin des ganzen Landes von diesem Böswicht. Kaum gelang es ihr endlich, sich unbemerkt loszumachen und nach dem Dorfe ihrer Eltern zu eilen, zu denen das Gerücht bereits gedrungen war, und die mit offenen Armen ihr todt geglaubtes Kind aufnahmen.

Anna erhielt vom Rath zu Liegnitz aus dem gefundenen Raube eine ansehnliche Belohnung, der schwarze Friedrich aber ward noch in demselben Jahre (1661) unter vielen Martern hingerichtet.

Noch heutigen Tages wird in der Rüstkammer zu Breslau der riesige Bogen des Bruchmörders dem Beschauenden gezeigt.

Ein altes ſchleſiſches Lied erzählt dieſe Geſchichte alſo:

Ein Mörder in dieſem Land',
Der ſchwarze Friedrich genannt,
Hat durch dieſen Bogen viel Leut' getödt't;
Er auch ein ſolches Pfiflein hätt',
Wenn er das pfiff, ſehr viel Geſellen
Zum Raub und Mord ſich bald einſtellen.
Einſtmals ein' Magd gefangen nahm,
Die braucht er viel Jahr' ohne Schaam
Zum Laufen zur gewiſſen Stund',
Daraus ſehr große Lieb' entſtund.
Endlich auf ſehr Bitten und Flehen,
Erlaubt er ihr in die Stadt zu gehen,
Doch mußt ſie ſich verſchwören viel,
Daß ſie ihn nicht verrathen will.
Nachdem die Magd in die Stadt iſt kommen,
Hat ſie ihn doch zu verrathen vorgenommen,
Damit ſie aber ihren Eid nicht gebrochen,
Hat ſie die Wort zu einem Stein geſprochen.
Bei St. Peter und Paul Kirchen iſt es geſchehen,
Dies haben viel Menſchen gehört und geſehen.
Sprach: „Stein, dir will ich deuten an,
Wie man den Mörder bekommen kann.
Alle Tag, wenn die zwölfte Stund' ablief,
Mußt ich ihn laufen, bis daß er ſchlief;
Damals iſt er wohl zu bekommen,
Allein muß werden in Acht genommen,
Daß man vor's erſt nimmt ſein'n Hut und Pfeifelein,
Sonſt bekommt ihr nicht das Vögelein."
Drauf wurd' er bald gefangen
Und hat ſeinen rechten Lohn empfangen.
Zur Gedächtniß im 1661ſten Jahr
Dieſer Bogen vom Rathhaus herein verehret war.

5) Der Ring im Karpfen.

Das Volk sieht nicht gern, daß im Schloßgraben zu Liegnitz gefischt werde, einer alten Sage wegen.

Es soll nämlich vor vielen hundert Jahren ein großer Karpfen darin gefangen worden sein, der in seinem Leibe einen goldenen Ring gehabt, so mit unkenntlichen und seltsamen Charakteren bezeichnet gewesen. Diesen Ring hat aber der damalige Herzog zu Liegnitz, so in den geheimen Wissenschaften sehr erfahren war, und dem man das Kleinod gebracht, alsbald wieder in den Graben werfen lassen, mit der Prophezeiung, daß, wenn der Ring zum dritten Male in einem Fische gefunden würde, müsse die Stadt untergehen.

Nach der Zeit soll der Ring zum andern Male in einem Karpfen gefunden, alsbald aber wieder in den Schloßgraben versenkt worden sein. Daher ist die Sage und Furcht: dafern man darin fische und den Ring noch ein Mal finge, werde die Stadt versinken müssen.

11. Neumarkt.

Geschichts-Kalender.

Im 12. Jahrhundert erbaut.
1245. durch Herzog Boleslaus den Kahlen geplündert, und wurden dabei 800 Einwohner in einer Kirche verbrannt.
1412. durch die Pest entvölkert.
1527. die erste Kirche den Evangelischen eingeräumt.
1634. durch die Kaiserlichen in Brand gesteckt.

1) Die heilige Hedewig zu Neumarkt.

In der uralten ehemaligen Burg zu Neumarkt hat die heilige Hedewig oftmals gewohnt. Noch bis zum Jahre 1148 hat man allda eine Bettstelle gezeigt, darin die Herzogin auf dem bloßen Holz geschlafen, und einen Becher, daraus sie getrunken haben soll.

2) Wie die Tartar-Fürstin zu Neumarkt erschlagen ward.

Weit hinaus im Land gen Osten, die Tartarei genannt, herrschte ums Jahr 1240 der mächtige und gewaltige Chan oder Kaiser Batu. Der gebot über viele Fürsten und Stämme, und nicht zu zählen war das Volk, so ihm unterthan. Aber sein herrlichstes und

liebſtes Kleinod in ſeinem ganzen Reich ward ihm doch ſeine ſchöne Gemalin Kathy, die hielt er wie ſeinen Augapfel.

Die Gemalin des mächtigen Chans aber hatte gar oft an ihrem Hofe von Dienern und Fremden das Abendland rühmen gehört, und wie da gar ſchöne und ritterliche Sitte daheim ſei, und Künſte und Herrlichkeiten, alſo daß ſie eine lebhafte Begier faßte, jene Länder und ihre Bewohner mit eigenen Augen kennen zu lernen.

Darob lag ſie ihrem Herrn und Gemal oft und inſtändigſt an, ſie dahin reiſen zu laſſen, und ob es ihr gleich der Chan ſtets verweigerte, ſo wuchs ihre Sehnſucht darnach doch von Tag zu Tag, und es gelang ihr endlich, ihrem Gemal die Einwilligung dazu in traulicher Stunde abzuſchmeicheln.

Als der Chan nun ſeiner Gemalin ein Mal ſein Wort gegeben, da rüſtete er ein ſtattliches Geleit für ſie von ſeinen vornehmſten Fürſten, Frauen und Dienern, damit ſie mit allem kaiſerlichen Prunk reiſen könne, und gab ihr große Schätze an Gold, Silber und Edelgeſtein mit, und offene Briefe, alſo daß ſie überall mit großen Ehren und ohne Gefährde aufgenommen wurde und reiſen durfte.

So zog die Tartarfürſtin von dannen und verſprach, in Jahresfriſt wieder heimzukommen, und durch welche Länder ſie zog, da ward ſie prächtig und mit Ehren ihrem kaiſerlichen Stande gemäß gehalten, alſo daß ſie eine gar hohe Meinung vom Abendland bekam.

So gelangte ſie mit ihrem Gefolge denn auch nach dem Schleſierland, und kam an den Fuß des Zobtenberges und nach der Stadt Neumarkt, und

nahm Herberge darin über Nacht mit ihrem ganzen Gefolge.

Groß und unschätzbar aber war der Reichthum, den sie da zur Schau stellten, und als die Bürger von Neumarkt das gewahrten, da schlichen sich böse und neidische Gedanken in ihre Herzen. Sie traten zusammen und sprachen: „Ist es recht, daß ungläubige Heiden solch reiches Gut besitzen, während wir und die Unsern darben müssen? Auf! laßt es uns zu eigen machen und die Heiden erschlagen zur Ehre Gottes.“

Und also reifte der Mordanschlag in ihren raubgierigen Herzen. Sie überredeten den Wirth der Herberge, die Pforte seines Hauses offen zu lassen, und als die Nacht hereingebrochen, da stürmten sie herbei mit Waffen und Wehr, und überfielen die Heiden im Schlaf. Und ob die Fürsten und Ritter sich noch so tapfer wehrten und für ihre Gebieterin kämpften, so wurden sie doch alle erschlagen und auch die Kaiserin selbst mit ihren Frauen, also daß nur zwei Dienerinnen dem Blutbad entkamen, die sich in dem Keller heimlich verborgen.

Drauf freuten sich die bösen Bürger ihres Anschlags, verscharrten die Erschlagenen und theilten den unermeßlichen Raub unter sich, also daß Jubel und Freude in der ganzen Stadt herrschte.

Doch der Rächer ihrer That schlief nicht. Die zwei Heidenmädchen entkamen bei Nacht und unbemerkt, wiewohl mit großer Gefahr aus ihrem Versteck, und zogen eilig heim nach ihrem Land und traten vor den Chan und verkündigten ihm das traurige Ende seiner schönen Gemahlin und aller ihrer Ritter und Diener im Schlesierland.

Da ergrimmte Chan Batu in entsetzlichem Schmerz und Zorn, und schwor bei seinen Göttern, sein Haupt nicht eher zur Ruhe legen zu wollen, bis er diesen Mord an der ganzen Christenheit mit Feuer und Schwert gar fürchterlich gerächt habe. Darauf ließ er ein Aufgebot ergehen durchs ganze Mongolenland, und rüstete sich drei Jahre, also daß sein Heer wuchs auf fünfmal hundert tausend Mann. — —

Zu Neumarkt aber hat man noch lange den Keller gezeigt, darin die Tartarkaiserin erschlagen worden, und auch ihre Gebeine. Auch im Dom zu Breslau wird noch ein mit Perlen und Edelsteinen reichlich gezierter Mantel verwahrt, welchen die Heidenfürstin getragen haben soll.

Ein altes schlesisches Volkslied besingt diese Geschichte also:

Was wollt ihr aber hören,
Was wollt ihr, daß ich sing
Wohl von der Tartarprinceſſin schön,
Wie's der zu Neumarkt ging.

Nach Breßela der Schlesi
Eine große Reise sie macht,
Nach Neumarkt kam sie gefahren,
Und blieb allda zu Nacht.

Da sprach der Wirth zum Andern:
„Ein' Heidin wohnt bei mir,
Sie hat viel Gold und Edelstein,
Die laß ich nit von hier.

Gute Nacht, Princeſſin schöne,
Ihr lebt nicht bis zum Tag;" —

Und wandte sich behende,
Gab ihr den Todesschlag.

Und all ihr Hofgesinde
In tiefem Schlaf er fand,
Und würgte sie groß und kleine
Mit seiner eigenen Hand.

Mit seinen eigenen Händen
Begrub er allzumal,
Gar tief im kalten Keller
Ihr Gold und Gut er stahl.

Er zeigte darauf den Andern
Seine Hand vom Blute so roth,
Und von dem Gold und Edelstein
Er ihn'n die Hälfte both.

Die Hälfte nahmen sie gerne,
Und schwiegen wohl von der That;
Doch was nicht früh wird g'rochen,
Das straft der Himmel spat.

Der Tatarfürst, der hörte:
Zu Neumarkt ist eu'r Kind
Gemordet und beraubet arg
Ihr'n Körper man noch find't.

Da rief er seinen Haufen:
‚Auf, nehmet Spieß und Schwert,
Nach Schlesi woll'n wir ziehen,
Es ist des Ziehens werth!‘

So kamen sie nun in Schaaren
Ins ganze Schlesierland
Und sengten, brannten und stahlen,
Der Welt ist's wohl bekannt.

Den Tod der Prinzessin zu rächen
Bei Wahlstatt ging es trüb;
Zu Ehren der Heiden Prinzessin
Ein Christlicher Herzog blieb.

So ward am Lande gerochen,
Was Neumarkt hat gethan,
Herr Gott uns selber regiere,
Wenn wir was fangen an.

3) Die Tartarschlacht bei Wahlstatt.

Als Chan Batu sich genugsam gerüstet hatte zum Zug gen Osten, die Ermordung seiner geliebten Gemalin zu rächen, machte er sich auf den Weg, und zahllos wie der Sand am Meer waren seine Horden, die Rußland und Polen überschwemmten und auf erschreckliche Weise verwüsteten. Nicht das Kind im Mutterleib verschonten sie, und erschrecklich waren die Gräuel, die sie verübten.

Zuerst warf sich ihrem Zuge der tapfere Woiwode von Krakau Wadimir entgegen, und es kam zu einer blutigen Schlacht bei Chmelik, worin die Polen aufs Haupt geschlagen und ihr tapferer Führer getödtet wurde. D'rauf verbrannten die Heiden die alte Stadt Krakau und unaufhaltsam wälzten sich ihre Schaaren hinein gen Schlesien.

Da verbreitete sich Angst und Bestürzung durch das ganze Land, und Alles floh vor den Heiden. Es herrschte aber damals zu Liegnitz Herzog Heinrich II., der Fromme genannt, ein edler und tapferer Herr, der Sohn der heiligen Hedewig und Herzogs Heinrich des Bärtigen. Der berief seine Mannen und Vasallen

und beschloß, für den Glauben und sein Vaterland wacker den Feinden die Spitze zu bieten.

Noch hielt Herzog Micislaus von Oppeln das linke Oderufer besetzt, aber er war ein feiger und ängstlicher Führer, und bald hatte der wilde Batu ihn in die Flucht geschlagen und Micislaus zog sich mit dem Rest seines Heeres zu Herzog Heinrich auf Liegnitz zurück.

Die Tartaren zogen nun gen Breslau, und als sie die Stadt verbrannt und von der Dominsel durch Feuer vom Himmel zurückgeschreckt worden waren, wandten sie sich gen Liegnitz, nachdem sich der Chan mit seinem Unteranführer Peta, den er gen Ungarn gesandt, wieder vereinigt hatte.

Dort aber wartete ihrer Herzog Heinrich mit seiner Schaar. Er sandte seine Mutter und Gemalin gen Krossen, und als er von der heiligen Hedewig Abschied nahm, da fügte diese sich geduldig und ohne Thränen in den Willen des Herrn, ob sie gleich durch die Gabe der Weissagung den Märtyrertod ihres Sohnes voraussah.

Als nun der Herzog mit seinen Getreuen zur Schlacht ritt, da fiel vom Dach der Liebfrauenkirche ein Ziegelstein, und zerschellte auf des Herzogs Schulter, also daß alle, die ihn umgaben, dies für ein böses Zeichen ansahen. Es geschah dies aber am Morgen des neunten Aprils im Jahre 1241, am Montage nach Quasimodogeniti. — Zwei Stunden von Liegnitz auf kleinen Anhöhen hatte der Herzog sein Heer aufgestellt in fünf Treffen. Das erste Treffen bestand aus den Kreuzfahrern, so das Gebot des Papstes gesammelt, und das Herzog Boleslaus von Mähren befehligte. Zu ihm gehörten die 600 Bergknappen, die

allein die Stadt Goldberg zur Hilfe gestellt. Das zweite Treffen bildete Subislaw, der Bruder des erschlagenen Woiwoden von Krakau, mit dem Rest der entkommenen Polen; das dritte bestand aus den Oberschlesiern unter Herzog Micislaus von Oppeln und Ratibor. Das fünfte Treffen hielt der preußische Landmeister Poppo von Osterna, ein großer und mächtiger Held, mit seinen Rittern und Knechten. Das sechste endlich, aus dem Adel und den besten Kriegern Schlesiens bestehend, führte der Herzog selbst. Das ganze Heer der Christen bestand aus höchstens 30,000 Mann.

Als nun die Horden der Tartaren in unüberseh-baren Zügen herbeiströmten, da begann wohl manchem der Christen das Herz banger zu schlagen, denn das Heer des Chans war wohl 200,000 Mann stark. Der fromme Herzog Heinrich aber vertraute auf Gott, und befahl dem ersten Treffen den Angriff.

Alsbald entbrannte die Schlacht in heißer und grimmiger Wuth. Als der Herzog aber bemerkte, wie der Tartaren Uebermacht den tapfern Mährenherzog stark bedrängte, und schon den Hügel gewonnen hatte, da sagte er zu einem Edeln, Hans von Haugwitz, der neben ihm hielt und einen Trupp Landvolk befehligte: „Hans, rech mir den Berg!“ Alsbald machte sich Herr Hans auf mit den Seinen, hieb wakker ein, und säuberte den Hügel wieder von den Feinden.

Von dieser Zeit an hat er und seine Nachkommen den Namen Rechenberg erhalten, und kommt es daher, daß die Geschlechter der Rechenberge und Haugwitze gleiche Wappen führen.

Während dessen aber war der junge Held Boles-

laus tapfer kämpfend erschlagen worden, und die Seinen begannen zu weichen, als sie den Tod ihres Herzogs erschauten. Die Heiden aber erhoben ein mächtiges Jubelgeschrei, als der erste Führer der Christen gefallen war.

Da gebot der Herzog dem zweiten und dritten Treffen, den Kampf zu erneuen und den Mährenfürsten zu rächen. Alsbald brach Subislaus mit seinen tapfern Polen und den Oberschlesiern in die Feinde so gewaltig ein, daß sie nach allen Seiten hin zerstoben und der Sieg sich schon auf die Seite der Christen zu neigen begann. Da aber wendete ein Mißverständniß die Schlacht. Denn als der tapfere Führer der Polen rief: zabieszce (schlagt todt)! mißverstanden es die Oberschlesier und glaubten den Ruf bieszce (flieht) zu vernehmen, und wiederholten ihn durch alle Reihen. Dadurch kam in die Glieder der Kämpfenden Verwirrung, und als nun die Tartaren ihre Reihen öffneten und scheußliche Köpfe auf Stangen getragen und mächtige Schlangen in ihrer Mitte erschienen, gleich Zauberwerk, die weit hinaus Feuer und Dampf aus ihren Rachen auf die Christen spieen, da glaubten diese die Tartaren mit hölliſchen Geistern im Bunde und Alles wandte sich zur Flucht, Herzog Micislaus voran. Vergebens suchte der tapfere Polenführer sie aufzuhalten, er mußte endlich selbst sich zu dem Herzog zurückziehen.

Noch hielt Herzog Heinrich kühn und todesmuthig auf seiner Stelle. Als er die Polen fliehen sah, da sah er ein, daß es hier nur gelte, einen ehrlichen Tod für den Glauben und das Vaterland zu finden, und mit begeistertem Worte ermunterte er die Seinen, fest-

zuhalten in dieſer Noth und Gott zu vertrauen. Drauf ließ er die Trompeter blaſen und ſtürzte ſich in die andringenden Feinde.

Heldenmüthig und verzweifelt kämpften der ſchleſiſche Adel und die preußiſchen Ritter unter ihrem Großmeiſter, aber immer kleiner wurde ihre Zahl, denn unermeßlich waren die Schaaren der Heiden, und für die Hunderte, die ſie erſchlugen, ſchienen Tauſende neu aus dem Boden zu wachſen. Im dichteſten Gewühl kämpften Herzog Heinrich ſelbſt und um ihn Sulislaus mit ſeinen Brüdern Konrad Konradowicz und Johann Inwanowitz, der Kaſtellan Clemens von Glogau und der ſchleſiſche Ritter Johann von Kötkirch. Zweimal gelang es dieſen, den Herzog aus den dichteſten Haufen der Feinde zu hauen, beim dritten Mal aber, als der Glogauer Landeshauptmann dem Herzog ein friſches Pferd zugeführt, und dieſer einem andringenden Tartaren den Arm vom Rumpf hieb, ſtieß ein anderer ihm die Lanze durch die Blöße, die Rüſtung in die Schulter, alſo daß er ſtürzte, worauf ſich eine Unzahl der Feinde über den gefallenen Helden warf und ihn mit unzähligen Wunden tödtete. Um die Leiche des Herzogs fielen auch die tapfern Polenbrüder und der Landeshauptmann Clemens, und da keiner der ſchleſiſchen Edeln fliehen wollte, wurden faſt alle in dem blutigen Morden erſchlagen, alſo daß das ganze Heer der Chriſten vernichtet wurde. Der Ritter Hans von Kötkirch allein entkam aus dem blutigen Getümmel mit 12 Wunden bedeckt, und brachte die Schreckenskunde der Herzogin nach Kroſſen.

So groß aber ſoll die Anzahl der erſchlagenen Chriſten geweſen ſein, daß die Heiden neun Säcke mit

Ohren, so sie zum Siegeszeichen abgeschnitten, gefüllt und mit sich fortgenommen haben. D'rauf zogen sie vor Liegnitz, verbrannten die Stadt und berannten das Schloß. Da sie aber hier gar tapfern Widerstand fanden, zogen sie wieder ab und verwüsteten und verheerten noch viele andere Städte und Dörfer. Ihr eigener Verlust aber bei der Schlacht war so groß gewesen, daß Chan Batu keine neue wagen mochte, und als ein Eilbote bei ihm erschien aus der Heimath, mit der Nachricht, daß der Großchan Octai, der Herrscher über ganz Mongolenland und der Oheim und Oberherr des Chans Batu, plötzlich gestorben sey, da glaubte der zornige Batu seiner Rache genug gethan zu haben, und wandte sich mit seinen Horden zur eiligen Heimkehr, weit und breit noch seinen Zug mit Brand und Greuel bezeichnend. —

Die heilige Hedwig aber, als sie den Heldentod ihres Sohnes erfahren, machte sich alsbald auf den Weg, um auf dem Schlachtfeld seinen Leichnam zu suchen. Sie fand ihn nach langem Suchen unter einem großen Haufen erschlagener Tartaren, und da die Heiden den Christen meist die Köpfe abgeschnitten und die Leichen verstümmelt hatten, erkannte sie ihn nur an dem Wahrzeichen der sechs Zehen, so er am rechten Fuß hatte.

D'rauf ließ sie den Körper nach Breslau bringen, wo er in dem St. Vincenz-Kloster beigesetzt und ihm ein marmorn Grabmal errichtet wurde, so noch heute allda zu schauen. Auf der Stelle aber, wo sie den Leichnam gefunden, erbaute sie ein stattliches Kloster, und nannte es zum Gedenken der Schlacht Wahlstatt. —

Das aber ist die treuliche und wahre Geschichte von der großen Tartarschlacht bei Wahlstatt.

4) Der Spuk zu Kadlau.

Von dem alten Herrenschlosse zu Kadlau, zwischen Neumarkt und Breslau gelegen, erzählt sich die Umgegend gar viele seltsame Sagen.

In manchen Gemächern des Schlosses selbst soll es bei Nachtzeit unheimlich spuken und rumoren, man hört seltsames Geräusch und heftiges Zuschlagen der Thüren und mehr dergleichen. Ein junges Ehepaar, das in einem der Gemächer schlief, dessen Fenster nach dem Garten gingen, vernahm plötzlich in einer stillen Nacht ein Krachen, als ob das Fenster in tausend Scherben ginge, und als der Mann nun erschrocken emporsprang und nachsah, war Alles in der besten Ordnung und unverletzt. Die Frau aber fürchtete sich und ließ die Betten in eine gegenüberliegende Stube bringen. Am nächsten Abend beim Schlafengehen, nahmen sie alle Jagdhunde aus dem Schloß, sechs an der Zahl, mit in das Zimmer und schliefen bald ein. Um Mitternacht aber erwachten sie plötzlich und hörten deutlich schwere Tritte den Gang heraufkommen bis vor die verschlossene Stubenthür, wo es tief und schwer seufzte. Gleich darauf hörten sie es in der Stube selbst umhergehen, und die Hunde winselnd vor Furcht sprangen in die Betten des Ehepaars oder verkrochen sich unter dieselben.

Ein ander Mal bat sich ein gewesener Soldat aus, der gern den Freigeist spielen wollte, eine Nacht in dem Schlosse zubringen zu dürfen, und quartirte sich

bei mehren jungen Leuten ein, die im obern Stock bei dem Amtsverwalter als Gehülfen wohnten. Er bettete sich nah an die Thür, stellte seinen Säbel dicht zur Hand und die ganze Gesellschaft blieb nun den ganzen Abend wach, und konnte sich nicht erschöpfen in lästerlichen Reden und Spöttereien über den Spuk. Als es aber gegen Mitternacht kam, verlöschte auf ein Mal die bisher ruhig brennende Nachtlampe. Sogleich wurde durch ein Feuerzeug mehrmals wieder Licht gemacht, ohne daß es lange erhalten werden konnte. Bald darauf hörten sie schwere Tritte sich nähern und an der Thüre klappern mit schweren Seufzern und Weinen. Die Männer trieben nun freche Scherze, indem sie meinten, daß es eine Dirne aus dem Schlosse wäre, die zu ihnen wollte, aber plötzlich erscholl ein so grelles und entsetzliches Hohngelächter, daß ihnen Allen die Haare sich zu Berge sträubten. Zugleich erblickte der Soldat vor seinem Bett eine Gestalt, wie einen großen geharnischten Ritter mit geschlossenem Visir, vor dem gegenüber Schlafenden aber stand eine bleiche, in lange schwarze Schleier verhüllte Frau. Da jagte Beide das Entsetzen aus ihren Betten, sie rissen mit Gewalt die Thüre auf und flüchteten von den Andern gefolgt in die Wohnung des Amtsverwalters hinunter. —

Noch in neuerer Zeit sollte ein junger Wirthschaftsbeamter von Breslau nach Kadlau gehen und machte sich zu Fuß auf den Weg. Als er nun am äußersten Ende der Nicolai-Vorstadt noch einmal im Wirthshaus „Zum letzten Heller" einkehrte, fand er dort einen Fremden, der als Preußischer Soldat den Feldzug nach Frankreich mitgemacht hatte.

Im Laufe des Gespräches äußerte der Beamte, daß er nach Kadlau gehe, worauf der Fremde ihm entgegnete, dieser Ort sei ihm höchst merkwürdig, weil ihm eine seltsame Geschichte in Bezug damit passirt sei.

Als er nämlich mit seinem Regiment in Paris eingerückt sei, wären in einer Nacht, wo er nicht hätte einschlafen können, plötzlich drei schwarz verschleierte Frauengestalten vor sein Bett getreten, und hätten ihm angedeutet, im Schlosse zu Kadlau in Schlesien in einem tiefen verborgenen Brunnen läge seit langer Zeit ein großer Schatz vergraben, den sei er bestimmt zu heben. Sie bezeichneten ihm ganz genau den Ort und befahlen ihm tiefes Schweigen.

Aufgeregt von dieser Erscheinung, gegen deren Wirklichkeit er vergebens mit seiner Vernunft angekämpft, habe er nicht wieder einschlafen können, und am andern Morgen so krank und angegriffen ausgesehen, daß es allen seinen Kameraden aufgefallen sei, und sein Officier ihn dringend befragt habe, was ihm fehle. Doch erst nach langem Weigern habe er diesem sein Abenteuer mitgetheilt, was jener aber seiner erhitzten Phantasie zugeschrieben.

In der nächstfolgenden Nacht seien die drei Verschleierten jedoch abermals vor sein Bett getreten, hätten ihm Vorwürfe gemacht, daß er das Stillschweigen gebrochen habe, und gesagt, daß er nun den Schatz nicht mehr heben könne, und sie wohl noch lange unerlöst bleiben würden.

Nach Beendigung des Feldzuges und nach Schlesien zurückgekehrt, habe er nun wirklich das Schloß aufgesucht, auf welchem er nie vorher gewesen, und von dem er sonst auch nie gehört hatte. Und sonder-

bar! bis in die kleinsten Einzelnheiten habe er genau Alles so wiedergefunden, wie es ihm die drei Verschleierten beschrieben hätten. Den Schatz aber habe er nicht mehr finden können. —

In dem einen Keller des Schlosses befindet sich noch eine Vertiefung, die die Besitzer schon mehrmals haben zupflastern lassen. Das Pflaster ist aber immer wieder eingesunken und die Höhlung mit Wasser gefüllt gewesen. An dieser Stelle soll der Brunnen sein, in dem jener Schatz verborgen liegt. Auch soll vor alten Zeiten auf einer dichtbewachsenen Anhöhe nahe beim alten Schlosse das Grabmal eines der alten Besitzer gestanden haben, eines gar bösen Mannes, dessen Gewissen mit vielen Unthaten belastet gewesen ist. —

In einer gewissen Nacht wachte der Obstpächter des Schloßgartens in demselben, da sah er um die Mitternachtsstunde einen großen und gespenstigen Zug vom Schlosse her nach jenem Hügel an sich vorüberschreiten. Voran zogen Ritter und Mönche und dann eine Schaar kleiner Zwerge, mit musikalischen Instrumenten, alle in tiefster Stille und unter Fackelglanz. Auf dem Hügel aber reiheten sich alle um einen großen Tisch und begannen ein Gelage.

Den Mann aber hatte solches Entsetzen ergriffen, daß er den ganzen Pacht für den Garten im Stich ließ, und nicht mehr dahin zu bringen war.

12. Kauth,

soll schon ums Jahr 1200 erbaut worden sein, und hat früher eine feste Burg gehabt.

1) Sprüchwort zu Kauth.

Von Kant is un alt Sprüchwort und Spottvers durch ganz Schlesingerland, von der Zytt her, das die Breslawer den Herzogen zu Münsterberg ufs Haupt geschlagen, das ist:

„Herzog Berthel ohne Land
Hat ihm's Maul vor Kant verbrandt."

13. Striegau,

zwischen drei Bergen gelegen, in alten Zeiten Stregan genannt.

Geschichts-Kalender.

1114. die Kirche zu U. L. Frauen erbaut.
1299. die Stadt mit Mauern umgeben.
1347. erhält Erbgerichtsbarkeit.
1568. von Doctor Montanus auf dem Georgenberge die terra sigillata entdeckt, die als Arzneimittel sehr berühmt wurde.
1627—40. von den Kaiserlichen und den Schweden sehr bedrückt.

1) Der Schatz im Striegenberg.

Im Striegenberg bei Striegau soll ein großer verwünschter Schatz verborgen liegen. In der Johannesnacht, um die zwölfte Stunde, soll sich der Berg alljährlich aufthun, und wer es wagt hineinzugehen, kann von den Schätzen nehmen.

Es wohnte aber einst zu Striegau ein armer Weber, der hatte viele Kinder und große Noth also, daß er oft keinen Bissen Brod im Hause hatte. Da entschloß sich sein Weib, heimlich in der Johannisnacht nach dem Striegenberg zu gehen, von dem sie gehört, und dort Hilfe zu suchen, weil ihr Mutterherz es nicht mehr ertragen konnte, daß die Kleinen um Brod schrien.

Sie machte sich auf und nahm ihr jüngstes Kind mit auf dem Arm, und als sie zum Striegenberg kam um Mitternacht, fand sie richtig eine offene Pforte

darin, und kam durch einen hellerleuchteten Gang in ein weites Gemach, in dem saß ein uralter Greis mit langem weißem Bart an einem Steintisch und las in einem großen Buch. Die Frau aber faßte sich ein Herz, fiel vor ihm nieder und klagte ihm ihre Noth. D'rauf zeigte ihr der Greis ein Gewölb und hieß sie dort von den angehäuften Schätzen so viel nehmen, als sie bedürfe, doch müsse sie bis zum Glockenschlage Eins aus dem Berge sein, dürfe auch nicht wiederkommen.

Die Frau setzte ihr Kind zur Erde und stand lange im Anschaun der unermeßlichen Reichthümer verloren und zaghaft, was sie zuerst nehmen solle. Da hörte sie es plötzlich in dem nahen Striegau Eins schlagen, und bestürzt und in Hast raffte sie eilig ein Gefäß mit Goldstücken auf und stürzte aus dem Berge, der sich hinter ihr alsogleich schloß. Als sie aber unterm freien Himmel stand, da gewahrte sie erst, daß sie ihr Kind im Berge vergessen, und raufte sich die Haare und weinte und klagte sehr; aber der Berg blieb verschlossen und sie mußte traurig nach Hause kehren, ohne daß sich ihr Herz an dem erlangten Reichthum erfreuen konnte.

Als aber das Jahr um war, da trieb die Mutterliebe in der Johannesnacht sie trotz des Verbots wiederum hinaus nach dem Striegenberge, und wie das erste Mal fand sie diesen offen, und erblickte ihr Töchterlein frisch und munter zu den Füßen des Greises spielend. Hastig erfaßte sie das Kind und entfloh mit diesem, so eilig sie konnte, dem Berge. Das Kind aber war das Jahr über um nichts gewachsen, und schien es ihm wie eine kleine Weile gedünkt zu haben, seit es die Mutter verlassen hatte.

IV.

Sagenkreis

des

Riesengebirges und des Fürstenthums Schweidnitz.

1. Greifenberg.

Die Stadt verdankt ihren Ursprung und Namen der alten, ½ Meilen davon gelegenen Burg Greifenstein, und scheint bereits im 12. Jahrhundert unter Herzog Boleslaus dem Langen gegründet worden zu sein.

1242. erhält sie von Herzog Boleslaus dem Kahlen das Stadtrecht.

Die alte Veste ist seit Anfang des 19. Jahrhunderts bis auf die Mauern abgetragen.

1) Der Vogel Greif.

Vor langen Jahrhunderten bedeckte noch mächtiger und undurchdringlicher Wald die Gegend am Queis zwischen den heutigen Städtchen Friedland und Greifenberg. Friedliche Hirten wohnten im 14. Jahrhundert in den Thälern und am Fuß des Gebirges unter dem Schutz des mächtigen Herzogs Bolko und trieben ihre Heerden auf die schönen und üppigen Auen.

Da geschah es, daß in dem Walde sich ein mächtiger Vogel Greif sein Nest baute, und weithin über das Land seinen Flug nahm und Thiere und Menschen in seinen gewaltigen Klauen mit sich forttrug, sich und seiner Brut zur Nahrung.

Es war aber der Vogel ein so mächtiges Ungethüm, daß man dergleichen nimmer im Schlesierlande erschaut. Er maß von einer Spitze seiner Flügel bis

zur andern wohl 20 Ellen und in seinen gewaltigen Klauen trug er mit leichter Mühe das schwerste Rind oder einen Hirten davon.

So kam große Noth über das ganze Land umher. Die Heerden wurden beraubt und die Hirten selbst mit hinweggeführt, und bald wagte Keiner mehr, sein Vieh auf die Weide zu treiben. Hungersnoth trat ein und in den Weilern herrschte Furcht und Trauer um die Getödteten; täglich ergingen Botschaften an den Herzog, die ihn baten, das Land vor dem Ungeheuer zu schützen und es zu tödten, bevor noch seine Brut herangewachsen sei.

Darum ließ der Fürst Herolde durch das Land reiten und eine große Summe Geldes und reichen Landbesitz dem verkünden, der den Vogel Greif tödten würde mit seinen Jungen. Alsbald fanden sich auch gar Viele, die begierig waren, den Preis zu verdienen, und Ritter und Knechte zogen aus, das Nest des Greifen zu suchen, das Niemand wußte, aber die Meisten kehrten nach vergeblicher Mühe wieder heim und die Andern erlagen im Kampf mit dem Ungethüm, also, daß bald Niemand den Streit mehr wagen mochte.

Vergeblich erhöhete der Herzog den Preis des Sieges; von Tage zu Tage wuchs die Noth und die Verheerung des Landes, und selbst in die bewohnteren Gegenden trug der Vogel auf seinen Raubzügen schon Schreck und Verwirrung.

Da ergriff endlich der Herzog das letzte Mittel und ließ bei Trompeten- und Paukenschall sein fürstliches Wort verkünden, daß der, welcher das Land von dem Vogel und seiner Brut befreie, seine Tochter

Agnete zur Gemalin erhalten ſolle und eine ſtattliche Herrſchaft als Mitgift.

Den Rittern und Herren jedoch war ihr Leben lieber, als des Herzogs Töchterlein, obſchon Prinzeſſin Agnete eine holdſelige und ſchöne Maid war, die gar Mancher gern zur Gemalin gehabt.

Es wohnte aber in der Nähe des Kalenberges und der Neuburg ein junger Schäfer, Gottſche Schof mit Namen, der trieb die Heerde ſeines Vaters vor wie nach in's Gebirge, denn er war ein muthiger und ſtattlicher Jüngling, von hohem Sinn und adeligem Herzen. Der hatte auf Burg Lehnhaus des Herzogs ſchönes Töchterlein erblickt und ſich ſterblich in ſie verliebt. Seitdem ſann er, wo er ging und weilte, auf Gelegenheit, ſie zu ſehen, und beklagte von Herzen ſeinen geringen Stand.

Als nun des Herzogs Aufgebot und Fürſtenwort erging, da zog neue Hoffnung ein in ſeine Bruſt, denn der Aufruf hatte ja Keinen ausgenommen, und er beſchloß, den Streit mit dem Greifen zu wagen und ſo die Prinzeſſin zu gewinnen, oder im Kampfe unterzugehen. Er vertrauete Niemand ſeinen Entſchluß, merkte aber ſeitdem genau, von wannen der Vogel käme und wohin er fliege.

Als er nun endlich gewiß war, daß der Vogel immer gen Sonnenuntergang zurückkehrte, da machte er ſich heimlich eines Morgens auf aus dem väterlichen Hauſe mit einer langen Stange und einem Beil bewaffnet, nahm auf einige Tage Brod mit ſich und wanderte rüſtig in den dicken Wald, das Neſt des Greifen zu ſuchen.

Zwei Tage lang ſtrich er durch das dichteſte Ge-

büſch und durch Gegenden, die er noch nie betreten, doch vergeblich war all ſein Suchen, und auf keinem Felſen, in keinem Dickicht konnte er das Neſt des Vogels erſpähen. Verzweifelnd ſuchte er am dritten Tage den Rückweg, und befand ſich gegen Abend ſchon in der Nähe der Heimath, als er ſich ermüdet ins hohe Gras ſtreckte und ſein Schickſal verwünſchend entſchlief. Da weckte ihn auf einmal ein gewaltiges Rauſchen in der Luft, und als er die Augen aufſchlug, erblickte er den Himmel verfinſtert und ſah mit gewaltigen Schwingen den Greif über die Gipfel der Bäume dahin ſchweben. Alsbald ſprang er auf und folgte dem Vogel, der ſich zu ſeinem Erſtaunen ganz in der Nähe auf dem dichtbelaubten Wipfel einer mächtigen Eiche, allen Bewohnern umher bekannt unter dem Namen der Mahleiche, niederließ. Deutlich vernahm er das gierige Geſchrei der jungen Vögel, mit dem ſie das Rind empfingen, das der Alte in ſeinen Klauen trug.

Hocherfreut verbarg ſich Gottſche alsbald in der Nähe des Baumes im Dickicht. So nahe hatte Keiner das Neſt des Vogels geſucht, das derſelbe gar wohl verborgen. Mit freudigem Herzen und ernſtem Sinnen, wie er ſeinen Feind wohl am beſten erlege, verbrachte der junge Schäfer die Nacht, und kaum war der Morgen herangebrochen, ſo gewahrte er, wie er gehofft, den Vogel ſich erhebend und nach Beute ausfliegend in's Land.

Alsbald machte ſich Gottſche rüſtig an die Ausführung ſeines Planes und ſammelte in den Gebüſchen umher dürre Reiſer, die band er zuſammen zu einem Bündel und befeſtigte es an ſeine Stange und klomm die untern Aeſte der Eiche hinauf. Dort machte er

Feuer und zündete das Reißigbündel an, und als die dürren Hölzer hell loderten, hob er die Stange bis zu dem Neſt auf dem Wipfel der Eiche und zündete dieſes an. Bald umhüllten Feuer und Rauch den Gipfel des Baumes, und Gottſche, wohl verborgen im dichten Geſtrüpp, ſah mit Freude, wie die jungen Greife vergeblich vor dem Feuer ſich wehrten und die Flamme ſich immer mächtiger ausbreitete, das ganze Neſt erfaſſend, und eine dichte Rauchſäule ſich emporwälzte in den blauen Morgenhimmel.

Kläglich ertönte das Geſchrei der verbrennenden Brut. Da rauſchte es mächtiger als die Flammen über den Wald her, und hoch durch die Lüfte kam der alte Greif geflogen, durch den Rauch des brennenden Neſtes herbeigelockt. Mit lautem Gekreiſch zog er in engen Kreiſen um den Gipfel der brennenden Eiche und ſchlug mit ſeinen gewaltigen Fittigen hinein in die lodernden Flammen, die Gluth zu dämpfen und ſeine Jungen zu retten. Aber die blinde Wuth des Vogels gereichte ihm ſelbſt zum Verderben. Denn von dem Schlag ſeiner Flügel angefacht, flammte die Gluth nur noch heller empor und ergriff und verſengte ſeine Schwungfedern, daß er kraftlos zur Erde taumelte. Da machte ſich nun eilig der Jüngling über ihn her und ſchlug mit dem Beil, das er an die Stange gebunden, wacker auf das Ungethüm los. Mit Flügeln und Krallen wehrte ſich der Greif. Gottſche aber wich ſtets ſeinen Schlägen geſchickt zur Seite aus und verdoppelte ſeine Hiebe, bis der Vogel ermattet ihnen unterlag und verendete. Jubel erfüllte nach dieſem Sieg des Jünglings Seele, er gedachte des geliebten Preiſes und machte ſich eilig auf den Weg nach ſeiner

Heimath. Frohlockend trat er in seines Vaters Hütte und verkündete dem erstaunten Alten sein Glück. Bald verbreitete sich die Kunde rings umher, und Jubel erscholl über die Befreiung von solcher großen Noth. Gottsche aber machte sich auf mit rüstigen Männern und Stricken und Seilen und einem Gespann starker Ochsen, und führte den Zug hinaus zur Mahleiche, wo der todte Greif lag. Dort sammelten sie aus der Asche die drei Köpfe der jungen Greifen und schlangen Seile um das todte Ungethüm, spannten die Ochsen davor und zogen es nun im Triumph nach der Neuburg, wo der Herzog zur Zeit Hof hielt. Wie ein Strom schwoll der Zug und von tausend Lippen erklang jauchzend der Name des heldenmüthigen Siegers.

Auch zur Burg war die Kunde von dem frohen Ereigniß schon gedrungen, und im Rittersaal, umgeben von seinen Edlen und seinem Hofstaat, erwartete der Herzog den Zug. Da quoll er heran, eine unübersehbare Masse jubelnden Volkes, voran der glückliche Sieger, bescheiden in stiller Demuth und in dem schlichten Schäfergewande, geführt von seinen Freunden, und hinter ihm drein das todte Ungethüm, um das sich das Volk mit Staunen schlug. Hinauf in den Saal drängte die Menge, und hundert Kehlen verkündeten die That und riefen nach dem versprochenen Lohn für den Sieger.

Huldvoll trat diesem der Herzog entgegen und vernahm von ihm die ausführliche Kunde des Geschehenen. Während indeß der Frauen und besonders Prinzessin Agnetens Blicke mit Wohlgefallen auf der stattlichen schlanken Jünglingsgestalt ruhten, steckten die Edlen die Köpfe zusammen, und beriethen von Miß-

gunst und Stolz entbrannt sich heimlich unter einander, und als nun Gottsche seine Erzählung geendet und das Volk ungestüm für ihn den Preis verlangte, da traten die Aeltesten aus der Ritterschaft zu dem Fürsten und sprachen: „Nicht zugeben dürfen wir es, Herr, daß jener Schäfer für eine That, wie auf solche Weise sie jeder Knecht hätte vollführen können, dein fürstliches Haus entweihe und die Prinzessin heimführe, die doch als Preis wohl nur einem ebenbürtigen Freier galt. Lohne den Mann mit Gold und Silber, wonach ihn doch wohl am meisten gelüsten wird, und wähle einen Freier aus edlem Stamm für die Prinzessin, deine Tochter."

Purpurroth übergoß das Gefühl seiner niedrigen Geburt den Jüngling. Die Edlen riefen dem Redner Beifall zu, das Volk murrte in stillem Grimm. Da aber erhob sich der edle Herzog und trat mitten unter sie und sprach: „Wohl habe ich gemeint, als ich die Hand meiner Tochter zum Preise gesetzt, daß ein Ritter und Edler sich selbe verdienen werde, da ja bei ihnen eben der Muth und die Tapferkeit wohnen sollen, und es die Pflicht des Ritters ist, tapfre Thaten zu vollbringen zum Schutze des Landmanns. Da aber sei Gott für, daß ich mein fürstlich Wort hinterdrein durch Klügeln und Deuteln ein Haar breit verändern wolle, und da dieser Jüngling aus niederm Blut entsprossen, weil keiner meiner Edlen, zur Schmach sei es gesagt, Muth und Tapferkeit genug gehabt, sein Leben willig daran zu wagen, so hat er dadurch genug bekundet, daß er würdig sei, in die Reihe der Besten und Edelsten aufgenommen zu werden. So will ich ihm denn den Weg öffnen, sich würdig zu machen der Verbindung mit meinem fürstlichen Geblüt, und er möge

hinausziehen und ſich verſuchen in adeligen Dingen, und wenn er heimkehrt als ein wackerer und würdiger Rittersmann, werde ich mich nimmer weigern, ihm mein fürſtlich Wort zu halten."

Drauf befahl der Herzog dem Schäfer niederzuknien, und ſchlug ihn kraft ſeiner Fürſtenwürde zum Ritter, ſchenkte ihm die Neuburg und benannte dieſelbe zum Andenken der That von nun an Greifenſtein. Drauf befahl er ihm, am andern Morgen mit Sonnenaufgang ſeine Schafheerde zum Thore der Burg hinauszutreiben, und ſo viel Land er bis Sonnenuntergang damit umziehen werde, ſolle ſein Eigenthum und Lehen ſein.

Lauter Jubel des Volkes erfüllte bei dieſem Ausſpruch den Saal. Beſchämt mußten die ſtolzen Ritter ſchweigen, und in holder Scham erröthend barg die ſchöne Agneta ihr Antlitz an der Bruſt ihrer Mutter. Niemand aber war glücklicher, als Gottſche, vor deſſen Augen ſich jetzt ein längſt erſehntes Leben voll Liebe und Waffenruhm aufthat. Mit heiligen Eiden gelobte er ſich im Innern, durch Tugend und Tapferkeit ſolch holden Lohnes ſich würdig zu machen.

Als nun am andern Morgen die Sonne ihre erſten Strahlen warf, trieb er nach des Herzogs Gebot mit ſeiner Heerde zum Burgthor hinaus und weit hinab über Berg und Thal, durch Wald und Wieſen, gefolgt von vielem Volke, daß er einen gar weiten Umkreis umzogen, ehe er mit der ſinkenden Sonne zur Burg kehrte. Die ganze Strecke mit Wäldern und Bergen und Allem, was darauf war, ſchenkte ihm nun der Herzog zum Eigenthum.

Drauf nahm der junge Ritter eifrig Unterricht in

allen Waffenübungen und adeligem Gewerbe, und ehe der Mond sich zweimal gefüllt, zog er hinaus in die Ferne nach Ehre und Namen, und hinter ihm flossen die Thränen der schönen Agnete die ihn schon von Herzen lieb gewonnen.

Im deutschen Reich wüthete eben gar harte Fehde. Gottsche zog zu des Kaisers Heer und verrichtete in mancher Schlacht gar herrliche Waffenthaten, daß bald der Kaiser sein Auge auf ihn warf, ihn hoch und werth hielt und ihn zu seinem Waffenträger machte. Und als in einer großen Schlacht der Ritter mit seinem tapfern Arm den Sieg erkämpft, erhob ihn der Kaiser in den Grafenstand, verlieh ihm viele Güter und Rechte *), und gab ihm den Namen Schaffgotsch.

Während dessen hatte daheim im Schlesierland die schöne Agneta mit Liebe des Verlobten geharrt. Nur selten gelangte Kunde von ihm aus weiter Ferne zu ihr und endlich blieb sie ganz aus. Prinzessin Agnete härmte sich, und Alle glaubten den Ritter todt und verschollen. Zwei Jahre waren so dahingegangen, da hielt Herzog Bolko ein großes Turnier auf seiner Burg Löhnhaus, und Herolde verkündeten es weit durch die Nachbarschaft.

Als nun der Tag des Turniers gekommen war, saß der Herzog mit großer Pracht, umgeben von seinen Vasallen, auf dem Altan, und Prinzessin Agneta war bestimmt, dem Sieger den Preis zu ertheilen. Mannlich turnirten die Ritter vor solchen schönen Augen, und rangen um den Sieg; da ritt zuletzt ein fremder

*) s. Sagenkreis vom Kynast, III. Mehre Chronisten erzählen diese Erhebung von Gottsche II., Gottsche Schofs Sohn.

Rittersmann in die Schranken, einfach und sonder Abzeichen, schwarz geharnischt, der führte im Schild drei Greifenköpfe und nannte den Kampfrichtern einen unbekannten Grafennamen. Niemand kannte den Fremden, dessen Antlitz das Visir verbarg, nur Prinzessin Agnete begann unruhig das Herz zu klopfen bei seinem Anblick, sie wußte nicht, woher.

Als nun der Ritter den Kampf begann, da erkannten bald Alle seine Kraft und Gewandtheit, und einen Gegner nach dem andern streckte er in den Sand, bis keiner mehr den Sieg ihm streitig zu machen wagte, den ihm alsbald auch die Kampfrichter zuerkannten. D'rauf führten sie ihn mit großem Gepräng zum Altan des Herzogs, um den Dank zu erhalten. Als er nun aber niederkniete vor der Prinzessin und den Helmsturz löste, um den üblichen Kuß auf die Stirn zu empfangen — da schauten Gottsche's freundliche Züge, männlich gebräunt, die Prinzessin an und mit einem lauten Schrei der Freude sank sie ohnmächtig in die Arme ihres Verlobten.

Groß war der Jubel, als nun Alle den tapfern Bezwinger des Greifen erkannten, und der Ritter dem alten Herzog die Urkunde seiner Erhebung und ein eigenhändig Schreiben des Kaisers überreichte, darin dieser Kunde that von der Tapferkeit Gottsche's. Mit Freuden umarmte ihn der Herzog, führte ihn zu seiner Verlobten und fügte ihre Hände segnend in einander. Drauf befahl er, daß alsobald auch der Priester den Segen über sie spreche, und hielt großes Festlager zur Feier der Hochzeit 8 Tage lang.

Ritter Schaffgotsch aber ward der Stammherr eines mächtigen, noch immer blühenden Geschlechts.

Seinem Vater, der ein Schäfer bleiben wollte sein Leben lang, baute er eine große Schäferei dem Maiberge gegenüber, daraus später das röhrsdorfer Vorwerk entstanden. Die Burg Greifenstein aber behielt zum Andenken ihren Namen bis heutigen Tages, obgleich sie selbst längst in Trümmer gefallen. Nach ihr wurde auch das Städtlein an ihrem Fuß Greifenberg genannt.

2) Die Ahnfrau.

Auch auf dem Greifenstein ließ sich vor Zeiten die Ahnfrau sehen und verkündete durch ihre Erscheinung Glück und Unglück. Man ließ sie ruhig gewähren und gewöhnte sich an sie, da sie Niemand was zu Leide that, der sie nicht muthwillig verhöhnte oder vor ihr floh. Wer dies that, zog sich sicher bald einen Unfall zu, dagegen schützte und schirmte sie die, welche freundlich gegen sie waren und ein Ave für ihre Seele beteten.

Man erblickte sie am Tage, öfter noch des Abends und Nachts durch alle Gänge der Burg wandeln, vorzüglich vor der Kapelle, und wenn der Burg oder ihren Besitzern ein Unglück drohte, ängstlich und händeringend, selbst wehklagend umhereilen. Ein weißes Gewand umhüllte sie und ein leichter Schleier ließ ihr bleiches Antlitz mit sanften, aber tief betrübten Zügen erkennen. Nach allen ihren Erscheinungen verschwand die weiße Frau gewöhnlich in die sogenannte blaue Kammer, ein Gemach in der Burg, in dem man von außen bei Nachtzeit fast stets ein hellblaues Licht bemerkte.

Niemand konnte über ihre Erscheinung Auskunft geben, und selbst gelehrte Männer riethen nur dem Burgherrn, sie ungestört gewähren zu lassen. — Von ihrem Wirken und Treiben hier einige Züge.

Ein Burgvoigt des Greifensteins hatte eine liebliche Tochter, eine keusche und fromme Maid. Von Kindheit an hatte die weiße Frau dieselbe in ihren besondern Schutz genommen, und das Mädchen schloß ihre Beschützerin täglich in ihr frommes Gebet ein. — Ein fremder Ritter, der bei dem Burgherrn zum Besuch eingekehrt, hatte sein lüsternes Auge auf die herrliche Gestalt der Jungfrau geworfen, aber an ihrem tugendhaften Sinn scheiterten alle seine verführerischen Lockungen. Da führte eines Abends spät ein Gang zu ihrer Gebieterin das Mädchen noch an dem einsam gelegenen Gastzimmer ihres Bedrängers vorüber, der dies gewahrend es für eine günstige Gelegenheit hielt, sein Ziel zu erreichen. Als die Jungfrau zurückkehrte, sprang er unerwartet hervor und zog die Ueberraschte gewaltsam in sein Zimmer, dessen Thür er verschloß. So sehr sie sich auch sträubte, war die Tugendhafte doch in Gefahr, der Gewalt des Frevlers zu unterliegen, da rief sie in der Angst des Ringens die Ahnfrau zu Hilfe, und alsbald erbebte das Gemach von einem heftigen Schlage, und die Gerufene stand vor ihnen. Bebend fiel der Ritter in die Knie und schlug ein Kreuz über das andere. Die Ahnfrau aber öffnete mit einem Wink die verschlossene Pforte für das Mädchen, das eilig entfloh. Am Morgen fand man den Ritter todt in seinem Gemach. —

Ein neuer Koch war gerade beschäftigt, zu einem großen Taufschmause in der Küche Alles aufs Beste

herzurichten, da hörte er, wie die Ahnfrau an der Burgkapelle ſich zeige, darin das Kind getauft wurde, Neugierig ließ er Alles ſtehen und liegen, lief herbei den Geiſt zu ſehen, und betete für deſſen baldige Erlöſung. Als er aber zur Küche zurückkehrte, fand er zu ſeinem großen Schrecken die Gerichte verbrannt und vom Feuer verdorben.

Die Zeit war zu kurz, um andere Speiſen zu bereiten. Da fiel er auf den Gedanken, anſtatt zu fluchen und zu ſchelten, die Ahnfrau um Hilfe zu bitten, und kaum hatte er dies gethan, ſo erfüllte ein blauer Schein die ganze Küche, und alle Schüſſeln erhielten ihre erſte Geſtalt wieder und waren köſtlicher zugerichtet denn zuvor. —

Der Burghauptmann Chriſtoph von Naſchwitz überfiel einſt das Kloſter Liebenthal, raubte und plünderte daſelbſt und ſchleppte die ſchönſten der frommen Jungfrauen in die Kerker des Greifenſteins. Da öffnete die Ahnfrau ihnen die Pforten des Kerkers und führte ſie unentweiht aus der Burg; der Ritter von Naſchwitz aber mußte in eiliger Flucht ſein Heil ſuchen, um ihrer Rache zu entgehen. —

Einſt kehrte während der Abweſenheit des Burgherrn ein fremder Rittersmann auf dem Greifenſtein ein, ein frecher und böſer Geſell. Der hatte von der Erſcheinung gehört, und frug im Uebermuth, ob er die ſchöne Ahnfrau wohl zur Schlafgenoſſin erhalten könne. Der greiſe Burgvoigt ſchauerte vor dieſem Frevel und ahnte ein böſes Ende. Doch führte er den Fremden in das Gaſtgemach, wo dieſer ſich mit zwei andern Rittern alsbald zum Imbiß niederließ, dabei fluchte und prahlte und die Ahnfrau verſpottete. Als nun

einer der beiden dienstthuenden Knappen die erste Schüssel brachte und an die Thür gelangte, stürzte er zu Boden und verschüttete das ganze Gericht. Der Ritter lachte und befahl dem zweiten, nach der Küche zu gehen. Der brachte glücklich einen großen Schinken, als aber der freche Prahler ein Stück davon losschneiden wollte, verwandelte es sich plötzlich in Stein, desgleichen das Brod, und der Wein in seinem Becher wurde zu stinkendem Wasser. Und als nun endlich gar ein gebratener Truthahn sich erhob und auf und davon flog, da fingen auch die andern beiden Tischgenossen an, gleich ihrem Gefährten auf diesen Spuk zu lästern und zu toben. Es bekam ihnen aber schlecht. Denn urplötzlich und von unsichtbarer Gewalt fühlten sie die Sessel unter sich hinweggezogen, daß sie zu Boden stürzten und der schwere Tisch über sie her. Auch die Knappen wurden in die Verwirrung gezogen, die Kerzen verlöschten und mit einem Donnerschlage öffnete sich der Fußboden des Gemachs, und sie stürzten sämmtlich in ein Gewölbe hinab, daß sie alle Rippen im Leibe zerbrochen wähnten.

Am andern Morgen, als der Burgvoigt kam, die Herren zu wecken, fand er die Zerstörung im Gemach, die Gäste aber verschwunden. Nach langem Suchen fand er durch ihr Stöhnen geführt sie endlich in einem untern Gewölbe sämmtlich gar elend und zerschlagen. Kaum aber waren sie wieder an's Tageslicht gezogen, so eilten sie, so schnell sie konnten, die Burg zu verlassen, und es wünschte keiner von ihnen mehr die Ahnfrau zu sehen. —

Ein andermal kam ein feister heuchlerischer Mönch auf die Burg und forderte Nachtherberge. Während

des Abends ſpann er eine Buhlſchaft an mit der jungen und lüſternen Frau des alten Burgvoigts, und verabredete mit ihr, daß ſie ihn zur Nacht beſuchen ſolle. Um allen Verdacht zu meiden, drang er darauf, daß ihm ſein Lager in der verrufenen blauen Kammer angewieſen werde, indem er meinte, daß über ihn als einen Gott geweihten Prieſter böſe Geiſter keine Macht hätten. Als er nun in das Gemach ſich begeben und eine geweihte Kerze angezündet hatte, erblickte er an der Wand gegenüber eine volle Weinflaſche mit Becher, kaum aber hatte er durſtig darnach gegriffen, ſo verwandelte ſie ſich in eine Schüſſel voll Salz. Aergerlich darüber harrte er nun ſeiner Buhlerin, die auch bald mit einem Krug voll Wein erſchien, und mit der er nun luſtig und guter Dinge war. Kaum aber hatten ſie ſich zärtlich umarmt, da ſtand die Ahnfrau mit drohendem Geſicht vor den Schuldigen. Dem Pater ſank aller Muth und vergebens beſann er ſich auf einen Bannfluch; die Ehebrecherin aber blieb bewußtlos liegen.

In der nämlichen Stellung fand ſie am andern Morgen noch mit Verwunderung der alte Burgvoigt, als er den Pater zu wecken kam. Erzürnt ließ er den geilen Pfaffen, der ſeine Sprache vor Schreck verloren, von zwei Knechten tüchtig durchbläuen und dann zur Burg hinauswerfen; das Weib aber bekannte ſeine Sünden und ſtarb noch am nämlichen Tage. —

Bei einem Feſtgelag, das der Burgherr, Johann von Schaffgotſch, gab, lud einer der Knappen im Rauſch und frevlen Uebermuth die Ahnfrau ein, ihn zum Gevattermahl auf morgen zu beſuchen. Plötzlich ſtand die

Ahnfrau vor ihm und verkündete ihm, daß sie kommen werde.

Mit dem Weinrausch hatte er auch die Einladung vergessen. Als er aber am andern Abend mit seinen Gästen am Mahl saß und die bestimmte Stunde geschlagen, erscholl plötzlich ein groß Getöse vor der Thür und die Ahnfrau trat herein mitten unter die Geladenen. Erschrocken wollten Alle entfliehen, sie gebot ihnen aber durch Zeichen, zu bleiben und ihr den versprochenen Platz einzuräumen. Drauf trank sie, ehe sie wieder verschwand, aus einem Becher auf das Wohl der Wöchnerin und des Säuglings, den Wirth aber lud sie auf den siebenten Tag zum Gegenbesuch ein.

Mit Angst und Zagen erwartete dieser den bestimmten Abend. Ein starkes Gewitter tobte um die Burg und erschütterte sie in ihren Grundmauern; zur verheißnen Stunde trat die Ahnfrau vor den Frevler und winkte ihm zu folgen. Halbtodt schritt er ihr nach. So führte sie ihn durch unbekannte Gänge bis zu dem Todtengewölbe, wo sie verschwand und unter Entsetzen und Verzweiflung den Knappen zwischen den Todtengebeinen zurückließ. Wie wurde ihm aber erst, als die Gerippe sich aus ihren Särgen emporrichteten und ihn zu umarmen drohten! Tausendmal seinen Frevel bereuend, glaubte er hier Hungers sterben zu müssen, und verzweifelte schier, bis die Ahnfrau endlich wieder erschien und ihn ins Freie führte, wo bereits der Morgen zu dämmern begann. Eine lange Krankheit warf ihn aufs Lager und lehrte ihn, nimmer wieder des Geistes zu spotten. —

Kleine Vergehungen bezahlte sie mit Rippenstößen,

Ohrfeigen und dergleichen von unsichtbarer Hand, daß gar Viele blaue Flecken und Beulen davon aufzuweisen hatten. Dagegen bewies sie sich auch eben so wohlthätig und schützend. Besonders schien sie ihren Schutz auf Magdalena von Schaffgotsch, geborne von Zedlitz, übertragen zu haben, der sie häufig erschien, so daß diese endlich ganz sich daran gewöhnt hatte. Besondere Sorgfalt erwies die Ahnfrau ihr, wenn sie im Wochenbett lag. Zu dieser Zeit hielt sie fast immer Wacht vor dem Zimmer der Wöchnerin, und wenn das Kind unruhig wurde, reichte sie es der Mutter oder wiegte es zur Ruhe.

Auch dem unglücklichen Hans Ulrich II. von Schaffgotsch widmete sie von seiner Jugend an eine besondere Liebe. Sie zeigte ihm im Traume das Bild seiner künftigen Gattin, der Prinzessin Barbara Agnes von Liegnitz, und später auch sein trauriges Schicksal. Seit dem Tage aber, an dem sein Haupt zu Regensburg von Henkershand gefallen war, erschien sie im schwarzen Gewand und in tiefer Trauer. Sie zertrümmerte den kaiserlichen Adler über der Burgkapelle und alle kaiserlichen Wappen. Erst mit dem Einzuge Christoph Leopolds von Schaffgotsch erschien sie wieder in ihrem weißen Gewand und zeigte diesem im Traume einst genau die Stelle an, wo er seinen Trauring verloren hatte.

Während wüste Kriegsvölker auf dem Greifenstein hausten, schien sie diesen ganz verlassen zu haben. Erst nach deren Abzug zeigte sie sich. Oft hatten die Besitzer der Burg Belohnungen ausgeboten für die, welche dem umherwandelnden Geist seine Ruhe wiederzugeben vermöchten, und mehrfach hatten Wagehälse und kühne

Männer zu diesem Zweck in der blauen Kammer übernachtet. Aber wenn die Ahnfrau erschien, hatte Keiner das Herz, sie anzureden, so sehr sie es auch zu wünschen schien. Ein frommer Pilger endlich wagte es, und ihm bezeichnete die Ahnfrau die Stelle, wo ihre Gebeine für eine begangene Sünde in ungeweihtem Boden lägen. In einem tiefen Burgverließ fand man diese und bestattete sie alsbald zur Ruhe.

Lange noch wirkte die Ahnfrau segensreich fort, warnte und bestrafte; doch erschien sie immer seltener. Und als der Pater Marjanus in der verfallenden Burgkapelle die letzte heilige Messe las, soll die Ahnfrau auch zum letzten Mal sich auf dem Greifenstein gezeigt haben.

2. Hirschberg.

Die größte, schönste und wohl auch die wohlhabendste Stadt des Riesengebirges. Sie liegt am Einfluß des Zacken in den Bober und ist bekannt durch reichen Leinwandhandel.

Geschichts-Kalender.

1108. von Herzog Boleslaus mit Mauern und einer Kirche versehen.
1241. durch Boleslaus den Kahlen erweitert.
1427. den 13., 17. und 18. September vergeblich durch die Hussiten bestürmt.
1435. die Burg auf dem Hausberg von den Städtern geschleift.
1549. den 18. Mai brennt durch Verwahrlosung gänzlich nieder. Es leidet im dreißigjährigen Kriege mehrfache Plünderungen und Drangsale.

1) Name und Ursprung.

1.

Auf der Stelle von Hirschberg stand im 10. Jahrhundert nur mächtiger Urwald und hausten die Hermunduren hier, ein heidnischer und tapferer Volksstamm. Einer ihrer Herzöge oder Fürsten hat allda nach langer Jagd einen großen Hirsch erlegt, und ist dabei aus Todesgefahr, mit der ihn der Hirsch bedrohte, errettet worden. Zum Gedächtniß hat er auf der Stätte ein Lehn gestiftet.

Das Jahr der Gründung ist unbekannt, doch soll es bereits um 1002 ein kleiner Flecken gewesen sein.

Noch heute führt die Stadt einen Hirsch im Wappen.

2.

Eine andere Sage erzählt:

Ums Jahr 1004 hat König Boleslaw Chrobri von Polen mit seinem Kriegsheer sich in das Riesengebirge geflüchtet, als er von dem Böhmer Herzog Udalrich aufs Haupt geschlagen worden. Da nun die schönen Auen und Wälder dem König gar wohl gefallen, so rief er einen Edlen zu sich, mit Namen Pancheleníck, als der ihm den Weg dahin gezeigt, und befahl ihm, am Fuß der Berge eine Burg zu erbauen. Solches ist geschehen, und ist das neue Haus oder Burg, um welches sich darauf viel andere angereiht, nach dem Erbauer Pancheleni, später Hyrczberg (Hirschberg), der Berg aber Hausberg und die alte Burg das Bolkenhaus genannt worden.

2) Die Schätze im Hausberg.

Im Hausberg, in den verschütteten Kellern liegen noch reiche Schätze aufbewahrt an Gold und edlen Gesteinen, mächtige Geister aber bewachen den Eingang.

Nur einmal im Jahre in der Christnacht von 12 bis 1 Uhr, so lange zu Hirschberg in der katholischen Kirche der Gottesdienst währt, ist der Keller geöffnet, und eine Thür führt mitten in den Berg durch einen langen und schmalen Pfad zu den glänzenden Gewölben.

Vor 100 Jahren hat ein armer Perückenmacher zu Hirschberg, Kilian mit Namen, Muth und Glück gehabt, und ist zweimal in den Gewölben gewesen, hat auch seinen ganzen Puderbeutel allda mit Gold und Silber angefüllt und glücklich herausgebracht. Als er aber von Habsucht bethört es zum dritten Mal versucht, ist er nicht mehr heimgekehrt, und man hat seinen Körper zerschellt zwischen den Felsen gefunden. Seitdem hat Keiner mehr das Wagstück unternommen.

3) Das steinerne Kind an der hartauer Brücke.

Im Jahre 1608 den 2. Junius entstand durch einen langwierigen Wolkenbruch eine solche Wasserfluth, daß der Zackenfluß Alles rings umher überschwemmte und viele Menschen verunglückten.

Eine Mutter, die am Ufer stand, sah wie der wüthende Fluß ihr einziges Kind in der Wiege daher führte, und sank in höchster Verzweiflung zur Erde und flehte Gott um Errettung. Und siehe, die Wogen, die rings Alles verschlangen, trugen die Wiege und das Kind unversehrt bis zur hartauer Brücke, wo es glücklich herausgezogen wurde. Zum Gedächtniß ließ die dankbare Mutter an einem Brückenpfeiler das Kind in Stein aushauen.

4) Molkenhaus.

Nur geringe Ruinen des Molken- oder Bolkoschlosses (auch Molkenhaus genannt) findet man noch auf dem Molkenberge am rechten Boderufer bei Eichberg. Auf derselben Stelle soll früher ein altes heid-

nisches Gebäude gestanden haben, vom Herzog Boleslaw ist dies aber anno 1198 (nach Andern 1289 von Bolko I.) zerstört und ein Schloß dort erbaut worden.

In den Ruinen der alten Burg ist es nicht recht geheuer und keiner der Umwohnenden wagt des Nachts vorbeizugehen, weil sich gräuliche Gebilde da zeigen sollen. Vielleicht bewachen sie verborgene Schätze.

5) Der Leichenzug bei Glausewitz.

Unweit Glausewitz ist ein Gränzgraben, da zeigt sich oft eine gar schaurige und vorbedeutende Erscheinung.

Wenn nämlich ein Glied der Familie Schaffgotsch sterben soll, sieht man 3 Tage vorher um Mitternacht über den Graben einen Leichenzug wandeln. Schwarze Pferde ziehen den schwarzverhangenen Sarg und viele dunkle Gestalten gehen ihm voran und folgen ihm mit Fackeln. Es ist noch nicht so lange her, daß eine adelige Dame diesen Zug gesehen, als sie gerade nach einer Besitzung der Grafen zum Besuch reiste, und als die 3 Tage vergangen waren, erhielt sie die Nachricht von dem Tode eines der Familienglieder.

3. Burg Kynast.

Auf einem hohen Granitfelsen nahe bei Hermsdorf erheben sich die stattlichen und wohlerhaltenen Ruinen der Burg. Ihre Zinnen bieten eine reizende Aussicht in die Thäler von Warmbrunn, Hirschberg und Schmiedeberg, und auf die umliegenden Höhen und Burgen des Gebirges. Unzählige Besucher strömen Jahr aus Jahr ein zu ihr.

1) Name und Ursprung.

Ums Jahr 1278 soll auf dem Berg ein altes Jagdhaus gestanden haben; an dessen Stelle hat Herzog Bolko I. von Schweidnitz im Jahre 1292 die feste Burg erbaut. Von Anfang hat dieselbe den Namen Neuhaus geführt und ist erst später nach dem Berge „Chynast" benannt worden.

Burg Kynast ist auch eine jungfräuliche Burg und noch niemals erobert worden. Selbst die Tartaren haben im Jahre 1241 unverrichteter Sache wieder abziehen müssen, und sind ihrer viele von den Vertheidigern der Burg durch hinabgewälzte große steinerne und eiserne Walzen und Balken getödtet worden. Dazumalen war der Schloßberg noch ganz kahl und nicht mit Bäumen bewachsen.

In den Frauenteich (der sonst viel größer gewesen), am Fuße des Schloßberges, sind ihre und ihrer Pferde Leichname geworfen worden, und noch heutigen Tages findet man dort tartarische Hufeisen.

2) Die vier blutigen Streifen im Wappen der Schaffgotsch.

Gotsche Schof II., Gottsches Sohn, diente im Heerbann Kaiser Carls IV. im Jahre 1377. Zur Zeit aber belagerte der Kaiser Erfurt im Thüringer Land und hielt ein groß Treffen dabei. Die Schlacht war gar blutig und der Tod hielt reiche Saat. Von den Kaiserlichen aber hielt sich Ritter Gotsche Schof am wackersten, verrichtete vor den Augen des Kaisers manche Heldenthat und gewann ihm mit seinem tapfern Arm die Schlacht. Da rief der Kaiser, als der Sieg erfochten, den Ritter zu sich, lobte ihn vor dem ganzen Heer und reichte ihm zum Dank die kaiserliche Hand. Gotsche aber, bevor er die Hand des Kaisers erfaßte, wischte die noch blutbespritzte Rechte an seinem blanken Brustpanzer ab, daß 4 blutige Streifen darauf zurückblieben. Der Kaiser, als er solches ersehen, ertheilte ihm sofort das Recht, die vier blutigen Streifen als Wahrzeichen seinem Wappen beizufügen, schenkte ihm die reiche Herrschaft Kynast *), Warmbrunn und andere im Schlesierland und erhob ihn in den Grafenstand.

Von dieser Zeit her nannte sich der Ritter Schoff Gotsche, welches in Schaffgotsch umgeändert worden.

---

*) Nach andern Ueberlieferungen ist der Kynast dem Ritter von Herzog Bolko II. zu eigen gegeben worden.

3) Der Wolf und das Lamm.

Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges war Herr Hans Ulrich von Schaffgotsch, General in kaiserlichen Diensten, Burgherr zu Kynast, ein ehrenfester und adeliger Mann und getreuer Unterthan seines Herrn, des Kaisers, obgleich er ein Protestant war.

Zur selben Zeit lebte zu Obergiersdorf in der Herrschaft Kynast als evangelischer Prediger Johann Andreas Thiele, der mit dem Burgherrn vielfach befreundet und oft in seiner Nähe war.

Besagter Thiele aber hatte den Ruf, er verstände nach der Constellation der Gestirne jedem Menschen sein Schicksal vorherzusagen, sofern er nur genau Tag und Stunde seiner Geburt wisse. Der Freiherr gab nicht viel auf diesen Ruf und verspottete oft den Glauben daran.

Einstmals, am 2. Mai 1633, hielt Herr Ulrich ein großes Gastgelag auf Burg Kynast zur Feier seines Geburtstags, und unter den Anwesenden befand sich auch der Prediger Thiele. Im Lauf des Gesprächs kam die Rede auf die Kunst des Geistlichen, und der Burgherr forderte diesen auf, ihm sein Horoscop zu stellen und sein künftiges Schicksal zu weissagen.

Thiele machte seine Berechnungen, weigerte sich aber hartnäckig, das Resultat derselben dem Freiherrn und seinen Gästen mitzutheilen. Erst auf vieles Dringen erklärte er: „daß ein kaltes Eisen dem Leben des Generals ein Ende machen werde.“

Schaffgotsch lachte dazu und um die Weissagung des Geistlichen zu verspotten, wies er ihm ein säugend Lamm, das im Burggarten weidete, und erklärte, wenn

Thiele dessen Ende voraussagen könne, wolle er auch an seine Prophezeihung glauben.

Der Prediger verstand sich hierzu, und alsbald wurde der Schäfer herbeigeholt und von diesem die Stunde der Geburt des Lammes erforscht. Thiele behauptete nach angestellter Berechnung, das Lamm würde vom Wolfe gefressen werden; der Freiherr aber, um seine Prophezeihung zu Schanden zu machen, befahl lachend, das Lamm sofort zu schlachten und zum Mittagsmahl zu bereiten. Solches geschah alsobald.

Bei Tafel erinnerten der Graf und seine Gäste sich wieder des Lammes. Ein Gang nach dem andern aber wurde aufgetragen, ohne daß der Lammbraten erschien. Da befahl der Freiherr ungeduldig, sofort es zur Tafel zu bringen, statt seiner aber erschien der Koch mit ängstlicher Geberde und berichtete, daß das Lamm, schon am Spieße steckend, von einem zahmen Wolfe aufgefressen worden, der auf dem Kynast gehalten wurde, und zum Drehen des Bratspießes abgerichtet war. Noch nie hatte das Thier bisher sich eines solchen Raubes schuldig gemacht, und der Koch auch nur auf wenige Augenblicke die Küche verlassen. Alle Gäste verstummten auf diese unerwartete Kunde. Der Freiherr selbst erbleichte und legte sein Messer auf den Tisch. Doch sprach er gefaßt: „des Herrn Wille geschehe! Ich bin mir bewußt, dem Kaiser, meinem Herrn, allzeit redlich gedient und das Beste des Landes gewollt zu haben. Herr, du wirst meine Unschuld sicher zu Tage bringen.“

Drauf hob er die Tafel auf, begab sich in sein Gemach und legte sich zu Bett, weil er sich unwohl und angegriffen fühlte. Die Gäste aber gingen be-

stürzt und in banger Ahnung aus einander, ohne daß doch Jemand das nahe bevorstehende Unglück glaubte; denn der Freiherr ward von Freund und Feind hoch geehrt und geliebt seiner Rechtschaffenheit halber.

Wie aber der Prediger Thiele vorausgesagt, so ging es in Erfüllung. Noch ehe ein Jahr vergangen, wurde der edle Freiherr durch die Kabalen seiner Feinde verhaftet, und, des Hochverraths fälschlich und ohne Beweise beschuldigt, fiel sein Haupt unter dem kalten Eisen des Henkers zu Regensburg am 23. Juli des Jahres 1635.

So lohnte der Kaiser seinem treuen Diener.

4) Der Sprung vom Kynast.

Durch des Kynasts stolzgebaute Veste
Schallt der Jubel ritterlicher Gäste,
Herzog Ludwig hält sein festlich Mahl.
Und die Herzogin von allen Frauen
Ist gleich einer Lilie zu schauen
Stolz und schön beim fürstlichen Gemahl.

Pauken und Trompeten laut erschallen
Und der Edlen frohe Schaaren wallen
Durch der Säle reichgeschmückten Bau,
Lieder klingen hier und Becher kreisen,
Dort schwingt sich der Tanz in leichten Weisen,
Und das Volk drängt jubelnd sich zur Schau.

Einer nur steht ferne von den Frohen,
Einer nur ist dieser Lust entflohen
Zu des Gartens grünumhüllter Nacht.
Ach er trägt den tiefen Gram im Herzen,
Und der hoffnungslosen Liebe Schmerzen
Hat dies Fest von Neuem angefacht.

Seiner Bruſt entſtrömt's in bittern Klagen:
„Dürft' ich's einmal, einmal ihr nur ſagen,
Was dies Herz im Innerſten verzehrt.
Gerne wollt' ich ja zu ihren Füßen
Sterbend die verwegne Rede büßen;
Solche Wonne iſt des Lebens werth!"

Horch da rufen zu des Burghofs Raume
Ihn Trompeten aus dem ſel'gen Traume,
Wie des Schickſals Antwort auf ſein Flehn.
Knapp' und Junker drängt ſich nach dem Ziele,
Wo zum fröhlich ritterlichen Spiele
Schon die Schranken und die Preiſe ſtehn.

Und im Kranze reicher Herrn und Frauen
Von den goldverzierten Sitzen ſchauen
Fürſt und Fürſtin auf das Wechſelſpiel:
Wie zuſammen Edle hier turnieren,
Bürger dort die ſichre Armbruſt führen,
Und die Buben rennen nach dem Ziel.

Da ergreift der Herzog einen Becher:
„Einen Preis ſetz' ich Euch, edle Zecher,
Golden auf des Thurmes höchſte Zinn'!
Wer zur Brüſtung ſich hinauf mag ſchwingen
Und auf's Wohl ihn ſeiner Schönen bringen,
Nehm' den Becher ſelber zum Gewinn!"

Alſobald beginnt ein kühnes Wagen,
Mancher hat, von Kraft und Glück getragen,
Hoch des Thurmes Mauer ſchon erklimmt, —
Aber Keiner mag das Ziel erreichen,
Und beſchämt muß er dem Nächſten weichen,
Unterm Spott der Menge ſtill ergrimmt.

Sieh da tritt aus ihrer Pagen Mitte
Jener Jüngling mit der kecken Bitte
Zu dem Throne der Gebieterin,

Daß auch er sich dürfe fluggs erkühnen,
Ehr' und goldnen Preis, dort zu verdienen; —
Ihm Gewährung neigt die Herzogin.

Und von einer wilden Lust umfangen
Neigt sich dankend mit erglühten Wangen
Franz von Chila vor Elisabeth.
Jetzt empor bei der Trompeten Schmettern
Schwingt gewandt er sich im kecken Klettern,
Bis er siegend an dem Ziele steht.

Und gelungen ist sein kühn Beginnen,
Trotzig schaut er von des Thurmes Zinnen,
Und ihm schwellt die Brust es siegesreich:
„Frei darf's endlich ich vor Allen sagen,
Was so lang' im Busen ich getragen:
Dieser Becher, Herzogin, gilt Euch!

Wird auch dieser Trunk mir zum Verderben,
Treu Euch lebt' ich, treu Euch will ich sterben,
Einmal doch bekannte Euch's mein Mund!" —
Spottend sieht er auf der Ritter Toben,
Hebt noch einmal seinen Blick nach oben,
Und begräbt sich in den tiefsten Grund.

Franz von Chila, ein Page Herzogs Ludwig II. von Liegnitz, hatte eine heimliche Liebe gefaßt zu seiner Gebieterin, der schönen Elisabeth, Tochter des Burggrafen von Zollern.

Auf einem Besuch, den der Herzog mit seiner Gemahlin dem Burgherrn vom Kynast machte, endete der Page, wie das Lied erzählt, sein Leben.

5) Der gefangene Ritter im Thurm.

Vor alten Zeiten fiel ein Ritter aus der Nachbarschaft bei einer Fehde in die Hände des harten und grausamen Burgherrn vom Kynast. Der sperrte ihn in ein wohlverwahrtes Gemach hoch oben im Burgthurm, und schwor, daß sein Feind es nimmer wieder verlassen und sein Leben darin beenden solle.

Vergebens machte sich die junge und treue Hausfrau des Gefangenen auf den Weg und warf sich dem Burgherrn zu Füßen, und beschwor ihn um die Freiheit ihres Gemahls. Der harte Mann widerstand ihren Bitten und verweigerte ihr selbst die Gunst, den Kerker ihres Gatten zu theilen.

Da flehte sie mit weiblicher List ihn an, ihr wenigstens zu gestatten, den geliebten Gefangenen mit einem Brode, von ihrer eigenen Hand gebacken, speisen zu dürfen, und als ihr der Burgherr dies gewährt, buk sie eilig ein großes Brod und sandte es dem Gefangenen. Als dieser aber das Brod aufschnitt, fand er eine scharfe Feile und ein langes Seil darin, und verstand sehr wohl dessen Bedeutung. Heimlich feilte er das eiserne Gitter seines Gemaches durch und ließ sich in einer stürmischen Nacht an dem Seil von der Höhe des Thurmes hinab. Glücklich gelangte er zum Boden und über die Burgmauer ins Freie, und ruhte bald wieder in den Armen seines Weibes im Schutz seiner festen Burg.

Sein Widersacher aber ergrimmte im vergeblichen Zorn, als er den Kerker leer und sich so von einem Weibe überlistet fand.

Das Gitter am Thurm ist noch vorhanden und

findet ſich an einer Seite durchbrochen, als ein Wahrzeichen treuer Liebe und der Frauenliſt.

6) Kunigunde.

1.

Auf des Kynaſts hohem Söller
Saß als Herrin Kunigunde,
Lieblich, daß in weiter Runde
Ihrer Schönheit Lob erſchallt;
Doch ihr Herz iſt marmorkalt!
Und von nah und ferne eilen
Edle zu des Fräuleins Füßen,
Sie als Freier zu begrüßen,
Und gar mancher ſtark und hold
Wirbt um ihren Minneſold.

Doch das Fräulein voll des Hochmuths
Und der Frauen zarter Minne
Spottend in dem ſtolzen Sinne,
Mit den Herzen frevelnd ſpielt,
Weil ihr Herz noch nie gefühlt.
„Soll ich trau'n den Männerſchwüren,
Die des Tags wohl zehnmal ſagen,
Daß ſie Blut und Leben wagen, —
Wohl, ſo thu' euch jetzt mein Mund
Dieſer Hand Bedingniß kund!"

Und die ſehnſuchtsvollen Freier
Führt zur Ringmau'r Kunigunde,
Wo hinab zum tiefen Grunde
Nur mit unheimlichem Grau'n
Selbſt verwegne Augen ſchau'n.
„Nur der ſoll mein Herz beſitzen,
Der die Burg mir ſonder Gleiten
Mag auf dieſer Mau'r umreiten,
Und mir ſo die Lieb' erprobt,
Die Ihr mir ſo oft gelobt!"

Und sie wendet stolz den Rücken. —
Drauf die Freier mit Entsetzen
Schau'n gebannt auf ihren Plätzen
Nach der Mau'r, die hoch und schmal
Zeigt des sichern Todes Qual.
Nur an Kunigundens Lippen
Hing Herr Hugo mit Entzücken
Und er schaut mit kecken Blicken
Auf die Bahn und heischt sein Roß
Von der Knappen scheuem Troß.

Und das Fräulein stolzbefriedigt
Neigt Gewährung dem Beginnen
Von des Altans hohen Zinnen;
Kühn besteigt sein schäumend Pferd
Hugo, bessern Zieles werth.
Bald nur hangen Aller Blicke
Aengstlich an des Rosses Tritten —
Da — schon auf des Weges Mitten!
Stürzen von dem Mauerrund
Roß und Reiter in den Grund. —

Tief entsetzt entfliehn die Freier!
Nur das Fräulein Kunigunde
Lächelt höhnisch ob der Kunde,
„Ist denn meine Schönheit werth
Nicht den Reiter und sein Pferd?" —
Auf dem Kynast sitzt die Herrin,
Harrend dort auf neue Freier,
Die sich weih'n dem Abenteuer,
Und durch Nah und Ferne bald
Kunigundens Ruf erschallt.

Nicht vergeblich harrt das Fräulein. —
Manche kamen hergezogen,
Von der Stolzen Reiz betrogen,
Um mit unverzagtem Muth
Ihr zu weih'n das edle Blut.

Kunigunde vom Kynast.

Viele beben ſcheu zurücke.
Doch des Fräuleins ſtolzes Sinnen
Stürzt zerſchmettert von den Zinnen
Noch manch wackern Rittersmann,
Der getroſt den Ritt begann.

Keiner mag ſolch Werk vollbringen:
Und verrufen wird die Veſte,
Immer ſeltner kehren Gäſte,
Und die Mauer bleibet leer,
Niemand wagt ſein Leben mehr.
Kunigunde zürnt den Feigen:
Mißgelaunt im hohen Schloſſe,
Nur umringt vom Dienertroſſe,
Ihrer Schönheit ſich bewußt,
Nagt ihr Hochmuth an der Bruſt. —

Horch! da bricht Trompetenſchallen
Einſt bei eines Tages Neigen
Das ſo lang bewahrte Schweigen,
Und ein Ritter ſtolz und fein
Reitet in den Burghof ein.
Ihn begrüßt erfreut das Fräulein,
Doch ſchon hadernd dem Geſchicke;
Denn es hat beim erſten Blicke
Sich ihr Herz ihm zugewandt
Und die Liebe ſie erkannt.

Sittig zeigt ſich ihr der Fremde.
Abends kürzt mit Lautenſpiele
Er die Stunden, und Gefühle
Regen ſich in ihrer Bruſt,
Die ihr nie vorher bewußt.
Doch vergeblich iſt ihr Mühen
Von dem Vorſatz ihn zu wenden,
Kühn den Umritt zu vollenden,
Und ob von dem Schwur ſie läßt,
Bleibt der Ritter ſtolz und feſt.

Bang erwartet sie den Morgen.
Und mit seinem ersten Grauen
Ist der Fremde schon zu schauen,
Der im leichten Hausgewand
Zäumt sein Roß mit eigner Hand.
Fern vom Söller weint das Fräulein.
Denn es ist ihr Stolz gebrochen,
Und vergeblich hat gesprochen
Sie den Theuren; grauenerfüllt,
Hat die Ohnmacht sie umhüllt.

Als die Sonne sich erhoben,
Steigt der Ritter kühn zu Rosse.
Lautlos wird's im Gaffertrosse,
Als er nun beginnt den Ritt
Auf der Mauer Schritt um Schritt.
Los im Bügel sitzt der Ritter
Und vertrauend seinem Glücke, —
Staunend folgen ihm die Blicke, —
Und es zeigt das edle Pferd
Sich des kühnen Reiters werth.

Denn mit tief gesenkten Nüstern
Schreitet es bedachtsam leise,
Wie in längst vertrauter Weise,
Und des Zügels frank und baar —
Prüfend jegliche Gefahr —
Eh' den Huf es niedersetzet!
Und bald hat der Mauer Bogen
Sie jedwedem Blick entzogen —
Fürchtend pocht das Herze schon,
Horch! da klingt Trompetenton:

Und herab zum Hofe steigen
Roß und Reiter, und Fanfaren
Grüßen sie nach den Gefahren,
Hundert Stimmen jubeln laut
Nach der kühn errungnen Braut!

Jeder drängt ſich um den Sieger!
Alſo weckt die frohe Kunde
Aus der Ohnmacht Kunigunde,
Die nach dem Geliebten fliegt:
„Nimm mich hin, Du haſt geſiegt!“

Doch der Ritter kalten Blickes
Reißt ſich los aus ihren Armen:
„Nimmer hatteſt Du Erbarmen
Mit ſo vieler Edler Blut,
Das vergoß Dein Uebermuth;
Bitter haſt Du Dich getrogen,
Wähnteſt Du, daß ſchnöde Liebe
Mich zum freveln Wagen triebe,
Landgraf Albrecht bin ich, und
Längſt vermählt durch heil'gen Bund!

„Deines freveln Schwures Kunde
War zu Ohren mir gekommen,
Und mit Schmerz hatt' ich vernommen,
Wie ſo mancher wackre Mann
Durch ſolch Spiel den Tod empfah'n.
Da ein Ende dem zu ſetzen
Hatt' ich ſchnell in mir beſchloſſen,
Und ich wählt von meinen Roſſen
Eines mir und übt' es lang
Auf der Felſen ſchmalſten Gang.

Alſo löſ' ich die Bedingniß,
Auf daß nicht der Leumund ſage,
Daß kein deutſcher Ritter wage
Löſung für die Minne hier; —
Ihren Sold, den ſchenk ich Dir!“
Und den Handſchuh ihr in's Antlitz
Schlägt die Hand des edlen Grafen,
Für den Hochmuth ſie zu ſtrafen;
Drauf verläßt er ſtolz zu Roß
Schnell das Fräulein und ihr Schloß.

2.

Ritter Bruno von Scharfeneck zu Kynaſt, ein rauher und wilder Mann, hatte aus ſeiner Ehe ein einziges Kind, ein Töchterlein, Kunigunde geheißen, das er gleich einem Knaben zu männlichem Thun und Treiben erzog, mit dem Himmel hadernd, daß er ihm nicht einen ſolchen geſchenkt.

So wuchs das Fräulein heran, und ihr wilder und unbändiger Geiſt, von der Laune des Vaters beſtärkt und geſchmeichelt, ſtreifte immer mehr die Blüthen der Weiblichkeit ab und gefiel ſich allein im keckſten und wildeſten Thun. Reiten, Jagen und alle die ritterlichen Uebungen waren allein ihr Zeitvertreib, und ihr Herz war zuletzt keines zartern Gefühls mehr fähig, als der leidenſchaftlichen Liebe zu ihrem Vater.

Da geſchah es, daß derſelbe in der Trunkenheit es mit ſeinem Pferde unternahm, die äußere Mauer der Burg umreiten zu wollen, hinabſtürzte in den tiefen Höllengrund und ſo ein ſchreckliches Ende fand. Kunigunde in untröſtlichem Schmerz ließ den Verunglückten an der Stelle, wo er gefallen, begraben, beſuchte täglich ſein Grab und ihr Sinn wurde durch das Unglück nur deſto rauher und trotziger.

Das Fräulein aber war ſchön und eine reiche Erbin. Viele ſtattliche Freier warben um ſie und rangen um ihre Liebe und Hand. Aber Kunigunde blieb herzlos und kalt gegen Alle, und müde des ſteten Drängens und Werbens beſchied ſie endlich alle Freier auf den nächſten Gertruditag zur Burg, um dort die Entſcheidung aus ihrem Munde zu hören.

Als der Gertruditag nun gekommen war, fanden

ſich die Freier liebes- und neubegierig in großer Menge und reichem Prunk auf Burg Kynaſt ein. Stattlich wurden ſie von der Herrin bewirthet. Kunigunde ſelbſt nahm Theil an ihrem Mahl, kredenzte die Becher, und nimmer hatten die entzückten Ritter das Fräulein ſo liebenswürdig und heiter geſehen. Aber ſchon nahte der Tag ſeinem Ende und noch fehlte die Entſcheidung. Da ſprang ſie plötzlich von der Tafel empor, forderte die Ritter auf, ihr zu folgen, und führte ſie unter Fackelſchein zum gähnenden Abhang der Burgmauer und dem Grab ihres Vaters. „Dies iſt der Einzige, den ich je geliebt,“ ſprach ſie, „und dieſe Mauer iſt ſein Tod geworden, d'rum ſchwöre ich auf dies Kreuz, daß auch kein Anderer meine Liebe und Hand erwerben ſoll, als wer dieſem Ort und ſeinen Schrecken trotzt und die Mauer der Burg von Anfang bis zu Ende umreitet.“

Als das Fräulein dieſen Schwur gethan, verließ ſie die Freier und ſchloß ſich in ihr Gemach. Erſtaunt und beſtürzt ſtanden dieſe und ſtarrten in die gähnende Tiefe, die ſichern Tod verſprach. Bald verbreitete ſich die Kunde von der ſeltſamen Bedingung durch das ganze Schleſierland und weit umher, und erregte überall Unwillen und Scheu.

Aber innige Liebe, ritterlicher Stolz und Begehren nach dem reichen Beſitzthum waren ſtärker als die Schrecken der Bedingniß. Stattliche Werber meldeten ſich, um den Preis ihr Leben zu wagen. Einen Tag durften ſie in des Fräuleins Nähe verweilen, am andern Morgen mußten ſie den Ritt beginnen. Der Schall von Trompeten und Donnerbüchſen begleitete ſie zur Mauer.

Aber ſo voll Vertrauen und Muth auch ein Jeder geweſen war, nicht Einer kehrte zurück von dem gefährlichen Wege, Alle fanden in dem Abgrund der Felſen ihren Tod. Manch edles Leben fiel hier dem grauſamen Sinn des Fräuleins zum Opfer, ſo auch Ritter Hugo von Eberfeld, der beſonders der Dame in zärtlicher Minne zugethan geweſen, und zwei Brüder eines andern edlen Geſchlechts.

Der Tod ſo vieler Tapfern ſchreckte endlich die Hoffnung der andern Werber zurück. Immer ſeltner kehrte ein ſolcher in des Kynaſts Mauern ein, zuletzt blieben ſie ganz aus, und vergeblich ſpottete Kunigunde lange mit immer menſchenfeindlicherem Sinn über die Feigheit der Männer. —

Da an einem hellen Sommertage ſahen Landleute im Thale einen ſtattlichen fremden Rittersmann mit ſeinem Knappen nach der Veſte ziehen. Vergebens warnten ſie den Fremden, wohlgemuth erklärte dieſer, daß er den böſen Sinn des Fräuleins ſchon bändigen werde, und zog ſeinen Weg. Kunigundens ſtolzes Herz durchrauſchte die Freude, als das Horn des Thurmwarts ihr den Einzug eines neuen Opfers verkündete, und ſtattlich ſchmückte ſie ſich, es zu empfangen.

Aber der Unbekannte machte einen ganz andern Eindruck auf ſie, denn alle ihre früheren Werber. Von ſtattlicher Geſtalt und gewandten Sitten wußte er des Fräuleins Herz zu gewinnen, daß dieſe ſchon mit Beſorgniß an die morgige Gefahr dachte. Dazu kam, daß der Ritter ſeinen Namen verſchwieg, und als Kunigunde denſelben auch von ſeinem Knappen nicht erfahren konnte, gab ſie dieſem im Aerger eine Ohrfeige.

Des Abends kürzte der Ritter mit zierlichem Lautenspiel ihr die Zeit, und als er scheidend ihr erklärte, daß er morgen mit dem Frühesten den Ritt beginnen werde, da suchte sie vergeblich es zu verzögern oder ihn davon abzuhalten, und gequält von dem Gefühl des gebrochenen Stolzes und schnell erwachter Liebe brachte sie ruhelos die Nacht zu.

Als nun der Morgen kaum in Osten graute und noch Alles in der Burg in tiefster Ruhe lag, war der fremde Knappe schon bei der Hand, sattelte und zäumte das Roß seines Herrn, hieß den Burgwart das Thor öffnen und lief spähend zur Mauer. Und als der erste Sonnenstrahl in Osten emporflammte und die Zinnen der Burg und die Kuppen der Berge vergoldete, rief er eilig seinen Herrn; der kam in den Hof hinab im leichten Gewand und bestieg wohlgemuth sein Roß, das ihm der Knappe entgegenführte. Drauf drückte er diesem freundlich die Hand, empfahl ihm Muth und Vertrauen und dem Burgwächter tiefes Schweigen, bis er erst seinen Weg begonnen, und ritt wohlgemuth durchs Thor und an dem Aufgang der Mauer empor. Hier zog er die Füße aus den Bügeln, ließ den Zaum lose auf den Hals des treuen Rosses fallen und vertraute sich dem Instinct des sichern Thieres. Tiefe Dämmerung bedeckte noch den Abgrund, nur die Mauer und Zinnen der Burg waren von dem Morgenlicht erhellt. Ihm zur Seite im Innern des Raumes begleitete ihn ängstlich der treue Knappe.

Unterdeß hatte der Thorwart die Bewohner des Schlosses mit der Kunde aus dem Schlaf geweckt, und alle eilten herbei, den sichern Tod des Ritters zu beklagen. Auch zu Kunigunden war die Nachricht ge-

drungen. Sie riß ſich verzweifelnd empor und ſtürzte mit fliegenden Gewändern hinab in den Burghof, das Beginnen zu hindern. Da aber tönten ihr jauchzende Fanfaren von Trompeten und Pauken entgegen, von dem Söller krachten die Donnerbüchſen, und jubelnd ſchrieen die Knappen und Knechte und ſprangen umher in lauter Freude. Denn um den Vorſprung der Gebäude von der andern Seite ſchritt ſo eben bedächtig das Roß mit ſeinem kühnen Reiter nach vollbrachtem Ritt den Abhang der Mauer herab. Mit Freudenthränen umarmte den Fremden ſein treuer Knappe, mit Jubelſchreien drängten Alle ſich um ihn und ſein Roß, jeder wollte den Saum ſeines Kleides berühren, das treue Thier liebkoſen. Und durch die Jubelnden drängte ſich Fräulein Kunigunde mit liebeſtrahlenden Augen, und ergriff die Hand des Ritters: „Ihr habt die Bedingniß gelöſt, nehmt Kunigundens Herz und Hand. Ihr Knechte, begrüßt Euern Herrn!“.

Aber ſtolz und kalt trat der Fremde von ihr, und blickte mit Verachtung auf ſie herab. „Nicht um Euer Herz und Eure Hand, Fräulein, hab' ich mein Leben gewagt!“ ſprach er. „Wißt, ich bin Landgraf Adelbert von Thüringen, und längſt der Gatte eines geliebten und tugendſamen Weibes. Aber die Kunde von Eurer Grauſamkeit und Eurem ſtolzen Sinn, wie Ihr ungeſcheut ihm ſo vieler Edlen Leben geopfert, war auch bis zu mir gedrungen, und nicht ſollte man ſagen, daß in deutſchen Gauen kein Ritter ſich finde, Euren Stolz zu beugen. Lange hab' ich drum dies treue Thier, das mich getragen, gewöhnt, auf den ſteilſten Felſenpfaden zu gehen, und ſo iſt es mir mit Gottes Hilfe gelungen, Euern freveln Schwur

zur Ehre deutſcher Ritterſchaft und Minne zu löſen. Fluch und Schande aber dem, der nach mir ſolcher Weiſe thöricht ſein Leben noch einmal wagt. — Ihr aber, Fräulein, mögt wiſſen, daß ich Euch verachte um Eurer Härte und Eures wilden Sinnes halber, der ſich nimmer für ein zartes Weib ziemt. Geht in Euch und demüthigt Euch vor Gott, und wenn Ihr Euern Frevel bereut, ſo thut, was des echten Weibes Beſtimmung iſt, und reicht hier meinem wackern Freund Hugo von Erbach, der mich als Knappe begleitet und Euch längſt in ſtiller Minne zugethan iſt, Eure Hand. Bis dahin lebt wohl!" Und ſich ſtolz gegen die Menge verneigend ſchwang ſich der edle Landgraf auf ſein Roß und verließ mit ſeinem Begleiter die Burg. Alle ſtanden beſtürzt und erſtaunt; eine tiefe Ohnmacht hatte die gedemüthigte und beſchämte Gebieterin umfangen, ſo ward ſie auf ihr Gemach gebracht. Lange rang nach ihrem Erwachen der bittere Groll mit dem beſſern Gefühl in ihrem Buſen, bis das Letztere die Oberhand behielt, und ſie in tiefer Buße erkannte, wie ſehr ſie dieſe Demüthigung verdiene. —

Die Landleute im Thal hatten andächtig für das Seelenheil des fremden Waglings ein Kreuz geſchlagen, als ſie das Knallen der Donnerbüchſen nur einmal von der Burg her vernommen. Deſto größer war ihr Staunen, als ſie ihn friſch und wohlgemuth davon ziehen ſahen, und die Kunde von ſeinem Siege bald weit umher erſcholl und überall Freude und Jubel verbreitete. — Als der Mond ſich aber zum zweitenmal füllte, da zog Ritter Hugo von Erbach mit ſtattlichem Gefolge hinauf zum Kynaſt, um Fräulein Kunigunde zu werben. Die ſchenkte ihm bereuend und gebeſſert

Herz und Hand, und noch lange lebte sie mit ihm als treue Hausfrau, geachtet von dem Landgrafen und seiner Gemahlin.

Die verhängnißvolle Mauer aber wurde abgetragen und für die Seelen der Verunglückten reiche Messen gestiftet.

Zur Zeit, aus der die Sage erzählt wird, — dem dreizehnten Jahrhundert, — regierte wirklich in Thüringen ein Landgraf Adalbert (1263 bis 1314), der mit Kaiser Friedrichs II. Tochter Margaretha verheirathet war. Ihn macht der Mund des Volkes zum Helden der Sage. —

Nach einer andern Weise derselben hatte Kunigunde zu dem Landgrafen eine solche Leidenschaft gefaßt, daß sie sich selbst von der Zinne der Mauer hinabgestürzt, als sie sich von ihm verschmäht und beschimpft gesehen. Noch wankt ihr Schatten klagend umher.

Nach einer dritten hat sie aus gleicher Ursache im Kloster den Schleier genommen und schwere Buße für ihren Frevel gethan ihr Lebenlang.

---

4. Warmbrunn.

1) Name und Urſprung.

In der Nähe von Hirſchberg liegt der Badeort Warmbrunn, weit berühmt durch ſeine Sprudel und Heilquellen.

Schon in der Heidenzeit iſt die Heilkraft des Brunnens bekannt geweſen. Ein heidniſcher Jägersmann jagte in der Gegend und verfolgte ſo eifrig einen Hirſch, daß dieſer ſich in eine Quelle ſtürzte. Die Hunde folgten ihm, kamen aber jämmerlich heulend wieder zurück und waren am ganzen Leibe verbrannt.

Als der Jäger nun das Waſſer unterſuchte, fand er es heiß aus der Erde quellen, und man entſetzte ſich anfangs ſehr, bis weiſe Prieſter es ſpäter zur Heilung der Kranken benutzten.

Schon im vierzehnten Jahrhundert war es durch ganz Schleſien bekannt, und Herzog Bolco zu Schweidnitz belehnte um's Jahr 1377 mit dieſem Brunnen und andern Gütern einen Stammherrn der Edlen von Schaffgotſch.

Einer alten Sage nach ſoll es ſonſt am St. Johannis-Abend mit dieſem Brunnen die nämliche Bewandniß gehabt haben, wie mit dem Teich zu Bethesda.

5. Falkenstein.

Die Ruinen des Falkensteins liegen auf dem östlichen der beiden Falkenberge, nördlich von Fischbach. Der Gipfel des Berges gewährt eine der schönsten Aussichten. Die alte Burg soll bereits um die Mitte des zwölften Jahrhunderts erbaut worden sein. Von einem Herrn der Burg, dem Erbauer des alten Schlosses zu Fischbach, erzählt eine Chronik:

Der Falk vom Berg, er ward genannt;
Ein Schrecken traun dem ganzen Land!
Der Herren und der Städte Tichten,
Es stunde, wie den Falk sie kriegten,
Und ob der Falk verrufen was,
Sein Herz am rechten Flecke saß;
Es mochten sich manche Recken
Mit Fuge vor ihm verstecken.

1) Der Prinzessinstuhl.

Ein in Granitfelsen gehauener Sitz im Wald auf dem Fußsteig nach dem Falkenstein.

Ein Schäfer zog aus nach den Falkenbergen mit seiner Heerde schon manchen Tag, schon manches Jahr. Es war ein Jüngling mit blauen Augen und treuem Herzen und frohem Muth.

Als aber einst der Frühling gekommen über das Schlesierland, und seine Berge und Thal und Hügel grünten und blühten und es sich der grünen Luft freute, und der Schäfer wieder hinauszog mit seiner Heerde in den dichten Wald nach dem Falkenstein, da kam er auf

einen Fußweg, den er noch nimmer geſchaut vorher, und der ihn immer tiefer führte zwiſchen Dickicht und Granit.

Als der Schäfer am Ende ſtand, da ſchaute er ein Thal vor ſich, wie er noch nimmer hier eines geſehen, und der Wieſen reicher Teppich mit rauſchendem Waſſer breitete ſich zu ſeinen Füßen.

Ihm gegenüber auf einem Geſtein des Falkenberges aber ſaß ein wunderlich Gebild, eine hohe Maid, mit lichten Locken und blaſſem Antlitz, gar herrlich und ſtrahlend angethan, die ſpann emſig an einem ſilbernen Rocken zarte Fäden. Die Jungfrau aber war ſo herrlich und ſchön, wie die Sterne am Himmel und die Perlen im Meere, alſo, daß der Hirt kein Auge von ihr zu wenden vermochte.

So ſtarrte und ſtaunte er auf das ſchöne Bild, bis die Glocke im Dorf zu Mittag läutete. Da ſeufzte die Jungfrau tief und war vor ſeinen Blicken verſchwunden; er wußte nicht, wohin ſie kam.

Der Jüngling aber trieb ſtill nach Hauſe und ging träumend umher, und als die nächſte Morgenſonne den Falkenſtein vergoldete, ſtand er wieder am Felſen, und droben ſaß die blaſſe Jungfrau und ſpann emſig wieder bis zur Mittagszeit. Der Hirt ſchaute ihr Bild ſich tief ins Herz hinein, alle Tage, alle Morgen, bis die Glocke im Thale läutete, aber anzureden wagte er ſie nicht, in ehrfürchtiger Scheu.

So trieb er's bis zum Johannistag. Am Morgen des Johannistages aber trat die Jungfrau von ihrem Sitz herab zu ihm, und redete ſelbſt ihn an mit wunderklarer Stimme.

„Hildegard iſt mein Name," ſprach ſie, „und das

fürſtliche Geſchlecht der Piaſten ſind meine Ahnen. Einſt, als jene Burg noch mit ſtolzen Zinnen prangte, war ich ihre Herrin, und mein Herz ſtolz und hart wie ihre Felſenmaſſen. Viel Ritter und Helden kamen, um mich zu freien, und weihten mir ihre Thaten, ich aber ſpottete ihrer. Da kam ein Fürſt aus dem Mohrenland, ein gewaltiger Held, der entbrannte für mich in heißer Liebesgluth und verrichtete mir zu Ehren viel große Thaten. Doch meinen Stolz und mein Herz konnte er nicht beugen und ergrimmte in böſem Haß darüber. Er war aber ein Heide und verſtand hölliſches Zauberwerk. Drum vernichtete er die Burg und verbannte mich in eine Höhle zu grauſigen Geſtalten, bis ein Mann muthig durch ſie bis zu mir dringen und mich ſo befreien wird. Nur zur Frühlingszeit bis zum Johannistag darf ich nach einem Befreier ausſchauen und mein Leid beweinen. Haſt du Muth, mich zu erretten, ſo will ich dich herrlich lohnen.“ Drauf zeigte ſie ihm den Weg zur Höhle, reichte ihm einen Dolch und war verſchwunden. Den Schäfer aber ergriff ein wildes Sehnen, und ohne Zaudern begann er den Weg in die dunkle Felsſchlucht, ihr Bild vor ſeinen trunkenen Augen.

Doch je weiter er kam, deſto dunkler wurde ſein Pfad. Unſichtbare Gewäſſer rauſchten, dämoniſche Geſtalten umtanzten ihn, wirrer Spuk umnebelte ſeine Sinne. Vergebens faßte er ſich ein Herz, vergebens dachte er an das geliebte Bild der verzauberten Maid, immer ärger tobte der Höllenſpuk um ihn, und verzweifelnd und verwirrt rief er endlich aus: „Prinzeſſin, ich kann dich nicht erretten!“

Da wie mit einem Zauberſchlag verſchwand der

Spuk um ihn her, und vor ihm stand die bleiche verzauberte Jungfrau und schaute ihn traurig an und sprach: „Ich danke dir, auch wenn du mich nicht erlösen gekonnt. Doch hinfort wirst du mich nicht mehr wiedersehen.“

Wie der Hirt aus der Höhle gekommen, das wußte er nicht. — Ein bleicher Schatten wandelte er hinfort unter seinen Genossen und erzählte traurig, wie er in banger Furcht sich selbst um sein Liebesglück gebracht. Vom ersten Sonnenstrahl bis zur Mittagsglocke saß er vor dem Felsen und schaute in verzehrender Sehnsucht hinauf nach dem leeren Sitz der Jungfrau und rief ihren Namen.

Die Jungfrau schaute er nimmer wieder, nur das Echo antwortete ihm. Bald ist er in seinem Grame gestorben. — Das Volk aber nannte das Gestein den Prinzessinstuhl, und noch oft soll später die bleiche Jungfrau dort oben gesessen haben, bis auch sie wohl Ruhe gefunden.

2) Der Gotschen-, Kutschen- oder Kutscherstein.

Auf dem Wege nach dem Falkenstein leitet ein schmaler Fußweg rechts ab zu einer schroffen Felsenwand, die über einem schauerlich tiefen Abgrund hängt.

Zur Zeit des Hussitenkrieges wurde die Burgfrau des Falkensteins mit ihren zwei holden Töchtern Uda und Gisela nach dem Bolzenstein zur Kindtauf geladen; der Burgherr Opitz de Czirn aber blieb daheim.

Lange hatten die Hussiten nichts von sich hören lassen, und deshalb verweilte die Burgfrau in Lust und

Freude auf dem Bolzenstein, insonders da ein junger Ritter Otto von Czedlitz zu Maiwald um ihre Tochter Ida freite.

Als sie nun heimkehrten in Begleitung des Bräutigams und eines Edlen von Seiffersdorf, welcher die Heirath vermitteln wollte, und sie schon am Fuß des Falkenberges angelangt waren, da zeigte sich plötzlich ein Haufe Hussiten. Muthig wandten sich ihm die Reiter entgegen, ihn aufzuhalten, und befahlen dem Kutscher, die Frauen eilig hinaufzufahren. In der Angst und Dunkelheit aber verfehlte dieser den innern Burgweg, und trieb die schnaubenden Pferde rechts ab über die steile Felswand, daß Wagen und Menschen in die gähnende Tiefe hinabstürzten und den schrecklichsten Tod fanden.

Von dieser Begebenheit her (sie soll ums Jahr 1432 geschehen sein) heißt die Felsenwand noch heutigen Tages der Kutscherstein.

3) Der goldne Esel im Kittnerberg.

Im Südosten der Falkenberge erhebt sich der Kittnerberg, darin liegt nach alter Sage ein goldener Esel, der hat so großen Goldeswerth, daß davon Fischbach zu einer Stadt reichlich umgewandelt werden kann, wenn er einstmals aufgefunden werden sollte. Wer aber den Esel findet, der wird die Stadt gründen und der erste Bürgermeister darin sein.

6. Kupferberg.

Ums Jahr 1156 hat ein Bergmeiſter, mit Namen Lorenz Angel, in dieſer Gegend reiche Minen von Kupfererz entdeckt und eine Menge Bergknappen an ſich gezogen, welche in einem Thal, der Schlackengrund genannt, 70 Hütten bauten und ſo die Stadt begründeten. Später iſt der Bergbau mehr in Verfall gerathen, wird aber noch immer fleißig betrieben.

7. Der Nimmersatt.

Zwischen Kupferberg und Volkenhain auf einer Felshöhe am Bleiberg stehen die Ruinen des alten Raubschlosses Nimmersatt. Von hier aus hausten Raubritter gar arg auf der Straße nach Volkenhain, drum heißt noch eine waldige Thalschlucht ohnfern davon: der Angstwinkel. Ein Gemach auf der Burg führt den Namen: „Goldstübchen.“ Darin haben die alten Ritter ihren Raub aufbewahrt; auch soll aus den Verließen des großen Wartthurms vor Zeiten ein unterirdischer Gang bis zur Volkenhainer Burg geführt haben.

1) Ritter Nimmersatt.

Da droben auf dem Berge,
Da liegt ein wüst Gebäu,
Und schaut mit seinen Trümmern
Vom Felsen kühn und frei.

Einst starrten hohe Zinnen
Hinaus in blaue Luft,
Und drunten in den Felsen
Wölbt tief sich manche Gruft.

Es saß auf stolzer Veste
Herr Hugo kühn und wild,
Daß schon sein Name Jeden
Mit banger Furcht erfüllt.

Er saß auf hoher Warte
Und lugte weit ins Land,
Und wenn auf weißer Straße
Sein Aug' die Beute fand,

Da bricht mit ſeinem Troſſe
Er aus dem ehrnen Thor,
Und ſtürzt auf ſichre Wandrer
Aus Waldesnacht hervor.

Und nicht vom Kind am Buſen,
Nicht von der ärmſten Maid,
Und nicht des Altars Zierden
Zu rauben er ſich ſcheut.

Der Bau'r in ſeiner Hütte,
Der Greis an ſeinem Stab,
Die Wittwen ſind und Waiſen
Nicht ſicher ihrer Hab'. —

Einſt traf ſein linkes Auge
Im heißen Kampf ein Speer; —
D'rauf gieriger nur ſchaut er
Mit einem Aug' umher.

Und all die reiche Beute,
Die ſeine Fauſt gewann,
Häuft er im tiefſten Keller
Zu goldnen Bergen an.

Doch nimmer konnt' er faſſen
Genug an blut'gem Raub,
Und für die Stimme Gottes
Blieb ſein Gewiſſen taub.

So trieb er's bis zum Ende,
Von Jedermann geſcheut;
Drum wahrt er nun die Schätze
Als Geiſt in Ewigkeit.

Und weil er nie des Raubes
Genug geborgen hat,
Heißt ſeine Burg im Volke
Wie er einſt: Nimmerſatt!

2) Die Schädelhöhe.

Ohnfern dem Bleiberg heißt ein Flecken die Schädelhöhe. Hierher haben sich die tapfern Bergkmappen aus der unglücklichen Tartarschlacht zurückgezogen und den verfolgenden Feindeshaufen ein hartes Treffen geliefert, darin die Tartaren aufs Haupt geschlagen worden und bald darauf aus Schlesien gewichen sind. Noch heutigen Tages finden die Landleute beim Pflügen häufig Knochen und Menschenschädel, davon die Stätte den Namen erhalten hat; desgleichen Pfeilspitzen und kleine tartarische Hufeisen ꝛc.

8. Schmiedeberg.

Geſchichts-Kalender.

1401 kommt in Beſitz des Ritters Gottſche Schof.
1513 zur Stadt erhoben durch König Wladislaw.
1549 die Einwohner treten zur lutheriſchen Kirche über.
1635 kommt durch Verkauf an den Grafen Procop von Czermin. Erleidet im dreißigjährigen Kriege viele Religionsbedrückungen und andere Drangſale.

1) Urſprung und Name.

Im Jahre 1148 ſoll der Bergmeiſter Lorenz Angel, der auch die Bergwerke zu Kupferberg begründet, hier eingeſchlagen und reiche Gänge von Eiſenerz gefunden haben. Alsbald ſammelten ſich eine Menge Schmiede umher und bauten im Habichtsgrund ein großes Dorf, alſo, daß ihre Zahl bald auf 200 geſtiegen iſt. Sie verfertigten Eiſenwaaren und verkauften ſie weit und breit. Nach dieſen vielen Schmieden iſt der Ort Schmiedeberg — d. h. Schmiede am Berg — benannt worden.

2) Die Annenkirche zu Schmiedeberg.

Es lebte eine ſchöne Maid zu Schmiedeberg, als es noch ein Dorf war, im Habichtsgrund und reich

und betriebsam durch Eisenschachte und Gewerke. Die Jungfrau hieß Anna und hatte die heilige Anna zur Schutzpatronin und zum Vater den reichsten, aber auch den hartherzigsten Mann im ganzen Ort.

Viele Freier warben um das Mädchen, aber sie hatte keinen so lieb als gerade den ärmsten von ihnen, der so wenig Hoffnung hatte. Das war ein Schmiedeknappe, ein hübscher Mensch, aber arm, wie die nackte Erde.

Der Vater wollte von der Minne seiner Tochter und dem Freier nichts wissen, und verschwor sich und verbot dem Knappen sein Haus, bis er seinen Schmiedehammer zu Gold gewandelt habe.

Der Knappe wußte, daß dies unmöglich sei, und wollte betrübt von dannen wandern, aber die Liebe zur schönen Anna und ihre Thränen bannten ihn fest, und manche Nacht lag die Jungfrau im heißen Gebet auf ihren Knien und flehte ihre Heilige an um Hilfe in ihrer Liebesnoth.

In einer Nacht, als sie recht inbrünstig so gebetet hatte und nun auf ihrem jungfräulichen Lager die Ruhe suchte. Da träumte ihr, sie sähe die heilige Anna im milden Strahlenglanz vor sich stehen, und die Heilige spreche:

„Stehe auf und nimm den Hammer deines Liebsten und gehe damit in die Berge den Grund entlang, und wo der Hammer zur Erde fallen wird, auf selbiger Stelle wird er sich in Gold verwandeln.“

Das träumte der Jungfrau auch in der zweiten und dritten Nacht, und als sie es zum dritten Mal geträumt hatte, faßte sie Glauben daran, stand mit der Sonne auf und rief heimlich ihren Geliebten, daß

er ſeinen Schmiedehammer nehme und mit ihr in die Berge gehe.

Die Jungfrau trug den großen Hammer. Als ſie aber eine Strecke zwiſchen den Bergen fortgegangen waren, wurde die Laſt der Jungfrau zu ſchwer, daß ſie ihn nicht weiter zu tragen vermochte und er zu Boden fiel. Begierig ſchauten ſie zu; — aber der Hammer blieb Eiſen vor wie nach und das Verſprechen der Heiligen wollte nicht in Erfüllung gehen.

Darob vermaß ſich der Knappe ungeduldig und hielt Alles für einen bloßen Traum. Die Jungfrau aber war klüger, als er und meinte, daß noch in der Verheißung ihrer heiligen Schutzpatronin ein heimlicher Sinn verborgen liegen könne. Drauf hat ſie ihren Geliebten, das Geſtein an dem Orte näher zu unterſuchen, und als er es gethan, fand er ſo gehaltige Eiſenſteine, daß er nicht mehr zweifeln konnte, daß der Ort eine reiche Ausbeute geben werde. Drauf gingen ſie heim, erzählten das Wunder und holten Bergleute, um alſobald da einzuſchlagen. Die Bergleute gruben an der bezeichneten Stelle nach und fanden eine gute Ader, daß bald die Grube die reichhaltigſte in der ganzen Gegend war und das ſchönſte Eiſen gab. So verwandelte ſich dem armen Knappen, der zum Herrn der Grube geworden, das Eiſen zu Gold, und ehe ein Jahr verging, freite er um Anna und holte ſie heim.

Die Jungfrau aber erbaute vorher zu Ehren ihrer Schutzpatronin ein Kirchlein und weihte es ihr. Solches geſchah um's Jahr 1312. Die Grube ſelbſt iſt ſpäter wieder verſiegt und eingegangen.

3) Der Türkenkopf zu Arnsdorf.

Im Dorfe Arnsdorf bei Schmiedeberg findet sich noch heutigen Tages in einer Mauer ein steinerner Türkenkopf eingemauert mit greulichem Angesicht.

Die Sage erzählt, daß bis hierher im dreizehnten Jahrhundert die Tartaren vorgedrungen seien, und daß allda ihr Anführer von den tapfern Gebirgsbewohnern erschlagen worden. Darauf haben die Heiden sich zur Flucht gewandt, das steinerne Haupt aber ist zum Andenken eingemauert worden.

9. Schweinhaus.

Früher eine feste und große Burg, das Stammhaus der Edlen von Schweinichen. Ihre Ruinen liegen am Abhange des Steinberges in der Nähe des gleichnamigen Dorfes. Das Jahr der Erbauung ist unbekannt.

1) Ursprung Derer von Schweinichen.

Im Jahre 716 hielt Libussa, die mächtige Zauberfürstin des Böhmer Landes, im schlesischen Gebirg eine große Jagd. Da brach aus dem Dickicht ein mächtiger wüthiger Eber und warf sich auf die Fürstin. Schneller aber denn der Keuler sprang Ritter Biwoy vor die Gebieterin und hielt dem wüthenden Thier seinen Jagdspeer entgegen. Doch der Spieß zerbrach wie ein Rohr vor dem starken Feind. Da faßte der Ritter mit seinen Händen den Eber und warf ihn zu Boden und legte das überwundene Thier zu den Füßen der Fürstin nieder. Libussa lohnte den seltenen Muth und die Kraft ihres Retters. Sie gab dem tapfern Ritter ihre Schwester Kascha zur Gemahlin und ertheilte ihm den Namen Swinka (Schwinchen). Auch gab sie ihm und seinen Nachkommen einen Eberkopf zum Wappen. Später ist die Familie der Schweinichen eine der mächtigsten im Böhmen- und Schlesierland geworden.

2) Junker Hans von Schweinichen *).

„Sitzt auf, was Zaum und Sattel kennt,
„Ich kann's nicht länger tragen!
„Meint denn der Volkenhainer dort,
„Ich ſteck' im Narrenkragen?
„Nimmt mir der Bube, grob und keck,
„Die Zufuhr vor der Naſe weg!"

„Halloh! halloh! ſitzt auf! es geht
„Gen Volkenhain, ihr Schaaren!
„Berennt die Burg und fengt und treibt
„Des Junkers Volk zu Paaren!
„Und was Euch nur von weitem droht,
„Das hauet immer herzhaft todt!"

„Und während Ihr von außen ſtürmt,
„Schleich' ich mit treuen Knappen
„Durch unſer Burgverließ Euch nach;
„Kein Menſch kann uns ertappen!
„Ein tiefgewölbter dunkler Gang
„Führt mich bis Volkenhain entlang."

(Den tiefen Gang gen Volkenhain,
Den hatten einſt die Knaben
Der alten Ritter dieſer Burg
Zu Trug und Liſt gegraben;
Doch war er lange Zeit verſteckt,
Bis Hans von Schweinchen ihn entdeckt.)

Geſagt, gethan. Die Schaar ſitzt auf
Und rüſtet ſich zur Fehde. —
Indeſſen ſchleicht der Burgherr ſtill
In dieſes Ganges Oede;

*) Geboren 1522 zu Gröditzberg, geſtorben im Jahre 1616. Von Burg Schweinhaus nach der Volkenhainer Burg ſoll vor Zeiten ein unterirdiſcher Gang geführt haben. Das Lied iſt von unſerm ſchleſiſchen Dichter Fülleborn. —

Die treuſten Knappen nimmt er mit,
So geht's bedächtig Schritt vor Schritt.

Und links und rechts, bald hoch, bald tief,
Ging's eine halbe Stunde. —
Horch auf! da hallt ein Silberton,
Wie aus der Engel Munde.
Es ſtutzt der Ritter und die Schaar;
Die Helme lüftete das Haar.

„Fort, fort!" ruft Hans. „Wann bebte je
„Ein Mann vor Weiberſtimmen?!
„Folgt mir beherzt, nicht weit von hier
„Sah ich ein Flämmlein glimmen; —
„Empfehlt dem Himmel Seel' und Leib
„Und Jeder ſehe, wo er bleib'!"

Sie kamen an ein eiſern' Thor,
Hans öffnete das Gitter.
Da ſaß im ſchimmernden Gemach
Ein Mädchen bei der Zither,
Und ſchaute her und ſchaute hin,
Und ſang wohl Himmelsmelodien.

„Verzeihung! ach, Verzeihung!" rief
Der Ritter, ſtarr und bebend;
„Seid Ihr in dieſem Ort gebannt,
„Seid todt Ihr oder lebend?"
Doch wie er näher bei ihr ſtund,
Erkannt er Fräulein Adelgund.

„„Ach, trauter Ritter!"" ruft erſchreckt
Das holde Kind und zittert,
„„Wer wies Euch dieſes Erdgemach,
„„So tief und feſt vergittert?
„„Drei Jahre weil' ich nun ſchon hier,
„„Noch kam kein fremder Fuß zu mir.""

„Wie das? wie das? mein Fräulein, ſprecht,
„Laßt Euer Unglück hören!" —

„„Des jungen Herzogs wilde Gier
„„Stand mir nach Zucht und Ehren; —
„„Mein Vater hat vor seiner Macht
„„Mich hier in Sicherheit gebracht.““

„„Doch hab' ich nun das Leben satt,
„„Getrennt von allen Wesen;
„„Ach, trauter Ritter! helft doch, helft
„„Mich von der Qual erlösen.
„„Fleht meinen Vater für mich an,
„„Er ist fürwahr ein bied'rer Mann!““

Noch sprach das Fräulein, klirr, da that
Ein andres Thor sich regen,
Und Ritter Zedlitz trat herein,
Sah, stand — und zog den Degen:
„„Zieh, Memme, Mädchenräuber, zieh!
„„Rasch, sonst durchbohr' ich Dich und sie!““

Der Ritter zieht, und Schlag auf Schlag
Ertönen ihre Klingen;
Nichts hilft des Fräuleins Angstgeschrei
Und Flehn und Händeringen,
Bis endlich Schweinchen ruft: „Halt ein!
„Herr Ritter, laßt das Hacken sein!“

„Vernehmt ein Wort und sagt mir eins:
„Ihr thatet mir viel Schaden,
„Drum ließ ich Euch durch meine Schaar
„Zu Kampf und Fehde laden;
„Indeß mein Volk sich oben rührt,
„Hab' ich den Gang hier ausgespürt.“

„Hier wollt' ich heimlich einen Paß
„In Eure Burg gewinnen; —
„Da stieß ich auf dies Erdgemach
„Und Eure Tochter drinnen;
„Niemals war ich an diesem Ort,
„Traut, Ritter, meinem Ritterwort!“

„Hört an, ich komme zum Vergleich
„Von selbst mit Herz und Händen,
„Und was uns sonst noch irrt und grollt,
„Kann dieses Fräulein enden:
„Ja, Ritter Zedlitz, gebt mir sie,
„So ist umsonst des Herzogs Müh'!"

Lang sinnt Herr Zedlitz hin und her,
Doch endlich spricht er: „„Amen!
„„Sie sei Dein Weib, hier trau' ich Euch
„„In Gott! des Herren Namen.
„„Und will der Herzog mir zu Leib' —
„„Mein Kind ist Ritter Schweinchens Weib!""

Und Alles zog in Jubelklang
Aus dieser tiefen Oede,
Und Schweinchens Knappen trollten ab
Und dachten keiner Fehde;
Und statt des Blutes strömte Wein
Auf Schweinhaus und auf Volkenhain.

10. Volkenhain.

Geſchichts-Kalender.

1241	den 30. April berennen die Tartaren vergeblich die Burg und verbrennen die Stadt.
1312	erhält dieſelbe von Herzog Bernhard zu Schweidnitz den Namen Volkenhain.
1428	durch die Huſſiten erſtürmt und verbrannt.
1544	die Bürger treten bis auf drei zum lutheriſchen Glauben über.
1629	die Lichtenſteiner hauſen allhier. Stadt und Burg erleiden im dreißigjährigen Kriege öftere Belagerungen.

1) Name und Urſprung.

Bulko oder Bolko, ein heidniſcher Fürſt, hat um's Jahr 807 den Grund zu der Bolkoburg gelegt; um dieſe iſt ein heiliger Hain geweſen, dem Götzen Mars geweiht.

König Ludwig, Kaiſer Karl des Großen Sohn, iſt hernach bis zu dieſer Stätte gekommen auf ſeinen großen Kriegen mit den Böhmen und Polen. Der hat die heidniſchen Altäre zerſtört und die Götzen verbrannt. Darauf iſt an der Stelle des Haines ein Flecken entſtanden und hat ſich darnach Hain genannt.

2) Herzog Boleslaus von einem Narren erschlagen.

Herzog Boleslaus von Frankenstein hielt zu Bolkenhain Hof und ergötzte sich daran, mit einem Stocknarren, Jacob Thau genannt, allerlei Kurzweil zu treiben und ihn zu hänseln. Da ergrimmte der Narr und warf einen Kieselstein nach dem Herzog, der ihn so unglücklich an den Schlaf traf, daß der Herzog sterben mußte. Zuvor aber sagte der Herzog noch: „Schau, nun weiß ich doch, wer der größte Narr von uns Beiden war," und befahl dem Narren seines Todes halber nichts zu thun.

3) Die Templer erschlagen.

Im Jahre 1206 hatte Herzog Heinrich der Bärtige den Tempelherren den Steinhof zu Bolkenhain eingeräumt, und sie saßen da als freie und mächtige Herren, leisteten auch mannlichen Widerstand, als die Tartaren die Stadt berannten, also daß nur sechs von ihnen am Leben blieben. Später jedoch kam der Teufel der Hoffart und Herrschsucht über sie, daß sie manche Unbill übten und mit der Stadt sich ewig in den Haaren lagen.

Es war aber ums Jahr 1313. Reinko, Stadtpfarrer zu St. Hedwig, ein gar arglistiger und heimtückischer Gesell, der die Tempelherren im Stillen haßte. Der raubte und schändete eines Bürgers Tochter heimlich, gab vor, solches hätten die Templer gethan, und hetzte die Bürger. Darob ergrimmten diese, griffen zur Wehr und fielen auf die Tempelherren, also, daß am Oberthore ein schreckliches Morden ent-

stand und der Comthur dabei erschlagen und auf nämlicher Stelle beerdigt wurde. Das eiserne Kreuz am Thor ist ein Wahrzeichen an diesen Mord.

Die Templer aber wurden aus der Stadt vertrieben.

4) Eine Todte erweckt.

Es hatte im Jahre 1533 der Bürgermeister Schuller eine junge und schöne Frau, die starb in ihrem 24. Jahr im Kindbett und wurde mit großen Ehren und reichem Geschmeide begraben. Der Wittwer aber trauerte sehr um sein junges Weib.

Es begab sich aber, daß der Todtengräber Philipp Bendix die Frau in ihrem Leichenschmuck gesehen und ihn sehr nach den Kleinodien der Todten gelüstete. Drum machte er sich des Nachts auf, nahm eine Laterne und ging zum Kirchhof und öffnete das gemauerte Grab und den Sarg. Drauf nahm er der Todten Hals- und Ohrgeschmeide und wollte ihr auch die Armbänder abziehen. Die gaben aber nicht nach, und als er im Diebeseifer daran zerrte und rückte mit aller Gewalt, da erfaßte die kalte Hand der Todten plötzlich die seine und die Leiche richtete sich empor.

Entsetzt lief der Dieb davon und ließ seine Laterne im Stich. Die Frau aber, die nur scheintodt gewesen, entstieg mit Mühe der Gruft und leuchtete sich nach Hause.

Auf ihr Klopfen frug eine Magd, wer da sei, erschrak gewaltig und glaubte ein Gespenst zu sehen und lief zu ihrem Herrn. Der eilte mit Grauen zur Thür, erkannte sein Weib und dankte Gott mit ihr für die wunderbare Rettung

Die Frau hat noch lange Jahre gelebt, aber Zeit ihres Lebens die Leichenfarbe im Gesicht behalten.

5) Ein Bolkenhainer errettet Wien.

Im Jahre 1683 lagerten die Türken vor Wien und bedrängten gar hart die Stadt.

Zur selbigen Zeit arbeitete ein bolkenhainer Bäckergesell mit Namen Benjamin Scholz allda in seines Meisters Werkstätte. Der vernahm ein unterirdisch Gepolter tief unter der Erde, und sah, wie auf einer Trommel die Würfel von selbst zu tanzen begannen. Eilig meldete er dies dem Commandanten, der ließ nachgraben und traf auf eine türkische Mine, so schon bis mitten in die Stadt vorgedrungen war. Die Türken wurden erschlagen und die Stadt so gerettet.

Der Kaiser aber schenkte dem Bäcker zum Dank eine goldene Halskette und gab ihm freies Bürgerrecht in seiner Vaterstadt.

6) Die vermauerte Prinzessin in der Bolkoburg.

Unter den Ruinen der Bolkoburg steht noch heutigen Tages ein hoher Thurm mit dicken Mauern. Er ist schon zur Heidenzeit erbaut worden und heißt der Hungerthurm; denn in seiner Tiefe ist ein schauderhaft Verließ, und keine Pforte geht vom Boden zum Thurm, sondern nur in der Höhe ist eine Thür, zu der man mit Ketten hinaufgewunden wurde.

In die Mauer des Thurmes iſt vor Zeiten eine Prinzeſſin zur Strafe eingemauert worden, die mit einem Hund Umgang geflogen und von ihm geſchwängert worden iſt. Die Knochen von Beiden ſind ſpäter gefunden worden. Noch zeigt man die Mauerblende.

Auch große Schätze ſollen in der Volkoburg verborgen liegen.

11. Landeshut.

Geſchichts-Kalender.

1249 erhält durch die Herzöge Boleslav und Conrad deutſches Recht.
1292 von Herzog Volko zur Stadt erhoben und Landeshut benannt.
1446 durch die Huſſiten belägert.
1599 wüthet die Peſt.
1639 gänzlich geplündert und abgebrannt.

1) Name und Urſprung.

Vordem hatte Landeshut ein altes Schloß und einen hohen Thurm am Burgberg, die dienten als Warte und Wacht, um das Land zu behüten vor den Einfällen der räuberiſchen Böhmen. Daher iſt der Name entſtanden. Herzog Volko I. hat die Burg ums Jahr 1288 erbaut; es hat aber ſchon vordem ein Flecken allda geſtanden.

2) Herzog Volko gewinnt Landeshut durch Liſt.

Herzog Volko II. von Schweidnitz und Jauer, welcher auch anno 1334 den Flecken Landeshut zur Stadt erhoben, führte Krieg mit dem böhmiſchen König Johann im Jahre 1345.

Da nun die Böhmen Stadt und Burg eingenommen, ärgerte dies den Herzog sehr, und er sann, wie er selbe mit List sich wieder gewinnen könne, da die Böhmen streng Wacht hielten und die Stadt gar fest war.

Drauf rüstete der Herzog einige Wagen aus, von außen wie große Heuwagen anzusehen, innen aber hohl und mit erprobten Kriegsleuten gefüllt. Diese wurden nun vor Landeshut vorbeigefahren mit geringem Geleit, damit die Böhmen sich ihrer bemächtigen sollten; der Herzog selbst aber versteckte sich mit seinen Mannen in der Nähe. Die Böhmen gingen auch in die Falle, fingen die Wagen und führten den Raub im Triumph zur Stadt. Als aber die Thore nun geöffnet wurden, um die Wagen einzulassen, da brachten dieselben plötzlich ihre Fülle zu Tage, und die Herzoglichen schlugen wacker auf ihre bestürzten Feinde und gewannen das Thor, bis ihr Herr ihnen zu Hilfe kam und die Böhmen aus Stadt und Burg verjagte. —

Auch im Jahre 1426 haben die Landeshuter den Hussiten harten Widerstand geleistet und sie zurückgeschlagen, wobei selbst die Frauen auf den Mauern wacker mitgekämpft.

3) Die Gründung des Klosters zu Grüssau.

Eine Meile von Landeshut in einem reizenden Thal des Gebirges liegt das ehemalige Cisterzienser-Kloster Grüssau.

Früher war das Thal eine dichte Wildniß und hieß Krisobor, doch schon ums Jahr 1238 stiftete

Herzog Heinrich der Fromme ein Benedictiner-Kloſter daſelbſt, das aber bald wieder einging. —

Einſt kam Herzog Bolko I. von Schweidnitz und Jauer von ſeiner Burg Landeshut, im Kriſoborer Thale zu jagen, und ward tief in der Wildniß vom brennendſten Durſte gepeinigt. Vergeblich ſchauten er und ſeine Begleiter nach einem Quell umher und der Herzog glaubte verſchmachten zu müſſen.

Da zog er ſeinen Siegelring vom Finger und warf ihn hinter ſich, gelobend, wenn derſelbe an einer ſprudelnden Quelle wiedergefunden würde, wolle er an ſelbiger Stelle der heiligen Jungfrau Maria zu Ehren eine Kirche erbauen. Und ſiehe, nach kurzem Suchen fanden ſeine Begleiter den Ring an einem wunderklaren Quell, ſo ſie vorher gar nicht geſchaut. Da dankte der Herzog Gott, lechzte ſich und nannte in Freuden den Ort: „Grüß Dich Au!“ Daraus wurde in ſpäterer Zeit Grüſſau.

Wie er aber gelobt, ſo erbaute der Herzog alsbald an der Stelle eine Kirche in Kreuzesform und benannte ſie ein Gnadenhaus der ſeligſten Jungfrau Maria zum Thale. Desgleichen daneben ein Kloſter, ſo er mit Ciſterzienſern aus dem Kloſter Heinrichau bei Münſterberg beſetzte. Biſchof Johannes III. von Breslau weihte im Jahre 1292 am Tage Mariä Geburt die Kirche ein.

Noch heutigen Tages ſprudelt die Quelle und heißt der Fürſtenbrunnen. Ihr Waſſer hat in alten Zeiten viel Wunder und Heilungen verrichtet.

4) Das Gnadenbild zu Grüssau.

Am hohen Altar der Kirche zu Grüssau befindet sich noch heutigen Tages ein uralt wunderthätiges Marienbild, davon die Kirche den Namen erhalten hat. Lange vor deren Erbauung hat das Bild in einer einsamen Waldkapelle im Krisoborer Thale gestanden und viele Wunder gethan, weswegen Herzog Bolko oftmalen zu dem Bilde gewallfahrtet. Es haben aber Räuber und Wegelagerer die Stätte unsicher gemacht, und als durch einen greulichen Mord an dem frommen Einsiedler, der das Bild gehütet, der Ort entweiht worden, hat es das Bild nicht länger da gelitten und es bittere Thränen geweint, bis Herzog Bolko es in die neuerbaute Kirche zu Grüssau gesetzt hat.

Auf der Stätte des Waldkirchleins erbaute der Herzog das Städtchen Liebau und schenkte es dem Kloster.

12. Kinsburg,

auch Kynsburg oder Königsburg genannt, im Schlesierthale an den Ufern der Weistritz, auf dem hohen Gipfel des Geierberges. Ihre Ruinen sind groß und wohl erhalten. Sie soll

1198 unter Herzog Boleslaus dem Langen, nach andern Traditionen sogar schon zur Heidenzeit erbaut worden sein, und wechselte häufig ihre Besitzer.

1) Der treue Hund.

Zu Anfange des 18. Jahrhunderts war ein Freiherr von Eben Besitzer der Kinsburg. Er hatte einen Sohn, einen raschen munteren Knaben, der täglich auf einem kleinen Pferd, begleitet von einem großen dänischen Hunde, nach Schweidnitz in die Schule ritt und regelmäßig zu einer bestimmten Stunde nach der Burg zurückkehrte. Der Pfad dahin führte durch das Schlesierthal und über den sogenannten Karetenweg, einen schmalen, durch Felsen gehauenen Fuhrweg, der an einem gähnenden Abhang zur Burg leitete und nur von ihren Bewohnern benutzt ward. Der Pfad war gefährlich, das geringste Abweichen vom Gleise konnte in die schroffe Tiefe des Thales stürzen, aber der Knabe und sein Pferd waren vorsichtig und an den Weg gewöhnt.

Eines Tages jedoch blieb der junge Freiherr länger als gewöhnlich aus, ohne daß es zuerst auffiel, weil ihn irgend ein Zufall in der Stadt zurückgehalten

haben konnte. Als aber eine Zeit nach der andern verſtrich, ohne daß er kam, da erfaßte Vater und Mutter bange Sorge und die Furcht, daß ihm ein Unglück widerfahren ſei. Eilig ſandte der Freiherr einen Boten den Weg entlang, die Angſt aber ließ die Aeltern ſelbſt noch ſchneller dieſem folgen, daß ſie bald ihn einholten. Da ſahen ſie ſchon von ferne und mit entſetzlichem Schreck auf dem Felſenwege das Rößlein des Knaben dicht am ſchroffſten Abhang, reiterlos und unbeweglich, ſtehen. Als ſie aber näher kamen, erblickten ſie, wie der treue Hund daſſelbe feſt am Zügel hielt, und der Knabe herabgeſtürzt mit dem Fuß im Steigbügel, mit dem Leib aber kopfunter weit über den Abgrund hing. Jeder Schritt des Pferdes hätte ihn hinabſtürzen, oder ſein Haupt an den Felſen zerſchellen müſſen.

Behutſam machten ihn die Herbeigeeilten los und brachten ihn zum Leben zurück. Groß war die Freude der Aeltern über die Rettung des Kindes und die Treue und Klugheit des Hundes. —

Der Knabe war wie gewöhnlich zur beſtimmten Zeit heimgekehrt. Da machte etwas das Pferd ſcheuen, daß es einen Seitenſprung that und der Reiter herabſtürzte, mit dem Fuß aber im Bügel hängen blieb. Im nämlichen Augenblick auch faßte der kluge Hund die Zügel des Roſſes und hielt es unbeweglich feſt, bis fremde Hilfe herbeikam. Dem Geſtürzten waren vom Andrang des Blutes die Sinne vergangen.

Dankbar hielten die Aeltern den Retter ihres Kindes bis zu ſeinem Tode, und ſtellten ſein und des Knaben Bildniß, neben einander in Lebensgröße gemalt, zum ſteten Andenken in der Burg auf.

2) Die große Forelle im Eselsbrunnen.

An der Thalseite des Schloßberges, achthundert Schritte von der Burg, ist ein Brunnen, der Eselsbrunnen geheißen, daraus holten die Bewohner der Burg ihr Trinkwasser, weil sie das im großen Ziehbrunnen auf der Burg für ungesund hielten. Vor Zeiten wurde hierzu ein Esel gebraucht, der in großen Fässern das Wasser hinauftrug. Ein Mann begleitete ihn und füllte die Fässer. Daher der Name: Eselsbrunnen.

Ein früherer Besitzer der Burg hatte in den Brunnen eine große Forelle gestellt, um das Wasser rein und klar zu erhalten, frug oft den Treiber, ob auch seine Forelle noch im Brunnen stehe, und hieß ihn sicher Acht darauf zu haben.

Eines Nachts stand der Burgherr am Fenster und schaute in der klaren Mondhelle am Schloßberg hinunter; da sah er, wie unten am Brunnen ein Mann beschäftigt war, das Wasser auszuschöpfen. Eilig griff der Schloßherr nach seinem Sprachrohr und rief dem Fremden mit lauter Stimme hinab:

„Laß die Forelle stohn,
Sonst ist der Strang Dein Lohn!"

Der Dieb wußte nicht, woher die Stimme kam, kümmerte sich aber wenig um die Warnung und eilte mit dem Raube nach seiner Wohnung. Beim hellen Mondschein konnte das Auge des Schloßherrn ihn bis dahin verfolgen, doch glaubte er, daß seine Warnung gefruchtet und der Dieb seinen Frevel unterlassen habe.

Am andern Morgen aber kam der Eseltreiber eilig herauf und meldete, daß die Forelle im Brunnen

nicht mehr zu schauen sei. Da erzürnte sich der Burgherr höchlich, ließ den nächtlichen Dieb aus dem Hause holen, in das er ihn hineingehen gesehen, und als dieser den Raub eingestand und daß er die Forelle bereits verzehrt, seine Drohung wahr machen und den Frevler an den Galgen henken.

3) Das goldene Eselsfüllen.

Als die Schweden im dreißigjährigen Kriegs (1633) die Kynsburg unter ihrem Obristen Devour besetzten und nach Schätzen suchten, haben sie zufällig in einem Pfeiler des Gemäuers ein goldenes (Anders sagen: mit Gold gefülltes) Eselsfüllen gefunden, daß die Inschrift getragen:

„Von Gold bin ich, Gold ist mein Futter,
Nicht weit von hier steht meine Mutter."

Es sollen aber diesen und mehr reiche Schätze die Hussiten und andere Räuber, als sie im Jahre 1476 aus der Burg vertrieben worden, in den Gemäuern oder an andern heimlichen Stellen verborgen haben. Vergeblich hatte man bisher die Reichthümer wieder aufzufinden gesucht.

Die Schweden, von Habgier gestachelt, wollten nun auch die Mutter des Füllens haben, und durchbrachen die Mauern an allen Ecken und Enden. Sie fanden aber nichts und zerstörten nur unnöthig die Burg. Noch zeigt man die Stelle, wo das goldene Füllen gefunden worden.

4) Die drei Altväter.

Im ſiebenjährigen Krieg, als die Herrſchaft das Schloß verlaſſen und die Oeſtreicher im Weiſſritzthale ſtanden, kam eine Geſellſchaft kaiſerlicher Officiere auf die Burg und verlangte von dem Verwalter, der mit ſeinen Leuten allein dort geblieben, er ſolle ſie überall im Innern umherführen und alle Gemächer ihnen zeigen.

Der Verwalter war bereit, dem Befehl Folge zu leiſten, berichtete aber, daß mehre Gemächer im hintern Theil der Burg ſchon ſeit langer Zeit verſchloſſen und die Schlüſſel dazu verloren ſeien. Auf die Erklärung der Officiere jedoch, daß auch dieſe geöffnet werden müßten, ſandte er den Wächter eiligſt, einen Schlöſſer mit Hacken und Nachſchlüſſeln zu holen.

Während nun die Geſellſchaft in einem andern Theil der Burg die Gemächer beſah, öffnete der Schlöſſer im hintern Raume mehre längſt verſperrte Thüren. So kam er auch an eine ſchmale eiſerne Pforte und verſuchte mehre Schlüſſel daran, bis plötzlich und wider Erwarten das Schloß aufſprang und er in ein kleines dunkles Zimmer trat.

Darin ſaßen an einem Tiſch in der Mitte drei ſteinalte Männer in langen Gewändern, mit weißen Bärten, die ihnen bis über die Bruſt herabfielen. Auf der Tafel vor ihnen lag ein großes aufgeſchlagenes Buch, und ihre Augen waren ſtarr und ernſt auf den Eintretenden gerichtet. Der Schlöſſer, ſo beherzt und muthig er ſonſt war, vermochte nicht die durchdringenden Blicke der drei Altväter zu ertragen. Oft nachher hat er erzählt, wie ſie ihm ein ſo entſetzliches

Grauſen erregt, daß er keinen Augenblick länger ſie anzuſchauen vermocht hätte. Eilig verließ er das Gemach und hinter ihm flog krachend die Pforte wieder in's Schloß.

Den Mann aber faßte ein ſolcher Schrecken, daß er unaufhaltſam zur Burg hinaus und den Berg hinab lief, bis zu ſeiner Wohnung, wo er ſich ins Bett legen und dies in ſchwerer Krankheit lange hüten mußte.

Nachmals iſt er oft aufgefordert worden, im Beiſein vieler Perſonen jene Thür zu zeigen, hat ſie aber niemals wiederfinden können. Doch hat er ſtets behauptet, ſolche ſei auf der Thalſeite, im hintern Theil des Schloſſes, geweſen.

5) Die Gluckhenne.

Vor alten Zeiten ſoll ſich in einem Gemach der alten Burg oft eine Gluckhenne mit zwei goldgelben Küchlein haben ſehen laſſen. Sie iſt ſtets unter dem Ofen hervorgekommen und auch darunter wieder verſchwunden. Der Burgherr glaubte aber nicht an das Gerede der Leute.

Eines Abends kam ein fremder Ritter zur Burg und heiſchte als ein Freund des Burgherrn für ſich und ſeinen Knappen ein Nachtlager. Solches wurde auf Befehl des Wirthes ihm in jenem Zimmer aufgeſchlagen, und der Fremde begab ſich nach reichlicher Bewirthung mit ſeinem Knappen bald dahin zur Ruhe.

Bei Tages Anbruch jedoch ließ er ſeinem Wirth melden, er wolle weiterziehen, und nur auf deſſen

dringende Einladung verweilte er bis zum Frühmal. Als er dabei erſchien, fiel dem Burgherrn das bleiche und verſtörte Ausſehen ſeines Gaſtfreundes auf, und eifrig drang er in dieſen, ihm mitzutheilen, was ihm fehle, und ob einer der Schloßbewohner etwa gewagt habe, ſeine Ruhe zu ſtören.

Nach vielem Drängen endlich erzählte der Fremde ihm ein ſonderbares Ereigniß. Ermüdet ſuchten der Ritter und ſein Knappe nämlich in dem ihnen beſtimmten Gemach bald ihr Lager, um ſich in Frühe wieder auf den Weg machen zu können. Einige Zeit mochte der Ritter ſchon geſchlafen haben, da wachte er durch eine unbekannte Urſache auf und hörte die Glocke vom Thurm Mitternacht ſchlagen. Dämmernd ſchien der Mond ins Zimmer und zum Ueberfluß erleuchtete dies eine Lampe, die er auf dem Tiſch zwiſchen ſeinem und dem Lager des Knappen hatte brennen laſſen.

Zugleich vernahm er ein kleines Geräuſch, und als er aufmerkſam dadurch gemacht ſich erhob, ſah er eine ſchwarze Gluckhenne unter dem großen Ofen hervorkommen, von zwei goldgelben Küchlein gefolgt. Die Henne ging bis zur Mitte des Zimmers und puſtete und ſträubte ſich dort wie vor einem Raubvogel, und ſcharrte und ſchlug mit den Flügeln, daß die Lampe auf dem Tiſch in die Höhe flackerte. Darauf wandelte ſie durch das ganze Gemach und flatterte vor dem Lager des Ritters hoch auf, daß die Lampe darob verlöſchte. Beim Licht des Mondes erkannte er, wie ſie bald darauf nochmals emporflog, und ſogleich flammte auch die Lampe wieder auf. Die

Henne aber rief ihre Brut zusammen, pickte auf den Fußboden und verschwand unter dem Ofen.

Von einem unerklärlichen Grauen erfaßt, wußte der Ritter anfangs nicht, ob er geträumt oder wirkliche Gegenstände gesehen habe, und erst nach geraumer Zeit ermannte er sich so weit, daß er aufstehen und mit der Leuchte das Zimmer untersuchen konnte. Aber weder unter dem Ofen, noch sonst an einem andern Ort, so sorgfältig er auch nachforschte, fand er die geringste Spur der Henne oder ihres Nestes. Da befiel ihn ein unheimliches Grausen und er weckte endlich seinen Knappen, der jedoch erst nach langem Rufen und Schütteln munter ward und nichts gehört und gesehen hatte. So erwartete der Ritter den Morgen, da er keine Ruhe mehr zu finden vermochte, und um so früh als möglich diesen unheimlichen Ort zu verlassen.

Nachdem er diese Erzählung beendet, dankte er dem Burgherrn für die freundliche Aufnahme, bat ihn, das Abentheuer zu vergessen oder es seiner aufgeregten Phantasie zuzuschreiben, und verließ eilig das Schloß.

Den Burgherrn aber hatte die Erzählung seines Freundes, den er als einen wahrheitsliebenden und furchtlosen Mann kannte, nachdenkend gemacht, und als nun das Burggesinde immer lauter seine Stimme erhob und alte Leute frühere Fälle erzählten, wie der Spuk sich oft gezeigt, konnte er nicht länger zweifeln und befahl auf Anrathen seines Schloßkaplans den Ofen in dem Gemach wegzureißen. Da fand man denn an der Stelle ein erhabenes Gediele, und als man dies aufgebrochen, ein wohl verschlossenes Kästchen darunter, das die Gerippe zweier kleinen Kinder

enthielt. Es war offenbar, daß hier vor Zeiten eine Greuelthat begangen worden, doch keine Vermuthung oder Nachricht verbreitete Licht über das dunkle Geheimniß. Drauf begrub man die Gebeine auf den Rath und Befehl des frommen Abtes zu Grüssau in geweihte Erde, und seitdem hat sich der Spuk nimmer wieder schauen lassen, und die schwarze Gluckhenne, die wohl die Mutter der gemordeten Kleinen gewesen, und ihre Küchlein haben die gesuchte Ruhe gefunden.

6) Das steinerne Kreuz im Teufelsthal.

Unfern der Falkenberge in tiefer Wildniß liegt ein enges Thal, von schroffen Felsenwänden umgeben und bei dem Volke verrufen unter dem Namen des Teufelsthales. Ein steinernes Kreuz stand an dessen Ende zum Andenken einer bösen That; denn allda hatte ein Ritter der Kynsburg vor Zeiten den Herrn von Falkenberg heimtückisch erschlagen. Niemand hatte den Mord gesehen, als die Frau des Erschlagenen; der Kynsburger aber ließ diese fahen, um das Geschlecht seines Feindes gänzlich zu vertilgen. Einem treuen Knappen des Falkenbergers gelang es jedoch, die zwei Kinder seines unglücklichen Herrn, einen Knaben und ein Mädchen, heimlich zu erretten und so die böse Absicht des Mörders zu vereiteln.

Der Knappe flüchtete mit den Kindern nach Breslau und erzog sie dort in glühendem Haß gegen ihren Todfeind. Beide schwuren einen theuren Eid in seine Hand, den Mord ihres Vaters zu rächen. Doch ging ihr Wunsch nicht in Erfüllung; denn der Knabe, zum Manne gereift, fiel im Morgenland auf einem

Kreuzzuge und hinterließ der Schweſter ſein einziges Töchterlein, mit dem ſich dieſe in die tiefe Stille des verrufenen Teufelsthales zurückzog und dort abgeſondert von aller Welt mit der Erziehung ihrer Nichte beſchäftigte. Der alte Knappe war mit ihnen gezogen.

Schön und lieblich, eine verborgene Blume blühte das Fräulein in dem ſtillen Felſenthal heran, unbekannt mit der Welt und ihrer Eitelkeit. — So ſaß ſie eines Tages am Ende des Thales unter dem ſteinernen Kreuz, da erblickte ſie der junge Gottfried von Kynsburg, als er auf der Höhe der Felſen jagte. Auch die Jungfrau hatte den Ritter erſchaut und entfloh eilig nach ihrer Hütte, nachdem ſie durch einen Zufall erfahren, daß der Fremde der Enkel des Verderbers ihres Geſchlechtes ſei. Eilig traf ihre Muhme Anſtalt, als ſie dies kaum erfahren, ihren bisherigen Wohnort zu verlaſſen, um ihrem vermeintlichen Widerſacher zu entgehen, und flüchtete mit dem Fräulein nach Breslau.

Ritter Gottfried aber hatte keineswegs das Verderben der Entflohenen im Sinne, vielmehr hatte des Fräuleins ſchönes Bild ſein Herz im Innerſten gerührt, und bald kehrte er wieder, ihre Wohnung im Thal zu ſuchen und um ihre Liebe zu werben.

An der Hütte jedoch trat ihm der alte Knappe entgegen und bedeutete ihn, wer das Fräulein geweſen und wie zwiſchen dem Geſchlecht der Falkenberger und Kynsburger ewiger Haß beſtehen müſſe, bis die That ſeiner Ahnen geſühnt ſei. Vergebens betheuerte der junge Ritter ſeine gute Geſinnung und wie er bereit ſei, das begangene Unrecht durch ſeine Hand zu ver-

güten; er konnte nicht einmal erfahren, wohin die Flüchtigen sich gewandt.

Trübsinnig zog der Ritter gen Breslau, die Geliebte überall zu suchen. Aber auch das Fräulein hatte das Bild des Jünglings mit sich im Herzen getragen und nährte nicht den Haß ihrer Familie. Da begab es sich zufällig, daß der Ritter bei der Messe in der Elisabethkirche die Geliebte wieder erblickte, und froh, sie gefunden zu haben, seinem Knappen den Auftrag gab, die Wohnung der Frauen zu erforschen. Bald brachte ihm dieser die gewünschte Nachricht und verkündete ihm zugleich, wie jene schon am andern Morgen von Breslau weiterziehen wollten.

Die alte Falkenbergerin hatte gleichfalls den Ritter erblickt und die Züge des verhaßten Geschlechts erkannt. Eilig zog sie daher mit ihrer Nichte noch in derselben Nacht von dannen, und Ritter Gottfried forschte am nächsten Morgen vergeblich nach ihnen und wohin sie gezogen.

Beinahe zwei Jahre durchirrte er ohne Spur ganz Schlesien und die benachbarten Gegenden, ehe er trübe und verzweifelnd wieder auf seine Burg zurückkehrte.

Da begab es sich einst, daß er auf einer Eberjagd trotz dem Warnen seiner Knappen nach dem Teufelsthal sich wandte, das seitdem immer mehr verrufen worden durch abentheuerliche Gestalten und gespenstige Erscheinungen. Bald gelangte er an die Felsenwand, wo er zuerst die Geliebte erblickt, und schon von ferne vernahm er eine flehende weibliche Stimme und rauhe Männertöne dazwischen. Hastig eilte er herbei und erblickte im Grunde an das steinerne Kreuz sich klammernd die so lange Gesuchte,

und vor ihr eine drohende Männergestalt mit hochgeschwungenem Dolch. Wie ein Blitz fuhr der Ritter an dem Felsen hernieder und warf sich auf den Fremden, den er schwer verwundet zu den Füßen des Fräuleins streckte, daß sein rauchendes Blut noch das Kreuz besprützte. Dann beugte er sich nieder zu der Geretteten und richtete sie empor. Aber die Jungfrau deutete erschreckt nach einem Gemäuer im Hintergrund des Thales, aus dessen Pforte sich wilde, seltsamliche Gestalten drängten und auf die Beiden zustürzten. „Rette Dich," schrie das Mädchen. „Räuber und Mörder wohnen hier, und Du hast ihren Anführer getödtet!" — Doch der Ritter umschlang sie nur fester und hob sie empor. „Mit Dir leb' ich oder sterb' ich!" rief er, und eilte mit der theuern Last nach der Felsenwand, die er hastig zu erklimmen begann. Wacker halfen die Knappen und Jäger des Ritters unterdeß die heranstürmenden Räuber abwehren, und glücklich gelangte Gottfried mit seiner schönen Beute auf die Höhe der Wand und schwang sich mit ihr auf sein Roß. Die Knappen thaten ein Gleiches und nun jagte der Haufe davon nach Burg Kynsburg zu. Bis zum Stenzelberge verfolgten sie die wüthenden Räuber, dort hielten sie ermattet mit der vorgeblichen Verfolgung inne. Ritter Gottfried aber brachte die Geliebte sicher und glücklich in den Schutz seiner väterlichen Burg.

Hier erzählte ihm das Fräulein, wie sie in die Hände der Räuber gekommen. Auf dem nächtlichen Wege von Breslau nach der Burg eines befreundeten Ritters hatten die Räuber sie angefallen und nach diesem Thale geschleppt, das sie sich zum Wohnsitz

erkoren, indem ihr früheres Raubneſt unterdeß von einem tapfern Ritter zerſtört worden. Von hier aus trieben ſie nun ihre Räubereien und machten die Gegend umher durch geſpenſtige Erſcheinungen noch mehr verrufen, daß bald ſich Niemand mehr in die Nähe des Thales wagte und ſie ſo vor Entdeckung ſicher waren. Ein ſchreckliches Schickſal ſtand den Frauen bevor, als Gott dem Fräulein den rettenden Gedanken eingab, ihre frühere Kenntniß des Thales zu benutzen und den Räubern zu betheuern, unter dem ſteinernen Kreuz liege ein großer Schatz vergraben, der aber erſt nach zwei Jahren am Walpurgistage zu beſtimmter Stunde und nur von einer reinen und keuſchen Jungfrau gehoben werden könnte. So rettete und bewahrte ſie ihr Leben und ihre Ehre. Die Baſe aber erlag bald den Leiden und bereuete noch ſterbend ihren unverſöhnlichen Haß gegen den Kynsburger.

Unter vergeblichen Hoffnungen auf Errettung waren die zwei Jahre verſtrichen. Nicht länger mehr ließ ſich die Habgier der Räuber beſchwichtigen; am beſtimmten Tage ſchleppte der Hauptmann die Jungfrau zum Kreuz, und ſchon ſah ſie den Dolch des Betrogenen über ſich gezückt, als ſie der Arm des heimlich Geliebten befreite.

Ritter Gottfried, als er dieſe Kunde gehört, entbrannte in edlem Zorn. Er berief ſeine Freunde und alle ſeine Mannen, umſtellte das Teufelsthal, und nur wenige der Räuber entgingen dem rächenden Schwert oder der Gefangenſchaft. Noch zeigt man die Trümmer des großen Verließes, in dem die Böſewichter den Lohn für ihre Thaten empfingen. Das gerettete Fräulein aber wurde des Kynsburgers wackere

Hausfrau, und redlich sühnte der Enkel die blutige That seines Altvordern.

7) Die weiße Frau.

Auch auf der Kynsburg hat sich zuweilen die weiße Frau gezeigt. Alte Leute haben sie gesehen und können noch davon erzählen. —

Vor Zeiten wurde einstmals auf der Burg ein großes Fest gefeiert. Ritter und Frauen waren da versammelt und verbrachten den Tag unter Jubel und Lust. Hell klangen die Becher im Rittersaal der Burg, wo um die eichene Tafel die Edlen und Herren sich versammelt und wacker zechend von ihren und ihrer Ahnen Thaten erzählten. Auch in den Frauengemächern war ein holder Kreis schöner Damen versammelt, und vor allen glänzte das Fräulein Adelheid von Schaffgotsch durch Anmuth und Sittsamkeit. Als nun die Sonne hinuntergesunken und der Abend zu dämmern begann, da winkte sie ihren Freundinnen, und traulich kosend verließen sie die Gemächer, um in der Kühle des Burggartens sich zu ergehen.

Im Rittersaal aber hatte Einer die leisen Schritte der Fräulein vernommen und ungeduldige Sehnsucht duldete ihn nicht länger in dem Kreise der alten Herren und trieb ihn an das hohe Bogenfenster, um von dort hinab zu lauschen. Es war Ritter Bernhard von Haugwitz, ein stattlicher junger Mann, der schon lange das Fräulein von Schaffgotsch im Herzen trug und mit ihr in stiller Minne lebte. Sehnsüchtig schaute er hinab zum Burghof, in dessen Mitte der Schloßbrunnen sich befindet, tief in den

Felsen gehauen, aus dem an langer Kette die Wassereimer empor gewunden werden. Da gewahrte er aus dem Burgthor eine weiße Frauengestalt treten und langsam durch den Hof schreiten. Länger litt es ihn nicht im Rittersaal, er glaubte Adelheid zu erkennen, die sich von den Freundinnen losgemacht, um mit ihm noch vielleicht heimlich zu lustwandeln, und eilig stahl er sich aus dem Saal und eilte die Stiege hinab. Als er in die Pforte trat, gewahrte er noch die weiße Gestalt, die am Brunnen stand. „Adelheid, seid Ihr es?“ flüsterte der Ritter und trat ihr näher. Sie winkte ihm zu und trat an den Rand des Brunnens — und im nämlichen Augenblick sah er sie hinabstürzen in die bodenlose Tiefe.

Entsetzt taumelte er zurück. Mit bleichem Angesicht stürzte er hinauf in den Rittersaal und vermochte hier kaum die Worte auszustoßen: „Rettet, rettet! Adelheid ist in den Brunnen gestürzt!“

Erschreckt sprangen Alle empor und eilten mit Fackeln und Stricken hinab. Auch in die Frauengemächer war die entsetzliche Kunde gedrungen und in Todesangst eilte die Mutter der Verunglückten mit ihren Freundinnen herbei. Allen voran stürzte Ritter Haugwitz nach dem Schreckensort. Da, als sie eben die Pforte der Burg erreicht, traten ihnen nichts ahnend und aus dem Garten zurückkehrend die Fräulein entgegen, voran die Vermißte — Adelheid. Erstaunen fesselte Aller Fuß. Der Ausbruch des Entzückens aber riß den jungen Ritter zu den Füßen der Wiedergefundenen und enthüllte seine lang verborgene Liebe in seiner Angst und in seinem Jubel. Mit stiller Freude sahen die Aeltern der Beiden das verbor-

gene Liebesbündniß und gaben gern ihren Segen dazu, und noch im Angesicht des Brunnens knüpften so die Herzen einen festen Bund. —

Keine der Frauen und Mädchen fehlte. Auch die Fackeln, die man an Seilen hinunterließ bis zum ruhigen Spiegel des Wassers, zeigten nicht die geringste Spur. Die Burgleute aber flüsterten einander zu, es sei die weiße Frau gewesen, die der Ritter geschaut und die sich von Zeit zu Zeit auf dem Schloß schauen ließe. —

Auch späterhin hat man sie noch erblickt. Ein Wächter hat sie mehrmalen zu Nacht gesehen. Sie ist aus dem Schloß heruntergekommen, unter der Kapelle durch und rechts über die Treppen hinab auf die Pferdeställe zugegangen. Beim alten Stall ist sie verschwunden. Es war eine sehr lange schneeweiß gekleidete Gestalt. —

Auch einer Magd ist sie in neuerer Zeit begegnet, als diese des Abends spät zum Windebrunnen gegangen ist, um Wasser zu schöpfen. Als sie die Kannen gefüllt hatte, kam die weiße Frau oben um die Bühne her. Erschrocken griff das Mädchen zu den Kannen und rannte eilig davon, ohne sich umzuschauen. Erst im Zimmer der Hausfrau erholte sie sich wieder, seitdem aber hat nichts sie bewegen können, wieder so spät nach dem Brunnen zu gehen.

13. Die Laurichenburg *).

Es iſt eine ſchaurige Mähr, die Mähr von der Laurichenburg, die ich jetzt erzählen will, eine Mähr von abſcheulichem Frevel und der allmächtigen Rache des Himmels.

Ei wie grünt und blüht jetzt das ſchöne Schleſierthal! Ueppige Triften und grüne Berge ſtehen den Menſchen zur Augenweide, biedre Leute wohnen dort unterm Schutz der Geſetze, feierlich hallen die Glocken der Kirchen, und Tauſende von Wanderern ziehen Jahr aus Jahr ein durch den Grund, ſicher und wohlgemuth, ſich ſeiner Schönheit zu freuen.

Einſt war es nicht ſo. Ruchloſer Sinn ſchändete die Anmuth der Natur. —

Es iſt eine lange Zeit her, von der dies Mährlein erzählt, eine ſo lange Zeit, daß nur das Ohr des Volkes da hinaufreicht und die Zunge der Sage davon Kunde giebt.

Zu jener Zeit — dort am Abhang ohnfern der Silberhütte, wo jetzt eine Wieſentrift grünt, — erhob ſich ein ſtattlicher Hügel und auf ſeinem Gipfel eine ſtolze Veſte, weit hinausſchauend über das Schleſier-

*) Eine gleiche Sage geht von Schloß Seeburg bei Göttingen. Ein tiefer See iſt dort an die Stelle der verſunkenen Burg getreten.

thal, die Laurichenburg. Das Dorf an ihrem Fuße aber, von den Söldnern und Vasallen des Schloßherrn bewohnt, hieß Laurichendorf.

Junker Hans saß auf der Burg, dem Erbe von seinen Vätern. Er war ein stattlicher Mann, schön und jung, aber von rohen Sitten und bösem Wandel. Denn mit seinem Namen schreckten in der ganzen Gegend umher die Mütter ihre Kindlein in den Schlaf, und wo irgend eine wüste Schandthat begangen worden, war Junker Hans gewiß dabei oder ihr Anstifter gewesen. Alles schlechte Gesindel fand auf der Laurichenburg eine willkommene Herberge, und die Raubritter und wüsten Gesellen von allen adeligen Burgen der Umgegend waren seine Genossen und Verführer, zechten und lärmten auf seiner Burg und zogen mit ihm hinaus auf Raub und Mord. Weit und breit war der Herr von der Laurichenburg und seine Schaar verrufen.

Einst hatte der Junker in einem benachbarten Kloster eine Nonne erblickt, so schön und holdselig, daß sie seine Lüsternheit reizte, und er beschloß, sie zu gewinnen, es koste auch, was es wolle. Da aber die Jungfrau seinen Anträgen kein Gehör gab, sammelte er seine Genossen, überfiel bei Nacht das Kloster und riß die Nonne mit ruchloser Faust vom Altar hinweg und entführte sie auf seine Burg. Dort zwang er sie mit Gewalt zu seinem Willen, und in ihrer Sünde und Verzweiflung gab die Jungfrau ihren Geist auf, mit bitterm Fluch auf ihren Verderber.

Doch die Strafe folgte der Sünde auf den Fuß. Am andern Morgen schon klopfte ein Mönch an's Burgthor und verlangte den Junker zu sprechen. Der

Mönch aber war von der hochwürdigen Aebtissin des Klosters abgesandt und brachte dem Junker die sichern Beweise, daß die Geraubte seine leibliche Schwester sei, von seinem Vater in heimlicher Liebe erzeugt, und verlangte ihre Auslieferung.

Da überfiel es den Junker heiß wie das Gericht Gottes und Reue und Verzweiflung erfaßten seine Seele. Der Mönch aber, als er erfahren, was geschehen, verfluchte diesen Ort ob der Blutschande mit allen lebenden Wesen, die darin weilten, und verließ eilig die Sündenstätte.

Dem Junker ließ seine Schuld keine Ruhe. Wie ein Spiegelbild lag sein lasterhaftes Leben vor seinen Augen und wohin er seine Seele in bittrer Zerknirschung und Reue auch wendete, nirgend fand er Trost und Ruhe.

So saß er im dumpfen Brüten in seinem Gemach, als der Koch eintrat und ihm einen großen und seltsam schillernden Aal zeigte, den die Knappen so eben im Burggraben gefangen. Der Fisch war so seltsam und wunderlich, daß noch Keiner einen dergleichen je gesehen hatte; doch der Junker würdigte ihn kaum eines Blicks und befahl nur, ihn zum Mahl zuzurichten.

Als aber der Fisch nun angerichtet zur Tafel gebracht worden und der Junker erst einen Bissen davon genossen, da bekam er ein solches Verlangen und Lust daran, daß er den ganzen Fisch verzehrte bis auf ein einziges Stück, so er in der Schüssel ließ.

Nachdem er nun solch Mahl gehalten, wurde ihm plötzlich ganz seltsamlich zu Muthe und es ward ihm, als öffne sich ihm eine besondere Verständniß und

verleihe seinem Geist und seinen Sinnen übernatürliche Kräfte. Es trieb ihn hinaus aus dem Gemach in den Burggarten und von da wieder zurück, und in dem Rauschen der Bäume und dem Wehen des Windes glaubte er eigene Stimmen zu hören. Die Vögel zwitscherten in der Luft und er meinte Sprache und Worte zu vernehmen.

Da er aber in den Burghof trat, da hüpften die Hühner und Tauben und Enten umher, und steckten die Köpfe zusammen, und schrieen und kicherten in allerlei seltsamen, ihm verständlichen Worten. Auf der Stiege aber saß der Liebling des Junkers, ein mächtiger Haushahn, der schaute hinauf, wie die Abendsonne die Zinnen des Schlosses röthete, und sträubte die Federn und krähte und sprach:

„Wehe! Wehe! Wenn die Sonne versinkt, wird die Laurichenburg untergehen wegen der Sünden ihres Herrn, mit Allem, was darinnen lebt!"

Mit Entsetzen vernahm der Junker die Worte und glaubte die Posaunen des letzten Gerichts zu hören. Um ihn gackerte und krähte und kicherte und schrie es, und der Junker wie durch Zauber verstund alle die Töne und hörte, wie die Vögel klagten und die Sünde des Herrn verwünschten. Aengstlich flatterten selbst die Schwalben durch die Luft und suchten ihre Brut zu erretten.

Und immer tiefer sank die Sonne am Abendhimmel und röthete schon den Thurm des Schlosses. Dem Junker ward es bang und schwer zu Muthe und wie gelähmt harrte er der Erfüllung; der Haushahn aber flatterte empor zur Mauer, krähte und sprach:

„Bald iſt die Sonne hinunter und die Laurichenburg geht unter! So Du Dich aber noch retten willſt, nimm Dein ſchnellſtes Roß und verlaß in Eil dies verfluchte Schloß.“

Und wiederum gackerte, krähte und puſtete es ſo wunderlich; den Junker aber erfaßte die Lebensluſt und die Todesfurcht, und er ſtürzte zum Stall hin und band ſeinen ſchnellſten Renner los, warf ſich darauf und ſprengte zum Burghof hinaus. Hinter ihm drein krähte der Hahn und riefen die Hennen ihm Eile zu.

Als er aber zur Brücke kam, da keuchte der Koch hinter ihm drein, erfaßte ſein Pferd und flehte, ihn mit ſich zu nehmen. Denn er hatte dem Gelüſt nicht widerſtehen können und das letzte Stück des ſeltſamen Fiſches verzehrt, und gleich ſeinem Herrn war ihm dadurch die Kraft geworden, die Stimmen der Vögel und Thiere zu verſtehen.

Der Junker ſchaute empor und ſah, wie die letzten Strahlen der Sonne die Kuppen des Thurmes rötheten, und in gewaltiger Angſt ſuchte er ſich loszureißen von dem flehenden Diener.

Aber der Geängſtete hielt feſt die Zügel des Roſſes und wollte die Rettung theilen, und unter ſich fühlte der Junker ſchon, wie die Erde zu zittern begann, jeder Augenblick drohte Verderben. Da hob er ſein Schwert in gewaltiger Angſt und trennte mit einem Streich des Dieners haltenden Arm von dem Rumpf und jagte befreit davon, daß das Pferd durch die Lüfte zu fliegen ſchien. Hinter ſich drein aber hörte er es ſtürzen und rauſchen und brauſen wie gewaltige Meereswogen und den Donner des Himmels.

Als endlich das keuchende Roß inne hielt auf der nächsten Höhe und der Junker sich wandte und zurückschaute nach seinem Erbe, da war nicht Hügel noch Burg noch Dorf mehr zu finden und Alles versunken in die gähnenden Geweide der Erde, und dunkler sumpfiger Grund war an die Stätte des verfluchten Hauses getreten.

Er aber erkannte das Gericht Gottes, kniete zur Erde und gelobte Reue und Buße für seine Rettung. Dann machte er sich auf und ging in ein Kloster, beichtete seine Sünden, ward ein Mönch und that strenge Buße sein Lebenlang.

Von der Burg ist nimmer ein Stein mehr gesehen worden. Die birgt die Erde in ihrem Schoos. Eine grüne Trift ist im Lauf der Zeit aus ihrer Stätte geworden und hat im Munde des Volkes ihren Namen bewahrt. — —

Das ist die schaurig schöne Mähr von der Laurichenburg.

14. Waldenburg.

1) Name und Ursprung.

Im 12. Jahrhundert sollen die Herren von Ezettritz auf Neuhaus im tiefen Wald hier ein Jagdhaus erbaut haben, davon der Ort später den Namen erhalten. Vordem hat er auch Wallenburg geheißen.

Ohnfern des Jagdhauses auf einem Hügel hat ein hölzernes Kirchlein gestanden mit einem wunderthätigen Gnadenbild, und unter dem Altar ist ein Brunnen entsprungen, dessen Wasser heilsam für viele Gebrechen gewesen.

Viele Wallfahrer sind hierher gepilgert, und ums Jahr 1191 haben sich Leute um die Kirche angebaut und so den Ort gegründet.

Ein frevler Mensch hat mit lästernder Hand ums Jahr 1630 das Gnadenbild verstümmelt; zur Strafe aber hat er elendiglich umkommen und verderben müssen.

2) Die vergrabenen Schätze auf Burg Neuhaus.

In den Ruinen der alten Burg Neuhaus auf der Höhe des waldigen Schwarzberges beim Dorfe Dittersbach und ohnfern Waldenburg gelegen, sollen aus den alten Raubritterzeiten noch reiche Schätze in den

Burgkellern verborgen liegen. Die Eingänge aber sind verschwunden und zeigen sich nur, wenn Einer die Schlüssel findet, so zu den seltsamen Schlüsselformen passen, die in einigen Steinen im Burghofe eingegraben sein sollen. Alsdann öffnen sich die Gewölbe leicht und man kann die Schätze sonder Gefährde heben.

Viele Leute haben schon nach den Schlüsseln gesucht, aber noch hat sie Keiner finden können. —

Die Burg selbst ist 1366 von Herzog Bolko II. von Schweidnitz und Jauer erbaut und ist mehre Male zerstört worden.

3) Rettung des Burgherrn zu Neuhaus.

Wie auf Burg Czeschhaus, so ist auch hier ein Burgherr auf listige Weise vor seinen Feinden gerettet worden.

Es bedrängten diese nämlich hart die Burg, und nur die Burgfrau erbat und erhielt freien Abzug mit so viel Habe, als sie in einem Backtrog mitnehmen könne. Da legte sie ihren Gemal in einen solchen, bedeckte ihn mit ihren Kleidern und brachte ihn so glücklich aus der Burg.

4) Sebastian Ulrich von Czettritz.

Zu Anfang des 16. Jahrhunderts besaß Sebastian Ulrich von Czettritz Burg Neuhaus und bewahrte in der Schlacht bei Mohacz gegen die Türken rühmlich die Treue gegen seinen Herrn, König Ludwig von Böhmen und Ungarn, dessen Stallmeister er war.

Als der König nämlich durch die Schwere seiner Rüstung mit seinem Pferde in einem Sumpf versunken und darin umgekommen, darnach aber von einem Hirten seines Schmuckes beraubt und in den Sand verscharrt worden war, kehrte Czettritz zurück und grub den Leichnam seines Herrn mit seinen Händen aus der Erde, erkannte ihn an einem Muttermaal und brachte ihn zu den Seinen zurück.

15. Freiburg.

Name und Urſprung.

Wann die Stadt, vordem auch Freiburg genannt, erbaut worden, iſt unbekannt, da alle Nachrichten im Huſſitenkriege verloren gegangen ſind. Sie hat aber ſchon ums Jahr 1278 geſtanden und den Grafen von Hochberg gehört, die im ſelbigen Jahrhundert aus Steiermark nach Schleſien gekommen ſind.

Vor dem ſchweidnitzer Thor hat damals eine freie Burg geſtanden, davon der Ort auch benannt worden iſt.

16. Das Zeiskenschloß,

auch Czeschhaus genannt, zwischen Landeshut und Freiburg am Ende des Zeisgrundes, war einst der alte Sitz der Herzöge von Schweidnitz, ist im 13. Jahrhundert erbaut und wurde 1634 von den Schweden zerstört. Aus dunklem Gebüsch ragen von steiler Höhe die ehrwürdigen Trümmer der Burg.

1) Der Liskateich.

Unfern der alten Zeiskenburg ist ein Weiher, an dessen Ufer ist die schöne Liska oft erschienen und hat sich im Mondschein gebadet; ihre Kleider aber hat sie am Rande des Weihers auf den Büschen zum Trocknen aufgehangen. Wer die schöne Liska eigentlich gewesen, weiß Niemand zu sagen, wahrscheinlich aber eine Priesterjungfrau aus der alten Heidenzeit. So viel aber ist gewiß, daß sie ein wunderlieblich zauberhaft Frauengebilde war, mit langem wallendem Blondhaar, und überaus keusch und züchtig. Denn sie duldete nie, daß ein Männerauge ihre unverhüllte Schönheit erschaue, und wer sie im Bade belauschte, fand bald seinen Tod.

Nur ein Mann hat jemals ihr Herz gerührt, das war ein Ritter und Burgherr des Zeiskenschlosses zur Zeit der Kreuzzüge. Mit dem hat sie am Rande des Weihers oft Zusammenkünfte gehalten, lange Zeit, aber ihn immer gewarnt und ihm verboten, sie im Bade zu sehen, weil dies sein und ihr Unglück sein

würde. Den Ritter aber faßte eine lüsterne Sehnsucht, seine Geliebte in allem Reiz ihres Leibes zu schauen, und als er endlich sein heftiges Verlangen nicht mehr zu unterdrücken vermochte, schlich er sich heimlich des Abends in die Büsche des Weihers und belauschte die schöne Liska, wie sie ins Bad stieg. Zu spät gewahrte diese es, machte dem Ritter mit bittern Thränen Vorwürfe und verkündete ihm, daß er binnen wenig Tagen zur Strafe sterben und sein Geschlecht verlöschen müsse, wofür ihn selbst ihre Liebe nicht bewahren könne.

Drauf nahm sie von ihm Abschied, und der Burgherr bereute vergeblich seine lüsterne Neugier. Nach drei Tagen war er todt und mit ihm endete sein Geschlecht und die Burg ging in andere Hände über.

Noch oft hat man die schöne Liska nachher weinend am Rande des Weihers sitzen sehen.

2) Rettung des letzten Burgherrn.

Im Jahre 1634 war Ritter Nicolaus von Ezettitz Burgherr zu Ezeschhaus, ein tapfrer Mann und treu dem Kaiser und seinem Glauben ergeben.

Als nun die Schweden vor die Veste zogen und sie berennten, wehrte er sich mannhaft und tapfer, und hielt die Feinde lange auf. Endlich mußte er der Uebermacht weichen und die Burg den Feinden übergeben. Die Schweden aber hatten geschworen, daß der Burgherr ihnen für die hartnäckige Vertheidigung schwer büßen, alle Andere aber frei ausgehen sollten.

Da legten treue Diener des Ritters diesen in einen Schweintrog und bedeckten ihn mit alten Kleidern und

Lumpen, und trugen ihn so unentdeckt hinaus aus dem Burgthor und gen Hohenfriedeberg, allwo der Ritter inbrünstig Gott für seine Rettung dankte und ihm zu Ehren auf einem Berge bei der Stadt eine Kirche baute, so noch steht. —

Die Burg selbst wurde von den Schweden zerstört.

3) Der böse Ezekiel von Schwenz *).

Herr Tzessel war ein arger Mann,
War geizig, rauh und stolz;
Er schlug auf Knecht und Unterthan,
Als wär' es Stein und Holz.
Und all' ihr Fleiß und all' ihr Mühn
War immer nicht genug für ihn.
Dies Volk, — so hat er oft geschworen —
Sei doch zum Schinden nur geboren.

Einst hatt' ein armer Gärtner ihm
Im Felde was versehn;
Da packt der Herr ihn ungestüm
Trotz Heulen, Bitten, Flehn.
„Hund," brüllt er, „kaum Dein Beil und Blut
Macht dies Versehen wieder gut!
Jetzt bindet ihn an Händ' und Füßen,
Dann soll er mir's mit Arbeit büßen."

„Den Graben draußen schlemme mir
Vom Mittag bis zur Nacht;
Und schlägt die Glocke zehn allhier,
Und Du hast's nicht vollbracht,

*) Christian Tzessel von Schwenz war ums Jahr 1549 Besitzer der Burg. Das Lied ist „der Beschreibung der Burgfesten Schlesiens von Müller" entlehnt.

„Es laß ich Dich zu Aller Graul'n
Vor meinen Augen hier zeichnu'n.
Jetzt geh' und mach' die Arbeit fertig,
Und gegen Nacht sei mein gewärtig!"

Der Gärtner ging; ach! schwer und bang';
„„Wie soll ich da bestehn!?
Drei Ellen tief und vierzig lang,
Das ist zu thun für zehn!
Fürwahr das geht auf meinen Tod,
Hilf Himmel mir aus dieser Noth! —""
Doch wie er noch so schreit und heulet,
Kommt auf ihn zu ein Mann geeilet.

„Was jammerst Du, was fehlet Dir?
Kann ich Dein Helfer sein?"
„„Ach, liebster Herr, den Graben hier
Soll schlämmen ich allein!
Vom Mittag an bis zu der Nacht
Muß meine Arbeit sein vollbracht,
Sonst läßt Herr Azessel mich zum Grauen
In tausend Stücke gleich zerhauen.""

„Hoho!" versetzt der fremde Mann,
„Das wär' ein hartes Wort;
Ich greife selbst das Werk mit an,
Geh' Du indessen fort.
Geh', hole mir, mich durstet sehr,
Vom besten Bier ein Kännlein her;
Du wirst es, denk' ich, nicht bereuen,
Bald wird die Arbeit dann gedeihen."

Der Gärtner geht mit schwerem Sinn!
„„Woher zum Biere Geld?""
Er dichtet her und dichtet hin,
Kein Rath in aller Welt.
„„Der Wirth ist gar ein arger Wicht,
Und borgt auf bloße Thränen nicht.
Ich will den Spaten ihm verpfänden,
Und grabe dann mit meinen Händen.""

Gesagt, gethan. Und wie er kömmt,
Das Kännlein in der Hand,
Ha sieh'! der Graben ist geschlämmt
Bis an den obern Rand.
„Nun" ruft der fremde Mann und lacht,
„Hab' ich mein Werk nicht schnell vollbracht?"
Den Gärtner überläuft ein Grauen,
Er will kaum seinen Augen trauen.

„Jetzt geh' zu Deinem Edelmann,"
Fährt jener fort „und sprich:
Kommt, Herr, und seht's Euch selber an,
Geschlämmet ist der Strich."
Der Gärtner folget dem Befehl,
Doch Tzessel schwört bei Leib und Seel',
Bei Satan und der Hölle Rotten,
Der Gärtner wolle seiner spotten.

„Ist Deine Arbeit schon vorbei
In dieser Zeit, fürwahr,
So half der Teufel Dir dabei
Und seine schwarze Schaar.
Der Voigt soll eilends mit Dir geh'n
Und Deine Arbeit sich beseh'n,
Und wird er dies nicht wahr befinden,
So laß ich Dich lebendig schinden!"

Der Voigt begleitet ihn und fand
Die Arbeit ganz gethan;
Und unten an dem Graben stand
Der furchtbar fremde Mann
Und sprach: „Wo bleibt Herr Tzessel denn,
Kömmt er nicht selber nachzuseh'n,
Ob Alles ist, wie er befohlen? —
So werd' ich ihn zur Stelle holen!" —

Den Voigt durchlief ein kalter Graus
Bei diesem Donnerton.
„„Gott sei mir gnädig!"" rief er aus,
Und machte sich davon.

Denn unterm Kleid des Fremden ſchaut
Ein Pferdehuf hervor, ihm graut,
Und er erkannte mit Erbeben,
Daß Satan ſich hierher begeben.

Und eilends geht's zum Schloß hinauf.
Da thut ſein bleicher Mund
Den ganzen ſchrecklichen Verlauf
Dem Junker Tzeſſel kund.
Der dachte nicht an Schwur und Fluch,
Griff haſtig nach dem Bibelbuch
Und flehte ſchluchzend und mit Beben,
Gott wolle ſeine Schuld vergeben.

Er beſſert ſeinen harten Sinn
Und ward ein frommer Mann,
Zog nach dem Hochgebirge hin
Und ſiedelt' dort ſich an.
Den Gärtner aber kauft' er aus,
Und gab ihm eigen Hof und Haus.
Ein Jeder nehm' ſich dies zu Herzen,
Es iſt nicht gut mit Satan ſcherzen.

17. Reichenbach,

soll bereits um's Jahr 300 nach Christo von dem römischen Hauptmanne Lucka (Lucius, vid. den Sagenkreis von Glaz) gegründet worden sein.

Geschichts-Kalender.

1159 die Pfarrkirche zu St. Georg von Herzog Boleslaus erbaut.
1291 kommt an Herzog Volko von Schweidnitz.
1606 große Pest.
1632 Aufruhr der Bürger und Ermordung des Königrichters Reiprich, welche die Stadt schwer büßen muß.

1) Die Ungernschlacht bei Reichenbach.

Nachdem Kaiser Heinrich der Vogelsteller die Ungarn bei Merseburg aufs Haupt geschlagen und ihnen den Weg versperrt hatte, flüchtete ein großer Theil durch Schlesien und Böhmen, um über das Gesenke seinen Weg zu nehmen. In der Gegend von Luca (Glaz) und Reichenbach sammelte sich der Haufen, die Nachzügler aufzunehmen, und hauste gar wüthig in der Gegend umher. Als Kaiser Heinrich dies vernommen, sandte er eilig seinen Heerführer Graf Siegfriedus Ringelheim mit einer Schaar gen Schlesien, die Ungarn zu vernichten. Der traf auf sie bei Rei-

chenbach *), schlug sie mit Gottes Hilfe aufs Haupt und nahm ihnen die reiche Beute wieder ab. Darauf hielt Kaiser Heinrich ein großes Dankfest, und erbaute und vergrößerte aus einem Theil der Beute und des verweigerten Tributs mehrere Städte am Ort der Schlacht, unter diesen auch Reichenbach, führte den christlichen Glauben darin ein und gab ihnen viele Privilegien und Freiheiten. Die Schlacht geschah im Jahre 925 nach Christo.

2) Der Knabe mit dem goldnen Zahn.

In Weigelsdorf bei Reichenbach wurde 1586 ein Knabe geboren, Christoph Müller, eines armen Zimmermanns Sohn, der bekam nach seines Vaters Tode, als er zur Schule ging, zu Ostern 1593 einen goldenen Backzahn auf der linken Seite, in der untern Kinnlade. Der Zahn glänzte wie klares Gold und erregte Staunen durch alle Länder umher. Viel ist über dieses Wunder geschrieben und viele gelehrte Leute haben es untersucht und bezeugt.

Im Jahre 1596 hat sich aber das Gold wieder verloren und haben daraus die Geistlichen und andere Leute viel böse Prophezeihungen gezogen.

*) nach einer andern Sage in der Gegend zwischen Münsterberg und Glaz.

18. Schweidnitz.

Geschichts-Kalender.

1250 von Herzog Heinrich III. zur Stadt erklärt.
1345 durch König Johann von Böhmen vergeblich belagert.
1413 sterben die Einwohner bis auf 17 Bürger an der Pest aus.
1452 erhält von König Uladislaus das Stadtwappen.
1522 Aufruhr der Bürger gegen den Rath des Münzwesens halber.
1629 den 17. Januar die Lichtensteiner unter Obrist Goes lagern sich in die Stadt und beginnen ihre Bekehrungsgreuel.

1) Name und Ursprung.

In den ältesten Zeiten hat der Ort Soyne, Suidnice oder Suini geheißen (nach Andern Suenetia) und soll von dem heidnischen Fürsten Suidno seinen Namen haben, der ums Jahr 755 diese Gegend beherrschte.

Einer andern Sage zufolge ist die Stadt erst ums Jahr 1070 von König Boleslaw II. von Polen gegründet worden, und war zur Zeit des Tartareneinfalls (1241) noch ein offener Flecken.

Vor Zeiten hat eine alte Herzogsburg bei der Stadt gestanden.

2) Die Schweidnitzer verlieren ihre Gerechtsame *).

Ums Jahr 1572 saß ein Bürgermeister Freund zu Schweidnitz, als ein mächtiger und stolzer Mann. Der ließ mit dem Rath einen böhmischen Edlen Caspar von Lausdorf, Sporenberg genannt, ohne Verhör und Recht auf öffentlichem Ringe den 27. Juli enthaupten, weil er des Burgemeisters Sohn, mit dem er sich im Trunke entzweit, beim Heimgehen am Petersthor im Zweikampf erstochen.

Daraus ist der Stadt großes Unheil entstanden; denn Kaiser Maximilian erzürnte sich sehr über dies Verfahren und nahm der Stadt zur Strafe die Obergerichtsbarkeit, freie Rathskur und das Mannrecht.

3) Der diebische Rathsherr zu Schweidnitz.

Es lebte vor alten Zeiten zu Schweidnitz ein Rathsherr, der liebte trotz seines grauen Alters das Gold mehr, denn die Gottesfurcht, und konnte nimmer genug von dem erstern erhalten. Darob wendete er seine gierigen Augen auf den öffentlichen Stadtschatz, so in dem alten Rathhaus in einem wohlverschlossenen Gemach aufbewahrt wurde, das seiner Wohnung gerade gegenüber lag.

Er richtete drum eine Dohle ab, daß sie alle Abend durch eine zerbrochene Fensterscheibe oder ein offenes Gitter hineinflog in die Schatzstube und ihm eine der goldenen oder silbernen Münzen brachte, so da auf den Zahltischen lagen.

*) Die schöne Novelle unseres Landsmannes Van der Velde: „die Patrizier" erzählt diese chronistische Thatsache.

Endlich merkten die andern Rathsglieder die stete Verminderung des Schatzes, hatten bösen Verdacht auf einander und beschlossen endlich, heimlich Wache zu halten in der Rathsstube, um den Dieb zu entdecken. So kam es, daß man bald merkte, wie der Vogel allabendlich hineingeflogen kam und eine der Gold- oder Silbermünzen hinwegtrug in dem Schnabel nach dem Hause seines Herrn. Alsobald legten die Wächter einige heimlich gezeichnete Goldstücke auf den Tisch und warteten, bis auch diese der Vogel hinweggetragen hatte.

Drauf wurde ein großer Rath gehalten und die Frage gestellt, was dem wohl geschehen möge, so den öffentlichen Schatz der Stadt wissentlich und zu anderer Leute Verleumdung veruntreue. Als nun der Spruch an den diebischen Rathsherrn kam, gab er ihn folgendermaßen: daß der verdiene, auf den obersten Umgang des Rathsthurmes gestellt zu werden und allda zu verhungern, so er nicht von außen zur Erde hinabsteigen könne.

Unterdeß hatten die andern Rathsherren heimlich Diener vom Gericht in die Wohnung des Verdächtigen gesandt und hatten dieselben allda den geflügelten Dieb und die gezeichneten Goldstücke wohlverwahrt in einer Truhe gefunden, und brachten sie als Zeugniß in den Rath.

Als der böse Rathsherr diese Zeugen seiner Schuld gewahrte, erkannte er, daß er entdeckt sei und der Spruch ihm gegolten. Auch rührte ihn das Gewissen also, daß er Alles willig bekannte und auf Vollziehung der erkannten Strafe bestund, obgleich man selbige, seines greisen Alters halber, lindern wollte.

Drauf wurde er hinaufgeführt auf den obern steinernen Umgang oder Kranz des Rathhauses und sich selbst überlassen, im Angesicht vieler hundert Menschen. Er raffte seine Kräfte zusammen und stieg hinab mit Zittern und Bangen bis auf einen steinernen Winkel unter dem Kranz, allwo er aber weder vorwärts noch rückwärts konnte und stehen bleiben mußte. Dort stand der Greis, erbärmlich anzusehen, bei Wind und Wetter zehn Tage und zehn Nächte lang, und nagte sich im wilden Hunger das Fleisch von seinem Gebein, so weit er mit den Zähnen reichen konnte. Dann erst ist er jämmerlich verstorben.

Zum Angedenken daran hat man sein und der Dohle Bild, aus Stein gehauen, auf das Thurmgeländer gesetzt; anno 1642 wehte es jedoch ein großer Sturmwind da herunter. Der Kopf davon aber soll noch auf dem Rathhaus bewahrt werden.

4) Das Licht vor der Rathsstube.

Vor die Thür der Rathsstube ist sonst alter Gewohnheit nach alle Abend um 9 Uhr ein brennend Licht gesetzt worden, das nicht eher ausgelöscht, denn bei anbrechendem Tage. Ist es aber eher geschehen, so ist dies ein Zeichen gewesen, daß ein Rathsherr bald sterben, oder der Stadt ein Unglück widerfahren werde. Der Thürschließer hat die Obliegenheit gehabt, das Licht alle Abend anzuzünden, bei Strafe schweren Gefängnisses.

5) Lübau.

Bis an den nächsten Berg bei Lübau sind im Jahre 1241 die Tartaren gekommen.

6) Vom todten Kinde.

Auf einem adeligen Schlosse in der Nähe von Schweidnitz zeigt sich ein seltsamer Spuk.

Es sitzt eines Abends spät eine Frau allein und hat die Thür ihres Zimmers offen, die auf einen langen Gang führt. Da geht plötzlich die Pforte gegenüber auf, und ein wunderschöner Knabe von etwa 7 Jahren, barfuß und nur mit einem weißen Hemdchen bekleidet, die Hände gefalten, tritt heraus und kommt auf sie zu, so nahe, daß sie vor Entsetzen die Arme ausstreckt, um ihn von sich abzuwehren. Das Kind sieht sie sehr wehmüthig und barmherzig an und kehrt dann wieder zurück, woher es gekommen; die Frau aber hat zu viel Furcht gehabt, um ihm zu folgen.

Nachträglich hörte sie, daß vor mehren 100 Jahren eine schreckliche Mordthat auf dem Schloß an einem Kinde, dem Erben, begangen sein solle, und daß das Kind nur alle 50 Jahre einmal erscheine, bis endlich Jemand den Muth habe, es anzureden, ihm zu folgen und so die Stelle zu finden, wo es in ungeweihter Erde begraben liegt. —

Einem Verwalter ist einmal in einem der Gänge des Schlosses des Abends spät ein großes schwarzes Pferd entgegengekommen, das fast den ganzen Gang versperrt. Es hatte keinen Kopf und schüttelte den blutigen Rumpf, daß die Blutstropfen umherflogen. Auf der Brust trug es ein großes goldnes Schild, hell glänzend; aber der Verwalter konnte aus Furcht nicht lesen, was darauf stand.

7) Ritter Hans von Mühlheim.

Der Ritter Hans von Mühlheim war ein gar tapferer und berühmter Rittersmann und gefürchteter Kämpe. Der konnte bald weder an Menschen noch Thieren einen würdigen Gegner mehr finden, und doch dürstete ihn nach einem recht mannlichen Kampf.

Drum beschloß Herr Hans in seinem kühnen Muth, mit dem Geisterreich anzubinden, und machte sich auf den Weg nach dem Zobtenberg, allwo ein zauberischer Zwerg herrschen sollte.

Als er nun an das Gestein am Berge kam, da lag ein schwarzer Bär, der schritt grimmig auf ihn los. Herr Hans aber zog sein gutes Schwert und schlug den Bären zu Boden, aber zu seinem Grausen erwuchs aus jedem Blutstropfen ein neues Ungethüm, und bald sah sich der Ritter auf allen Seiten von ihnen hart bedrängt. Aber mannhaft und sonder Furcht schlug der tapfre Kämpe drein und trieb die gespenstigen Ungeheuer zu Paaren. Als er nun nach langem Kampf das letzte gefällt, da stand plötzlich ein ehrwürdiger Greis vor ihm, der dankte dem Ritter, daß er ihn so muthig erlöst, und schenkte ihm ein Kräutlein, so die Eigenschaft hatte, immer frisch und jung zu erhalten, selbst nach dem Tode.

Ritter Hans lebte darauf noch lange Jahre, kämpfte noch manchen Strauß und blieb bis in sein hohes Alter jung und frisch anzuschauen, gleichwie in seinen besten Jahren.

In Plåsewitz, 2 Meilen von Schweidnitz, hat man am Ende des vorigen Jahrhunderts den versteinerten Leichnam des alten Ritters frisch und blühend wie im Leben in einem Erbgrabe aufgefunden.

Ende.

Druck von Fr. Rückmann in Leipzig.